Das

Orakelwesen im Alterthume.

Zum Selbstunterricht

von

Frl. Franziska Hoffmann.

Basel.

Commissions-Verlag von Chr. Krüsi

1880.

Vorwort.

Indem ich dieses Buch der Oeffentlichkeit übergebe, habe ich mich wegen eines Formfehlers zu rechtfertigen, welcher ihm den Charakter eines streng wissenschaftlichen Werkes benimmt. Es fehlt nämlich die Quellenangabe der Autoren, welche ich zu meinen Studien benutzt habe. Vor Allem will ich vorausschicken, dass es nicht meine Absicht war, der Gelehrsamkeit den ersten Platz in meinem Buche einzuräumen, da ich bei einem Erstlingswerke nicht darauf rechnen kann, dass die Koryphäen der Wissenschaft meinen Leserkreis bilden werden. Sollte es exceptionell der Fall sein, dass ein erfahrener Alterthumsforscher dies Buch durchliest, so fürchte ich dessen Urtheil am wenigsten, denn er wird wissen, dass alle Hauptschriften griechischer und römischer Autoren über das Orakelwesen entweder verloren gegangen oder vernichtet worden sind; dass die wenigen Fragmente der antiken Schriftsteller, welche wir über die in Rede stehende Institution besitzen, bereits von meinen Vorgängern in einzelnen Abhandlungen verarbeitet worden sind; dass eine umfassendere Darstellung des Orakelwesens nur aus einem gründlichen Studium des Alterthums im Allgemeinen, aus der adäquaten Benutzung der in philosophischen, in historischen und in archäologischen Werken verstreuten Bemerkungen und Hinweise über das Orakelthum hervorgehen konnte, welches seiner Zeit die ganze antike Welt beherrschte und durchdrang. Der grosse Gelehrte wird begreifen, dass das verpönte Wort: Eklekticismus dennoch den einzig möglichen Gegensatz zu einseitig beschränktem Wissen bildet; die Schilderung einer die drei Weltregionen umfassenden Institution naturgemäss in die verschiedensten Gebiete hineinführen musste, starre Begrenzung hier Mangel wäre.

Das Buch ist einfach als ein Lehrbuch zu betrachten und als solches zu beurtheilen; ein Lehrbuch, wenn es auf der Geschichte fusst, hat den Charakter einer absoluten Neuheit weniger zu erstreben, als den der Gründlichkeit und der historischen Treue. Daher ist es selbst-

verständlich, dass die vorhandnen classischen Fragmente, auch auf die Gefahr der Wiederholung hin, in dem Buche ihren Platz finden mussten, sonst würde ihm der Stempel eines culturgeschichtlichen, auf Wahrheit basirten Werkes fehlen. Energisches Festhalten an der Realität des Gewesnen ist um so nöthiger, da der grosse Zeitraum, welcher uns von der antiken Welt trennt, weniger zur Unkenntniss als zur Entstellung derselben geführt hat, falsche Ansicht und individuelle Meinung sich besonders dem Orakelwesen gegenüber geltend zu machen wussten. Eine Institution jedoch, welche Jahrtausende lang bestanden, Millionen von Menschen in fortlaufenden Generationen beschäftigt und absorbirt hat, verdient eben so wohl wie die Bauwerke Herculanums und Pompejis aus dem Schutte hervorgezogen, gekannt und beleuchtet zu werden, da sie eine Fundgrube von Wahrheiten, Lehren, aus dem Menschenthum hervorgegangnen Irrthümern enthält; ein Spiel der Leidenschaften, welches als Erfahrungsschatz wieder benutzt werden kann.

Das erste Buch, welches ich gelesen, um einen vollständigen Ueberblick über das ganze Alterthum zu gewinnen; um eine Angabe über alle vorhandnen und nicht mehr vorhandnen Werke, besonders auch der Autoren zu finden, welche sich fest an die ihnen vom Orient überlieferten Traditionen gehalten haben, war ein französisches Werk von Matters: „Histoire de l'école d'Alexandrie.“ Dieses Buch hat den Gang meiner Studien geleitet und tritt derselbe auch so deutlich hervor, dass sich Niemand darüber täuschen kann.

Wenn ich Aufschlüsse über das Wesen der Gottheit und über Weltgesetze suche, so studire ich die Cabbala und deren geistvollsten Interpreten: Pythagoras. Wenn ich die Intelligenz auf dem Gipfel suche, so studire ich die antike Hermes-Weisheit, welche die Neu-Platoniker insbesondere zu verewigen wussten.

Wenn ich über Creta oder über Delos schreibe, historische Bemerkungen über Griechenland und Rom mache, so ist es selbstverständlich, dass ich Werke über diese Inseln, wie über die zwei antiken Weltreiche gelesen habe; da es sehr leicht ist, sich historisch und geographisch zu orientiren, so schien es mir ganz überflüssig, den Gang der Lektüre zu unterbrechen, das Verständniss eines in das Geheimwissen hinüberschweifenden Gegenstandes, wie das Orakelwesen ist, durch Quellenangabe zu hemmen und zu erschweren. Es würde dies den wissenschaftlichen Werth meines Buches nicht erhöht, den ästhetischen und rhetorischen Werth desselben jedoch geschwächt haben.

Ueber meine in Italien gemachten Kunststudien Stellen anzugeben und Namen der Autoren zu nennen, wäre ganz unmöglich. Mit Ausnahme archi-

tektonischer Werke, welche bestimmte Verfasser haben, sind die grössten und bedeutendsten Werke: Beschreibungen einzelner Museen, der Gemälde Herculanums, der Kunstschätze Pompejis, theils von italienischen Humanisten, theils von späteren Alterthumsforschern verfasste Massenarbeiten, oft Riesenwerke, aus zahlreichen Bänden bestehend, wo die Namen all der Mitarbeiter vornweg angegeben sind, unter den einzelnen Textbeschreibungen jedoch fehlen.

Die Kunst war im 15. Jahrhundert, zur Blüthenzeit der Renaissance, das, was die Theologie im Alterthume war, nämlich: die Königin der Wissenschaften, welche alle anderen Wissenschaften in sich convergiren liess. Die wahrsten und richtigsten Bemerkungen über einzelne mythologische Erscheinungen, über religiöse Einrichtungen und Feste, über den innigen Zusammenhang zwischen orientalischen Ideen und Verkörperungen derselben in der griechischen Kunst, habe ich aus diesen Werken geschöpft, Klarheit über Vieles gewonnen, was die Wissenschaft in grosser Reserve nicht aufzuklären versucht. Was ich zu verdeutlichen wünsche, ist: dass nichts in meinem Buche auf Hypothese beruht, sondern alles auf Studium und Combination, auf der geschickten Benutzung des aphoristisch Gesagten, verstreut Hingeworfenen.

Noch über einen zweiten Punkt habe ich mich zu rechtfertigen. Inmitten der antiken Weltanschauung stehend, bediene ich mich ohne Rückhalt des Namens: Gott und der Gottheit, worunter ich selbstverständlich nicht etwa den Zeus, sondern den Gott des Universums meine. Alle mit dem Alterthume einigermassen Vertrauten sind sich bewusst, dass das esoterische Wissen im strengsten Monotheïsmus gipfelte, die höchste Gottheit jedoch als ein Mysterium betrachtet wurde, welches man weder zu verhüllen noch zu offenbaren wagte, daher nur andeutete. Ueber den zur Verdeutlichung dienenden Terminus der höchsten Gottheit herrschte jedoch kein Gesetz, auch keine übliche Form, sondern eine unbegrenzte Vielheit der Ausdrucksweise, welche jeder einzelne Philosoph, jedes herrschende Priestergeschlecht noch zu vervielfältigen wusste. Jeder rang, die Gottheit bei allem Ausgesprochenwerden verschwiegen und unentweiht zu lassen. Aus diesem Religionsgefühl ging eine identische Vielheit von Benennungen hervor, wie z. B.: die Urmonas, das Absolute, das Allgemeine, die höchste Substanz, der Urquell des Lichtes, das Eine Weise, das Urprincip, der Logos, das ewige Gesetz und andere. Zu all' diesen Ausdrucksformen tritt der in der Cabbala herrschende J'hovah! Diese verschiedenen Bezeichnungen würden die Verständlichkeit des

Buches ebenfalls beeinträchtigt haben und schien es mir angemessen, das Wort zu wählen, in welchem der antike und der christliche Begriff von dem höchsten Wesen zusammenfällt, das Wort: Gott und die Gottheit.

Das ganze Alterthum steht vor uns wie ein geschlossener Mysterientempel. Wer die aufgefundenen Trümmer als Wurfsteine benutzt, um sie gegen die Thore des Tempels zu schleudern, der kann zwar die Pforten desselben sprengen, doch er wird im Innern nichts erblicken, mit geistiger Blindheit geschlagen umhertappen. Nur wer sich dem Tempel in Ehrfurcht naht, wer den Isisschleier nicht mit feindlichen Händen zu heben versucht, dem wird er das Wahre, das Wichtige und Wissenswerthe enthüllen!

Ueber den Ursprung der Orakel.

Im Alterthume hatten all' die Dinge, welche uns jetzt sonderbar und räthselhaft vorkommen, eben so wohl einen natürlichen als einen übernatürlichen Grund. Dieser Grund wurzelte jedoch selten im Griechen- und Römerthume, sondern im Orientalismus. Die Griechen und Römer verstanden es hauptsächlich, das Leben zu verschönern, zu erheitern und auszubeuten. Die Urvölker hingegen blieben an den Tod und den Unsterblichkeitsgedanken geschmiedet. Die Macht des Todes zu schwächen, den Fluch des Todes zu brechen, das Princip des Lebens über das Princip des Todes triumphiren zu lassen, darauf war ihr ganzes Sinnen gerichtet. Sie betrachteten den Tod als eine Strafe Gottes für den Sündenfall, doch gleichzeitig als eine furchtbare Naturkraft, die sie mit Aufwand einer noch grösseren Kraft zu überwinden versuchten. Darum richteten sie ihre Geistesthätigkeit zuerst ausschliesslich auf das Studium der Naturphilosophie, der Naturgesetze und der geheimsten Naturkräfte. Das Urwissen war ein Naturwissen, ein grossartiges Verständniss electrischer, magnetischer und sympathischer Kräfte. Dieses Urwissen ruht wie ein tiefversenkter Schatz, zum ersten Mal in systematische Form gebracht, in den samothrakischen Mysterien, welche der Thrakier Orpheus nach ägyptischem Typus organisirte. Das in diesen Mysterien niedergelegte Wissen war so immens, dass man dem Stifter des orpheïstischen Bundes später vorwarf, er hätte angefangen, die Grenzen göttlicher und menschlicher Wirksamkeit zu verrücken, sei dafür von Zeus durch einen furchtbaren Tod bestraft worden. Letzeres bezieht sich auf eine Verwechslung des Priesters Orpheus mit dem Sänger Orpheus, an welchen sich die Mythe der Euridice knüpft und welcher später von den Bacchantinnen in Stücke zerrissen wurde, weil er erklärte, keiner anderen Frauenliebe mehr fähig zu sein. Da Beide zur Zeit des Argonautenzuges lebten, Beide sehr berühmt waren, so ist die Wissenschaft noch heutigen Tages nicht über eine Verwechslung der zwei Persönlichkeiten hinweggekommen. In der Kunst werden sie jedoch entschieden getrennt. Polygnot stellt den mit der Mythe ver-

flochtenen Orpheus stets als jungen, schönen Griechen dar, auf dem Wege nach dem Orkus, wo er, an eine Trauerweide gelehnt, durch Gesang und Saitenspiel die herbeieilenden Thiere bändigt; während alle auf den Priester Orpheus bezüglichen Gemälde ihn als einen greisen Pädagogen und Sänger inmitten einer Philosophenschule darstellen. Auch lässt sich annehmen, dass die Bacchantinnen in so weit Frauen waren, um über einen greisen Priester, welcher der Liebe abschwört, nicht in so fanatische Wuth zu gerathen, um ihn in Stücke zu reissen; dass dieser Akt der Rache an dem krankhaften Sänger der Elegien verübt worden sei.

Wenn wir fähig wären, die samothrakischen Mysterien vollständig zu enträthseln, so besässen wir in einem lebendigen Zusammenhange Alles das, was wir durch mühsam fortgesetzte Beobachtung einzeln wieder hervorziehen müssen, um zu Resultaten der Wissenschaft zu gelangen. Die Alten bezeichneten mit freier instinktiver Empfindung die Wirkungen der Steine und des Pflanzenreiches, wie die kosmischen Natureinflüsse. Alle in den samothrakischen Mythenkreis gehörenden Götterdämonen: Kabiren, Dioskuren, Daktylen und andere Vulkanpriester sind Personifikationen von Zwillingsfeuern; sie deuten die Polaritätslehre der Elektricität und des Magnetismus auf das Treffendste an. Sie Alle verarbeiteten natürliche und verfertigten künstliche Metalle; die lemnischen Ketten z. B., die samothrakischen Ringe, die alle Mysten tragen mussten und denen die Kraft der Unheilabwendung zugeschrieben wurde, sind aus künstlichem Metall hervorgegangen. Diese Ringe sind ordentliche Ketten verstärkter und leitender aneinander gereihter Magnete gewesen, eine Art magnetischer Batterie; mit derlei Dingen trieb man in der Urzeit keinen Götzendienst, sondern es wurde eine geheim in sie gelegte Naturkraft in ihnen verehrt, sie galten als beseelte Metalle. Ein solch' beseeltes und zwar mit einer unheilschwangeren Naturkraft beseeltes Steingefüge war das Halsband, welches Vulkan der Harmonia zum Hochzeitsgeschenk machte, um das Vergehen ihrer Eltern: der Venus und des Mars, an ihr zu rächen. Vulkan war der Grosswerkmeister der samothrakischen Mysterien, wo er wie in Memphis Axiero genannt wurde; er galt als Regler des Fatums, die unvermeidliche Verknüpfung der menschlichen Ereignisse wurde auf ihn bezogen und dies fatale Halsband — der Urtypus aller ineinander verschlungenen Ketten, war die ursprüngliche Allegorie dieser Verknüpfung. Es ging aus den Händen der Harmonia auf Semele über, später auf Ino, Agave, Jocaste, Argia und Hériphile. Alle diese, theils der Mythe, theils der Geschichte angehörenden Frauen verfielen einem tragischen Geschicke,

welches in einer früher begangenen Schuld wurzelte, dem sie daher nicht entfliehen konnten.

Ein glückbringendes Geschenk, welches aus der Schmiede des Vulkan hervorging, war die wunderwirkende Keule des Herakles; diese war keineswegs von Holz, wie die der Kentauren, sondern von kunstvoll gefertigtem Metall, durchweg hohl, um weniger schwer zu sein am unteren Ende jedoch knorrig, voll niederschmetternd wuchtiger Kraft. Herakles schliesst als idäischer Daktyl dem kabirischen Mythenkreise sich an und stand als solcher etwa zwei Fuss hoch neben der fünfzehn Fuss hohen Göttermutter Cybele in den Weihgebäuden der samothrakischen Mysterien. Ebenso waren die siegreichen Waffen des Achilles, von seiner Mutter Thetis ihm überreicht, aus dieser Schmiede hervorgegangen.

Festzuhalten ist hauptsächlich dieses: dass die Altägypter im Vollbesitz elektrischer, magnetischer und sympathischer Naturkräfte waren und dass der thrakische Priester Orpheus, welcher neben Thales und Pythagoras zu den einzigen Griechen gehörte, welche in das ägyptische Geheimwissen eingeweiht worden waren, dieses Naturwissen in den samothrakischen Mysterien niederlegte und auf die eingeweihten Griechen übertrug.

Die Aegypter benutzten ihre Kenntnisse vor allen Dingen dazu, der Macht des Todes entgegenzuarbeiten und Krankheiten zu heilen. Die altägyptischen Tempel waren mehr Heilungstempel als Heilstempel und darin lag ihre hochpoetische Seite. Hinter der Hauptzelle befand sich bekanntlich das Adytum, das nur für Priester bestimmte Heiligthum. Aus den Seitenzellen führten zwei Thüren in ein grosses offenes Atrium, das ringsum von einer Säulenhalle umgeben war. Dieser Peribolus diente als Communication zu den verschiedensten unter und über ihm angebrachten Räumlichkeiten. Zu diesen Tempeltheilen gehörte z. B. das Sacrarium, in welchem die heiligen Utensilien aufbewahrt wurden: das Donarium, für Weihgeschenke, Gelder, Testamente und wichtige Dokumente bestimmt. Ferner ein grosses Ethnicorum — ein Speisezimmer; mehrere Delubrien von verschiedener Grösse — das sind die für die Krankenpflege und für den Traumschlaf bestimmten Gemächer. Im Atrium selbst waren Lustgärten mit schattigen Hainen, Marmorbassins zu Wasserfahrten geeignet, angebracht. Feierliche Stille herrschte überall, Wohlgerüche durchzogen die Luft, denn dreimal des Tages wurde geräuchert; früh mit Harz, Mittags mit Myrrhen, Abends mit Kyphy, einer aus 16 Ingredienzien bestehenden Mischung, in welcher Pflanzen narkotischer Wirkung enthalten waren: Santalum, Aloe, Mastix, Safran,

Schwefel, insektentödtende Substanzen neben aromatischen Säften und Kräutern. Lange ehe die Eintretenden in den Tempel selbst geführt wurden, verweilten sie in den Vorhöfen und Vestibülen und das Erste, was ihrem Blicke begegnete, waren bronzne Votivtafeln, auf denen Wunderkuren repräsentirt waren; ferner Canoben — das sind mystische Gefässe, der magischen Hermeslaterne und dem Wunderbecher Kondy der Perser zur Seite zu stellen. Canobus war ursprünglich ein Naturgott, unter die Grossen und die Guten: die Cabiren gehörend. Mit ihm wurde die Bedeutung des goldnen Bodens verbunden. Daher Aegypter, Phönizier und Vorder-Asiaten ihn unter der Gestalt einer componirten Gefässbildung verehrten, in welcher Form er Hauptgegenstand eines Geheimdienstes in der Stadt Canobus an der Nilmündung blieb. Ein Männerkopf trug den Nilkrug oder ein sphärisches Gefäss, welches mit Schlangen, oft seltsamen Körpercompositionen und Attributen dekorirt war. Das Universum in der Urform bestand aus 4 Elementen; erst durch die Mischung dieser 4 Elemente entstand die Natur als eine schöne Welt und der Mensch als Herrscher der Natur. Der Canobus war der gehalt- und geheimnissreiche Weltkelch, der Feuer, Wasser, Luft und Erde in sich verwahrte, in welchem die Mischung stattfand. In der ägyptischen Plastik sind daher Sphinxe sehr oft die Ueberbringer dieses mystischen Gefässes, welches sie dem Herrn der Natur: dem Osyris reichen, auf dass er die Mischung bestimme. Vier Canoben, die 4 Elemente darstellend, wurden oft auch als Träger von Altären, Leichentischen und Platten zu heiligen Verrichtungen benutzt, immer dem Begriff von Tempelgefässen entsprechend.

Ferner erblickten die Eintretenden bronzne, schlangenumwundne Hände zwischen Palmenzweigen, wie sie bei den Isis-Prozessionen umhergetragen wurden. Drei Finger dieser Hände waren stets erhoben und zwei geschlossen, auf dem Rücken derselben Widderköpfe, die verschiedensten Thierformationen und Symbole angebracht, um sie als mani pantee, unzähligen Gottheiten gewidmete Hände darzustellen. Oft ruhten sie in schöner Plastik, ohne jedes Emblem auf grossen, metallnen Consolen, welche alsdann mit räthselhaften Attributen: der Waage, dem Schlangenstabe, Prometheuslampen, durch welche man den Blitz vom Himmel beschwören und herabziehn konnte, magischen Instrumenten, Krokodillen und anderen Nilthieren beladen waren. Die Hand des Herrn bedeutete im Judenthume den Beistand und den Rath Gottes, stets die Wahrheit zu sagen und das Gute zu thun. Bei den Aegyptern war die Hand das magische Organ, um medizinische Wunder zu vollziehen. Die Hand giebt der magnetischen Kraft die Richtung, die Berührung

zieht an oder stösst ab. Nur die bedeutendsten Priester wurden zur Krankenpflege verwendet; sie trugen magnetische Conductoren in der Hand und Sprengwedel zur Anwendung des magnetischen Wassers. Beim Magnetisiren selbst bedienten sie sich der Göttermasken: der des Anubis und des Harpokrates. Anubis mit dem Hundskopf war der treue Lebenswächter; Harpokrates, der zweite Sohn der Isis, die hauptmedizinische Gottheit der Aegypter, welche dem griechischen Aesculap, dem Sohne des Apollo entsprach. Nie jedoch unternahmen die ägyptischen Priester eine Cur, ohne den Kranken vorher beruhigt, durch heilige Ceremonien zur Erwartung des göttlichen Beistandes, zum Gottvertrauen gestimmt zu haben. Zu dieser Beruhigung trug die Schönheit, von der er sich all überall umgeben sah, unendlich Vieles bei. Selbst die Schlafzimmer waren luxuriös, die Betten Prachtbetten. Von Ersteren wird berichtet, dass sie mit einem Kabinet in Verbindung standen, aus welchem die heilenden Ströme durch gläserne Cylinder in das Schlafzimmer geleitet wurden; auch das Bett ruhte auf sechs festen, durchsichtigen Glassäulen; der Betttempel von Purpur und himmelblauen Stoffen erhob sich über Matratzen, welche mit arabischen und morgenländischen Riechwassern durchdrungen und mit dem feinsten Linnen drapirt waren, ganz im Geschmack des persischen Hofes, welcher den asiatischen Luxus am gesuchtesten zu repräsentiren wusste. Durch diese verschwenderische Pracht wurde auf einen ganz bestimmten Zweck bei dem Kranken hingewirkt. Es entstand dadurch Liebe, Dankbarkeit, Sympathie für den heilenden Arzt in ihm. Der Magnetismus ist bekanntlich auf Sympathie und Antipathie begründet. Der Magnetismus des Magneten und aller unbelebten Körper geht aus der Anziehungskraft hervor. Auf Anziehungskraft und Uebereinstimmung beruht auch die magnetische Kraft bei den Menschen. Der leidende Theil muss mit dem wirkenden gleich oder gar stärker an Kräften sein. Sympathie ist keine körperliche Substanz, sondern ein ätherischer Geist, rein, lebendig, welcher alle Dinge durchdringt und die Masse des Weltalls bewegt. Grosse Aerzte des 15. und 16. Jahrhunderts, welche Wunderkuren durch den Magnetismus verrichteten, erklärten geradezu: der Arzt solle die Weltseele in sich tragen, statt des Geistes, das heisst: er soll ein waches Gefühl der Uebereinstimmung mit allen belebten Wesen in sich tragen, denn darin beruht das Geheimniss seiner magischen Kraft. Ein schottischer Arzt bemerkt: das Universalmittel ist das Licht. Licht ist der verstärkte Lebensgeist; dadurch kann man sein Leben verlängern und jedes Verderbniss verhindern. Die Verkettung der Geister untereinander ist nichts als eine Verkettung der Strahlen. Magnetismus ist wechsel-

seitige Strahlung. Dies ist die altorientalische Lichttheorie. Die Worte des Psalmisten: die Nacht zeigt der Nacht die Wissenschaft an, beziehen sich auf den Magnetismus, auf diese Lichttheorie der höheren Erkenntniss. Denn um die Segnungen des Traumschlafes auf den Kranken herabzuziehn, wurden zuerst vor der Statue des Harpokrates Mondopfer, bestehend aus dem Soma-Tranke, Blumen und Früchten, dargebracht. War dies geschehn, so schloss der Leidende, poetisch eingewiegt vom Spiel der Wellen und dem Flüstern des Blattwerks, in einem Prachtbette die Augen. Anfangs schwebte die Seele im Dämmerlichte, zwischen Affekt und Bewegung, zwischen Freude und Leid, zwischen Kühnheit und Furcht vor Gefahren, bis dieser Traumschlaf zum Wonneschlaf wurde, der Allsinn erwachte, das Licht der Erkenntniss in entfesselter Klarheit zu strahlen begann. In der Stille der Nacht war der Priester an das Bett des Kranken getreten, ihn mit der magnetischen Kraft des Hellsehens zu erfüllen, ihn selbst nach dem Heilmittel, welches ihm die Genesung zurückgeben könne, zu fragen. War dieses genannt, was in den meisten Fällen geschah, so wurde auf die Heilung des Kranken mit sicherem und schnellem Erfolge hingewirkt.

Dieses magnetische Heilverfahren legte den Grund zu dem Orakelwesen der Orientalen. Die ersten Orakel waren Traumorakel. Man sehnte sich nach den Offenbarungen des höheren Hellsehens nicht nur für physische, sondern auch für geistige und weltliche Zwecke. Man nahm an, dass das Göttliche eine im Hintergrunde der Erscheinungen webende Macht sei, die in keinem regelmässigen Verkehr mit der Natur und den Menschen stand, sondern sich uur in momentanen Einwirkungen kund gab. Der geschärfte, innere Sinn, welcher nach der Entdeckung der geheimsten Naturkräfte strebte, war daher bei den Orientalen zugleich der Genius, der die Gottheit sucht und entdeckt. Träume an sich sind weissagender Art, denn während der Schlaf dem Körper Fesseln anlegt, entbindet er den im Zügel gehaltenen Geist und erlaubt es ihm, in entfernten Räumen und Zeiten herumzuschweifen. Die träumende Seele ist reich an Phantasmen und vorüberziehenden Visionen; der prophetische Traumgenius erleuchtet mit Sonnenhelle das Sehfeld, Personen und Gegenden, bemächtigt sich des labyrintisch herumirrenden Gedankens und zeigt ihm den oft schmerzlich gesuchten Ausgang. Andrerseits gab es auch bedeutungslose Träume, voll leerer Gaukelbilder, welche stets dann entstehen, wenn die Seele des Schlafenden mit störenden Dingen belastet ist, fremdartige Eindrücke in sich aufgenommen hat. Man überliess es daher den Träumenden keineswegs, ihre eignen Träume zu deuten. Bei jedem Tempel waren Traumdeuter

angestellt, welche sich ausschliesslich mit der Traumdeutungskunst beschäftigten; vorerst dem Fragenden anriethen, seine Gedanken vor dem Einschlafen fest und dauernd auf den Gegenstand zu richten, der ihn am meisten beschäftigte; alsdann die gehabten Träume in 3 bestimmte Categorien sonderte, nämlich: in spekulative, allegorische und divinatorische Träume, welche sie stets in symbolischer Sprache auslegten. Spekulative Träume sind Visionsträume; solche, wo es dem Schlafenden hauptsächlich auf den Ausgang einer Sache ankommt, er nur eines günstigen oder ungünstigen Zeichens harrt. Allegorische Träume enthalten einfache, leicht deutbare Bilder mit feststehendem Charakter; sie wurden für die Entwicklung des Orakelwesens am bedeutungsvollsten da sie auf die grosse Naturwahrheit hinwiesen: dass die nämlichen Ursachen auch stets die nämlichen Wirkungen erzeugen. Divinatorische Träume wurden als die höchste Traumart erkannt; man nahm an, dass sie von göttlichen Einflüssen bedingt waren, es dem Menschen ermöglichten, die entlegensten Geheimnisse zu erblicken. Die Aegypter schrieben die Traumorakel nieder und es entstand daraus eine systematische Wissenschaft der Traumdeutungskunst, wobei es hauptsächlich darauf ankam, die gottgesandten Träume von denen der Menschenseele entstiegnen zu unterscheiden. Die sibyllinischen Bücher, über deren Ursprung man nie ins Klare gekommen ist, können nichts Anderes gewesen sein, als solche in poetischer Sprache niedergeschriebene Traumorakel, denn die Sibyllen selbst waren im Orakeldienst auferzogne Priesterinnen, welche nach Griechenland und zu den italischen Stämmen zogen mit persischen, chaldäischen und ägyptischen Orakelschriften versehen. Die Bücher enthielten ausser Religionsmysterien, wesshalb sie selbst von den Kirchenvätern gelesen wurden, Aufschlüsse über die Zukunft mit bestimmter Angabe der Ereignisse; Antworten auf die Fragen jedes Einzelnen oft voll räthselhafter Deutungen und Symbole, so dass im Anfang nur die Apollopriester sie zu lesen vermochten, bis eigne Gelehrte mit dem Dienst betraut wurden, die Bücher zu bewachen und auszulegen.

Das Traumorakelwesen der Orientalen fand in der griechischen Kunst einen höchst poetischen Ausdruck in Hypnos, dem Gott des Schlafes, der als schöner Jüngling mit geschlossenen Augen, Schmetterlingsflügeln an den Schläfen, Adlerflügeln an den Schultern dargestellt wurde. Er war nicht der Gott des materiellen Schlafes, sondern der imaginäre Geber der Ruhe; er vereinigte in sich: Müdigkeit, Schlafsucht, Lethargie, Erstarrung, Betäubung, war stets von Tausenden von Oniri oder Traumgeistern umgeben, von Leuchtkäfern umschwirrt, welche als Wächter des Schlafenden galten und einer Schnecke begleitet, als

Symbol des tiefsten Geheimnisses. Die über seinem Kopfe zusammengeschlagenen Adlerflügel bezeichneten die Schattenhaftigkeit seines Wesens; der Schmetterling als das flüchtigste und schweigsamste Insekt lieh ihm und den schwebenden Traumgestalten die Flügel, um die menschliche Seele zu symbolisiren, welche befreit von den Fesseln der Materie fähig ist, mit geistigen und göttlichen Substanzen zu verkehren. In den orphischen Hymnen wird Hypnos Oniros genannt und also angeredet: Oniros, der in der Ruhe des sanften Schlafes schweigend sich nähert und schweigend den schweigenden Seelen die Zukunft verkündet!

Unter den Traumgeistern unterschied man den Fantaso, welcher mit leblosen Wesen erfüllte Träume sandte; Fobetores oder Icelo, welcher Thiergestalten in die Träume verwebte, was bei Trunknen oder heftig Erregten oft der Fall war; endlich Morpheus, welcher Visionen voll menschlicher Wesen an der Seele des Träumenden vorüberziehen liess. Nur Morpheus, dargestellt mit dem Rhiton, einem Gefäss in der Hand, um den Schlaf auszugiessen, hatte daher auch die mit offenen Augen schlafende Eidechse als Attribut, das Symbol der prophetischen Träume. Alle berühmten Dichter des Alterthums haben sich mit dem Wohnort des Hypnos und der Oniri, der grossen Bändiger der Götter und Menschen, beschäftigt. Hesiod und Ovid versetzen sie in eine Höhle, die unzugänglich für die Strahlen des Phöbos an der Mündung des Orkus beim Gestein Leucate sich befand, wo Tag und Nacht ineinander verschmolzen, 2 orineïsche Thore sich allnächtlich öffneten, um göttliche und menschliche Träume emporzusenden. Homer spricht von einer Insel der Oniri, wo kein Mensch wohnte, wo zwischen Mohnstauden und Alraunwurzeln nur Nachtvögel mit geräuschvollem Flügelschlage herumflatterten, wo 2 Tempel standen: der Tempel der Lüge mit einem Thore von Elfenbein, aus welchem türgerische Traumbilder schwebten, und der Tempel der Wahrheit mit einem Thore von schwarzem Horne, aus welchem die wahren Träume herauszogen, die Räthsel der schlafenden Welt zu enträthseln. Enträthselung war überhaupt das Losungswort der antiken Völker. Sie hatten den Muth zu fragen, zu forschen und Alles entschleiern zu wollen. Das Traumleben hatte sie zur wachen Vision geführt; hatte ihnen den inneren Sinn erschlossen, welcher unabhängig von der Thätigkeit äusserer Sinnesorgane bei Abwesenheit der Objecte Erscheinungen hatte, die oft wahr waren, der Wirklichkeit entsprachen und in eine höhere Geisterwelt hineinragten. Das Traumleben hatte ihnen gezeigt, dass es nur dann möglich ist, ein Prognostikon zu stellen, die Dinge in einem erkennbaren Causalnexus zusammenzufassen, wenn man das Vermögen besitzt, die unsichtbaren, tief verborgnen Anfänge

des Werdens zu erkennen. Der Mensch ist ein Seher, wenn er den Sinn des inneren, unmittelbaren Schauens besitzt; ein inneres Gestaltungsvermögen der Phantasie, welches sich unabhängig von den Bildern der Aussenwelt erhält; wenn er die unhörbaren Klänge einer ewigen Harmonie wahrnimmt, in der sich alle scheinbaren Dissonanzen des Vereinzelns und Sonderns gegenseitig ergänzen und zum Einklang auflösen.

Die Orientalen erkannten das Wesen der prophetischen Kraft; in dem Grade, als sie diese Karft in sich zu potenziren und zu steigern wussten, bemächtigten sie sich des Prophetenthums. Diese Steigerung der Kräfte erstrebten sie im Anfang keineswegs durch künstliche Mittel, wie durch Opium, den Soma-Trank und andere berauschende Substanzen; auch nicht wie die mantische Pythia im Apollotempel zu Delphi durch das Einathmen oxydirten Stickgases — sondern sie erstrebten diese Steigerung der Kräfte durch das ganz natürliche Mittel der religiösen Begeisteruug. Die ächte, religiöse Begeisterung ist das höchste Selbstbewusstsein, die höchste in die übersinnliche Welt eingreifende Freiheit des menschlichen Geistes. Begeisterung ist hier gleichbedeutend mit Enthusiasmus und Entzückung. Jamblichus nennt die Entzückung eine geheimnissvolle Bewegung, eine Vermittlung des Geistes und einen Hauch Gottes. Aus der ewigen Lichtquelle Gottes fliessen unaufhörlich Bilder, Kräfte, Gestalten, Geister. Das Verstehen und Ergreifen dieser Bilder, dieser Kräfte, dieser Gestalten und Geister, das ist die wahre prophetische Kraft. Um in ihren Besitz zu gelangen, dazu gehört vor Allem ein zu Gott emporstrebender Gedanke, innere Ruhe, Weltflucht, Sündlosigkeit und Heiligkeit. Die Gymnosophisten Aethiopiens, die ägyptischen Therapeuten, die ein Einsiedlerleben führten, wie die brahmanischen Büsser waren alle divinatorischer Natur und besassen die Gabe der Weissagung. In Indien bestand kein bestimmtes Orakelwesen; die indischen Könige jedoch, wenn sie in Verlegenheit waren und eines Rathes in Staatsangelegenheiten bedurften, sandten geschriebene kurze Anfragen durch reitende Boten an die brahmanischen Waldsiedler und erhielten auf der Stelle die gewünschte Auskunft. In Persien, Medien, Syrien und Aegypten hingegen war das Orakelwesen durch Chaldäer, Magier und die Priesterkasten vollständig begründet, ehe es auf die Griechen überging. In Aegypten hält Hermes, der Priesterkönig, das Unterpfand des ägyptischen Lebens, das Horn des Heils in der Hand in der Gestalt eines Gazellenhornes; durch dieses Horn wird der Aufgang des Sirius und das daranhängende Geschick des Jahres von ihm gesehen und verkündet. Eben so trägt er die Weltleuchte, die kos-

mische und magische Laterne in der Hand, die ihm den Bau der Erde und der Körper zeigt; den Weltspiegel, durch den er Alles sieht und da er es sieht, erkennt und da er es erkennt, zu erklären und zu zeigen weiss.

In Persien baut Dschemschid, der Feuerheros mit der schwarzen Hand: Esthakar und findet beim Aushauen der Felsen den Wunderbecher Kondy, geformt aus dem Steine Turkis, angefüllt mit kostbarem Tranke, zugleich Zauberspiegel — aus dessen feuchtem Grunde Bild auf Bild emporsteigt und wieder entschwebt; der in dieser aufsteigenden Bilderfülle das Weltall versinnlicht und als Weltspiegel: Dschami Dschehan nama heisst.

Von diesen 2 Gefässen des Heils: der kosmischen Hermeslaterne und dem Becher Kondy der Perser sind 2 Divinationsarten abzuleiten, welche ausschliesslich unter orientalischen Völkern heimisch blieben, die Hydromantik und die Katoptromantie: die Wahrsagung durch Spiegel. Letztere zerfiel in 2 Arten. Entweder man tauchte einen Spiegel in Wasser und hielt ihn plötzlich vor das Gesicht eines Menschen, eines Verdächtigen z. B. um zu beobachten, ob sich sein Antlitz verzerrt und entstellt oder freundlich und natürlich darin abspiegele. Das schön oder hässliche Spiegelbild entschied in diesem Falle über Schuld oder Unschuld, ebenso entschied es bei Kranken über Genesung und Lebensgefahr. Oder man beschrieb einen Spiegel mit Blut, kehrte ihn gegen den Vollmond und las alsdann die gänzlich veränderten hieroglyphischen Zeichen, die als ein aus der Mondscheibe geflossnes Zauberorakel betrachtet wurden. Nur grosse Gelehrte, wie die Magier und Pythagoräer, konnten diese Art der Divination betreiben, denn es gehörten umfassende Kenntnisse antiker Sprachen und mathematisch bedeutsamer Formen dazu.

Die Hydromantik, die Wahrsagung aus dem Wasser, war ursprünglich ein Nilorakel. Sie bestand in der Beobachtnng des Steigens und Fallens, der Farbe des Wassers; der sich darin darstellenden Bilder und Erscheinungen, woraus man physische Vorbedeutungen schöpfte. Diese natürlichen Wahrnehmungen führten zu künstlichen Veranstaltungen. Man erfand eine hydromantische Maschine, durch welche man Jemandem ein Bild nach Belieben plötzlich sichtbar machen und wieder verschwinden lassen konnte. Sie bestand in einem Gefässe, auf dessen Boden das Bild sich gemalt befand, welches nun, wenn man mittelst der Maschinerie das Gefäss unbemerkt füllte, durch die Brechung der Lichtstrahlen plötzlich zum Vorschein kam, beim Abfliessen des Wassers aber wieder verschwand. Feuer und Wasser waren nach Ansicht der Magier die Hauptelemente, die Schöpfer und Spender des Lichtes;

Wunder des Lichtes zu schaffen hing daher mit ihren Cultgebräuchen und Cultgesetzen zusammen.

Populär wurde das Wasserorakel in folgender Weise:

Man warf 3 Steine ins Wasser und beobachtete die dadurch verursachten Wirbel und Kreise. Concentrische Kreise waren glückbedeutend; excentrische Kreise hingegen wurden als ein der Harmonie des Weltalls nicht entsprechendes Naturspiel betrachtet und als ein Zeichen des Unheils gedeutet.

Ein drittes Wasserorakel war folgendes: Man füllte ein Becken zur Hälfte mit Wasser, hielt einen metallenen im Gleichgewicht schwebenden Ring an einem Faden befestigt darüber und folgerte nun aus dem Schlagen des Ringes an das Becken Hoffnungen oder Befürchtungen. Dieses Beckenorakel hing mit der Wahrsagung aus Vibrationen zusammen, über welche der zur Alexandrinischen Schule gehörende Melampus ein Buch geschrieben hatte, welches jedoch nicht mehr vorhanden ist.

Alle auf Naturkenntniss und Naturstudien beruhenden Orakel, die wir später bei den Griechen wiederfinden, waren bei den Orientalen schon im Gange. Darunter gehörte auch die Chiromantie, die Kunst: den Charakter und die Schicksale eines Menschen aus den Lineamenten der Hand zu deuten, welche Kunst die Chaldäer später mit der Astrologie verbanden und zu der Gabe erweiterten: aus äusseren Signaturen und Lineamenten an Menschen, Thieren, Pflanzen, Steinen ihre inneren Qualitäten zu erkennen. Ferner die Rhabdomantie: die Divination mit Hülfe einer Wünschelruthe — eines magnetisirten Eisenstäbchens, welches in drehende Bewegung geräth, wenn der Rhabdomant in die Nähe von unterirdischen Metall-Lagern oder Wasserquellen kommt.

In Griechenland fehlten in der Urzeit herrschende Priesterkasten und Priesterfürsten, darum hat das Orakelwesen daselbst in reinster Form, hervorgehend aus dem Gottesbewusstsein und aus begeistertem Religionsgefühl, nie bestanden. Bei den Griechen entsprang es aus naturphilosophischer Erkenntniss, aus religiöser Verzückung und aus ungewöhnlichen Naturerscheinungen. Verzückung ist eine künstlich hervorgebrachte Entzückung, daher schon ein deutliches Merkmal des Verfalls, denn eine künstlich erregte Kraft kann zwar die Vehemenz, doch nie den Gehalt der natürlichen Kraft erreichen. Die bedeutendsten Hellseher waren jene griechischen Philosophen, welche sich in ihrer Denk- und Anschauungsweise unmittelbar an die Orientalen anlehnten, die verborgensten Kräfte der Natur zu ergründen wussten.

Der Anfang des Italiotischen Bundes, den Pythagoras stiftete, war ein Bote des Apollinischen Cultus. Apollo Nomios wurde von ihm als Gesetzgeber von Hellas und Gründer der Humanität hingestellt; in Krotone feierte man ihm zu Ehren Frühlingsfeste, wobei beruhigende Gesänge zur Kithara angestimmt, das Mass der Ordnung durch rhythmische Musik bezeichneten. Das ganze Denken des Pythagoras beruhte auf prophetischer Anschauung; er sah im Bilde und in der Zahl die Dinge, die Niemand sah; die kleinste Naturerscheinung enthüllte ihm eine Welt der Wunder, ein Gottgeheimniss, das er zu verwerthen wusste. Die schwer zu erfassende Emanationslehre des Orients z. B. mit der Attraktions- und Expansionskraft Gottes veranschaulichte er durch das von Menschen kaum beachtete Bild einer Spinne im Centrum ihres Gewebes. Seine ganze Lehre war eine grosse Offenbarung, Photagogie, das heisst: Lichterweckung. Er nahm an, dass die Seele von einem ätherischen und leuchtenden Träger ihrer selbst umgeben sei, auf welchen die göttliche Lichterscheinung wirkt und hierdurch in der menschlichen Phantasie jene von den Göttern gewollten Bilder hervorruft, welche dann Objekt der Aufmerksamkeit und verständigen Wahrnehmung der Seele werden. Diese Erscheinungen sind auch weissagender Art.

Apollonius von Tyana, welcher eine Biographie des Pythagoras schrieb, hauptsächlich um seine mystischen Doctrinen zu ergründen, da Pythagoras selbst nichts Schriftliches hinterlassen hat, lehrte nach indischer Auffassung: dass eine tiefe Meditation in uns das enthüllt, was verborgen ist; Rückkehr in uns selbst das beste Mittel sei, zur Intuition Gottes zu gelangen. Er erklärte nur diejenigen für weise, die das Sehen der Herannahung besässen.

Sokrates nennt die Mantik vielmehr Weissagekunst. Denn Vieles und Herrliches wirkt sie. Der mantische Instinkt des Menschen tritt bei ihm in den Ahnungen hervor.

Plato überschreitet gänzlich die Grenzen der griechischen Philosophie, wenn er folgende Doctrin von grosser Tragweite ausspricht: Die Seele besitzt ein Leben für sich, an welchem der Körper nicht Theil nimmt; sie besitzt in einer begrenzten Proportion eins der Attribute der Gottheit. Sie ist unkörperlich, durchdringt Alles und dringt überall hindurch; sie erleuchtet den ganzen Körper, wie das Licht sich mit der Luft vereinigt, ohne sich mit ihr zu vermischen. Sie unterscheidet sich von der Sonne und von dem Feuer nur dadurch, dass sie immateriell ist und keine Grenzen kennt. Ihr Vaterland ist die intellektuelle Welt, ihre Region: die Seele selbst und was über ihr ist. Sie

ist in sich selbst, wenn sie denkt; sie erhebt sich zur höchsten Intelligenz, sie ist reine Vernunft, wenn sie versteht und betrachtet.

In dieser orientalischen Ansicht über die Allgegenwart der Seele spricht er es deutlich aus, dass die Seele im Stande ist, die Zukunft vorauszusehen, Alles zu durchdringen, die Sonnennatur sich anzueignen.

Plato spricht oft von der himmlischen Vorgeschichte der Menschheit, wo der Mensch weder Künste noch Gesetze brauchte, weil er Alles selbst hatte, ein lebendiges Gesetz in sich trug und ein lebendiges Bild der Wahrheit selbst war. Das ganze Bestreben des Menschen soll dahin gehen, seine verlorenen Flügel wieder zu gewinnen. Vollkommenheit an sich bedingt reine Erkenntniss.

Plotinus ist ein Seher und enthüllt den wichtigsten Grundsatz der Prophezie, wenn er sagt: Unkörperliche Dinge sind nicht durch den Raum getrennt, sondern nur durch die Verschiedenheit der Qualitäten; hört diese Verschiedenheit auf, so sind sie sich unmittelbar nahe. Durch Sympathie ist ein Erkennen in die Ferne möglich; da nun Gott unkörperlich überall ist, so sind wir ihm nahe, wenn wir ihm gleichen, das heisst: wenn der Geist in uns vollständig die Materie beherrscht. Durch Erhebung des geistigen Centrums vereinigen wir uns mit dem Centrum des Weltalls und erfreuen uns der unmittelbaren Anschauung Gottes, des Hellsehens im ungetrübtesten Lichte. Die irdische Schwere zeigt nur bei der Verdunkelung wieder ihre Macht.

Ein gänzlich auf Sympathie, auf die Sonnennatur der Seele gegründeter Satz ist folgender: zwei Gleiche, gleich mit dem Gleichen, sind unter sich gleich. Die Orientalen nahmen an, dass wie 3 Gewässer wenn sie auf gleichem Niveau stehen und nichts sich zwischen ihnen aufthürmt, ineinanderfliessen — also flösse die Lichtsubstanz dreier Seelen ineinander, wenn sie von einem Gefühl in gleicher Stärke beherrscht würden. Die Dreiheit wird alsdann zur Einheit und die ganze Gefühlswelt dreier Seelen verschmilzt in eine, deutlich erkennbar für alle drei. Die Altorientalen bedienten sich dieses naturphilosophischen Satzes, um die fremden Ländern entlehnten Götter zu nationalisiren, sie mit einheimischen zu verschmelzen; die ersten Kirchenväter bedienten sich desselben, die heilige Dreieinigkeit zu veranschaulichen, so zwar, dass der heilige Geist die Mitte hielt zwischen Vater und Sohn. Letzterem Umstande ist es zuzuschreiben, dass er auf uns gekommen ist, obgleich man den Urheber desselben nicht kennt.

Das Leben all' der erwähnten Philosophen war eine Orgie der Wissenschaft und es entsteht die sehr interessante Frage, ob die Philo-

sophie in ihrem höchsten Endzweck mit der Religion übereinstimmt, die Gabe der Prophetie verleiht und den Gewölbeschlüssel in die Hand spielt zu den Regionen, wo das transcendente Schauen beginnt. Die religiösen Seher des Alterthums, besonders die Inder verschmähten jedes unheimliche, jedes äussere Mittel; sie bedienten sich jedoch der Askese um zur Ekstase zu gelangen. Zweck der Askese ist Entkörperung, ist Herrschaft des Geistes über die Materie. Wenn wir das Privatleben der genannten Philosophen studiren, so führten sie mit Ausnahme Platos alle ein überaus strenges, an Gott geknüpftes Leben.

Pythagoras, dürstend nach ägyptischer Weisheit, musste sich 11 Jahre vorher den schwersten Prüfungen unterwerfen, ehe die Priester ihn für würdig hielten, ihm ihr esoterisches Wissen mitzutheilen. Das sinnliche Element in ihm war ganz ertödtet, als er zu lehren anfing, als die Heiligkeit und Grossartigkeit seiner Lehre ihn bestimmte, die stille Nacht zu wählen, um die geschauten Ideen und Zahlenbilder seinen Schülern zum Verständniss zu bringen.

Apollonius von Tyana heilte Kranke durch die Kraft seines reinen Gebetes; war vermöge seiner Weisheit Rathgeber der Fürsten und Städte in weltlichen Geschäften und erwies seinen Zeitgenossen so viel Gutes, dass er im Tempel zu Tyana göttlich verehrt wurde. Er ging stets weiss gekleidet wie die ägyptischen Priester; ass sehr wenig, um die Feinheit seiner Sinne zu schärfen; beobachtete den Ascetismus des Orients, schon um das Genie des Orients zu durchschauen.

Plotinus, sehr kränklich, lebte so rein und sündenlos dahin, dass er von Allen, die ihn kannten, der Göttliche genannt wurde. Der specielle Charakter seiner Lehre war Religionsphilosophie; die letzte Form des philosophischen Polytheïsmus, welche ein eminenter Geist durch die Wissenschaft heben wollte. In ihm erreichte die antike Weltanschauung ihre Höhe; ihn erfüllte jene tiefe Schwermuth, jenes schmerzliche Gefühl über die Endlichkeit irdischer Existenz, welches emporstrebt zu der Harmonie einer idealen Welt, deren Anschauung ihn allein beseligte. Sein Eros war, wie der Eros-Phanes der Orphiker, kein Gott der Liebe, sondern die erhabene Stimmung der zu Gott erkennend aufringenden Seele.

Plato allein steht hier als ein Phänomen da. Ihm war es von den höheren ägyptischen Priesterkasten abgeschlagen worden, in die Mysterien und das esoterische Wissen eingeweiht zu werden. Ein Blick auf die Büste Platos, wie sie im Orginal in Herculanum aufgefunden wurde, genügt, diese Verweigerung zu motiviren. Plato war ein durchaus moderner Geist und eine durchaus moderne Erscheinung; ein schöner

Mann, der viel auf's Aeussere hielt, Haar und Bart sehr kunstvoll geordnet trug, so dass der Komiker Esippo sich zu dem Spotte über das regelrecht fallende Gewicht des Bartes, die mit dem Eisen gebrannten Locken berechtigt fühlte. Plato hiess ursprünglich Aristocles; Brust und Stirn sehr breit gebaut, zogen ihm den Beinamen Plato zu, unter welchem er bekannt und weltberühmt wurde. Ueber einer männlich edlen Gestalt trug er den Kopf nach Art grosser Denker immer gebückt, doch seitwärts geneigt, welch' letztere Eigenthümlichkeit seiner Erscheinung ein kokettes, weibliches Element beimischte, ein dualistisches Princip in ihm enthüllte. Dieser Eindruck wird bei seiner Büste noch erhöht, da er die Kopfbinde der Pythagoräer trug, welche die in die geheimsten Mysterien der Natur Geweihten bezeichnete, denn Plato hatte die höheren Weihen aller griechischen Mysterien empfangen, während Sokrates bekanntlich sich gar nicht einweihen liess, was später zu dem grossen Zweifel an seiner Religiosität Veranlassang gab. Mit einem Wort: die Erscheinung Platos trug in keiner Weise den Stempel der Heiligkeit, welcher den ägyptischen Priestern hätte imponiren können; auch scheint Plato die Heiligkeit nicht für eine Bedingung seines Privatlebens gehalten zu haben, da er sich oft am Hofe des Dionysius von Syrakus aufhielt, wo ein sehr luxuriöses und schwelgerisches Hofleben geführt wurde. Vorher jedoch lebte er 15 Jahre zu Heliopolis, wo die ägyptischen Priester in grossen Gebäuden ihre eignen Priesterwohnungen hatten, Philosophie und Astronomie öffentlich lehrten. Daselbst gelang es ihm durch gefälliges Betragen und grosse Unterordnung mit den Priestern einen gelehrten Umgang zu pflegen und sie zu der Mittheilung der Kenntnisse und geheimen Doctrinen zu bewegen. welche ihm die Priester zu Theben verweigert hatten. Es ist nächstdem bekannt, dass Plato ein Verehrer der Frauen war und Frauen aus den besten Ständen, nicht bloss Hetären, sich Herrenkleider anzogen, um den Vorlesungen Platos beiwohnen zu können; eine Thatsache, welche ihnen damals zur Ehre angerechnet wurde. Der göttliche Hauch, welcher rein und prophetisch die Schriften Platos durchweht, hat seinen Ursprung in den altorientalischen Ideen, auf welche er sein ganzes System basirte; ferner in dem innigen Anschluss an Pythagoras und Orpheus, welcher sich zwar nicht in seinem Styl, doch in seiner Anschauungsweise verräth; drittens in einer unermüdlichen Arbeitskraft. Plato mit seinem immensen Wissen hat unausgesetzt gelehrt und ist unausgesetzt thätig gewesen. Wenn strenge Thätigkeit sich einem durchaus edlen, erhabenen Zwecke zuwendet, führt sie zur Heiligkeit, wie wir dies ein zweites Mal im Leben Rafaels bemerken, selbst bei einer

weltlich durchaus irdisch gesinnten Richtung. Grossartig wirkende Schöpferkräfte veredlen die ganze Natur des Menschen, enthüllen ihm die Räthsel der Existenz, eröffnen ihm die Lichtsphäre des Geistes. Plato ist ein Seher gewesen und hat seine Mission im klarsten Lichte geschaut, die Mission nämlich: das orientalische Alterthum mit der Neuzeit zu verknüpfen, die mystisch undurchdringlichen Schleier der Vorzeit zu lüften, in ein allen modernen Geistern verständliches Ideengewebe zu verwandeln.

Die Aegypter waren die Ersten, welche, nachdem sie das Dasein der Weissagungsgabe einmal erkannt und angenommen hatten, das Geschäft und Amt der Weissagung einem Theile des Priesterthums übertrugen und besondere Orakeltempel bauten, welche alle die für das Orakelwesen nöthigen Ortsbedingungen enthielten. Der erste befand sich auf der schwimmenden Nilinsel Chemmis, welche vom Winde hin und her bewegt wurde, mit Gebüsch und Palmen bedeckt, von einem Kranze von Lotosblumen und wogendem Schilfe umgeben war. In Aegypten wurde Alles auf die Mondgöttin Isis zurückgeführt, denn Isis heisst nach dem koptischen Wort: Isi — die wandelnde Fülle. Wie man die Heiltempel, welche später Asklepien genannt wurden, als man anfing den Gott der Heilkunst Harpokrates mit dem Aesculap zu verschmelzen, unter das Präsidium des zweiten Sohnes der Isis stelllte, so wurden die Orakeltempel dem ältesten Sohne Horus gewidmet, dem Herrscher über die Jahreszeiten und Tagestheile, welcher auf seinem Scepter ein Auge trug, als Symbol des Hellsehens, des prophetischen Schauens. Die Orakelpriester wurden der Kaste der Hierogrammateïsten den Schriftpriestern entnommen und trugen das Colobium, ein eng anschliessendes Gewand mit halblangen Aermeln; ein mit horizontalen Linien uud anderen hieroglyphischen Charakteren bedecktes Bruststück, welches mit Schnallen an die Schultern befestigt wurde, gelbliches Schuhwerk, das Haupt unbedeckt, doch mit einem Goldreifen geziert, an dem 3 Strahlen emporstiegen, in Beziehung auf den Sonnen-, Mond- und Astraldienst. Von dem Inseltempel selbst — ein poetisches Bild des erst nach Festigkeit und Gestaltung ringenden Orakelwesens — besitzen wir weder ein Bild noch eine Schilderung. Die Römer jedoch, welche selten erfanden, doch das Vorhandne ausserordentlich zu benutzen verstanden und zu nationalisiren wussten, haben uns in den Wandgemälden von Pompeji ein Bild jener urthümlichen Orakel-Wassertempel im Venustempel zu Papho hinterlassen, welcher auf der Insel Cypern, auf einer von dem süssen Wasserflusse Bocaro umgebnen Erd-

zunge stand, wo Venus und Adonis zu baden pflegten; der der erste, der Venus errichtete Tempel war, da man annahm, dass die einer Muschel entstiegne und einherschiffende Venus daselbst landete. Auf hohem Sockel erhob sich der jonische Säulenbau eines Monopteros von Marmor ohne Dach und ohne verbindendes Mauerwerk. Zwischen den Säulen standen auf dem Sockel grosse Marmorvasen, aus denen ein künstliches Rohrgeflecht emporstieg und sich schleierartig und tief beschattend über den ganzen Tempel erstreckte. Dicht hinter demselben standen 2 massiv gebaute, weit von einander stehende halbkreisförmige Mauern, welche im unteren Theile durch ein eisernes Gitter verbunden waren, im oberen horizontal bedacht, ebenfalls Vasen als Bekrönung trugen; zwischen welchen die Wohnungen der Aeditui, der Tempelhüter und Priester angebracht waren; so zwar, dass all' die Luft und Licht gewährenden Oeffnungen die Rückmauer durchbrachen, während die semicirculäre Vordermauer gewissermassen als Tempelschutz dastand, den beim Orakeldienst nöthigen Charakter des Schweigens und der Einsamkeit erhöhte. Die Venus wurde in der Urzeit durch den Pafensischen Stein verehrt, welcher vor dem Tempel auf runder Basis stand, die mit flatternden Bändern und Guirlanden reich dekorirt war. Der weisse Stein erhob sich in konischer Form, von einem Pinienapfel überragt, mit Schriftzeichen bedeckt und flammenumrahmt zum Himmel, gleich einer hoch emporschlagenden Lebensfackel, wie sie der Göttin der Liebe und Herrin des Olymps gebührte.

An der Stelle dieses Pafensischen Steins stand vor dem Tempel zu Chemmis der Altar mit dem Idol des Har-Horus, von welchem wir ächt ägyptische Darstellungen besitzen. Der Altar war in Form eines phantastischen Blätterkelches gebildet, welcher sich aus korbartigem Geflecht erhob, dessen Fussgestell 2 grosse Krokodillköpfe ausmachten, die sich scheinbar aus dem Blattgewühl herausgeschlichen hatten, um die den mittleren Stützpunkt formenden Blattstiele und Blüthen zu benagen. An beiden Seiten des Kelches erhoben sich 2 grosse Lotosblätter und im Centrum eine Lotosblume. Auf den Blättern wiegten sich 2 dem Osiris geheiligte Ibisvögel; auf dem Lotoskelche sass Har-Horus, den Discus und das Sistrum in den Händen; der Discus war bekanntlich das Emblem der Sonne, da sich Alles in ihm spiegelte; das Sistrum: das ägyptische Verscheuchungsinstrument der bösen Geister. Auf dem Kopfe trug Har-Horus die 3 goldnen hoch und spitz sich erhebenden Sonnenstrahlen auf goldnem Reife angebracht, wie sie die Orakel- und die Venuspriester trugen. Solche dreigestrahlte Häupter finden wir in der antiken Groteskenmalerei zwischen Arabesken sehr oft wieder, be-

zeichnen sie immer die siderische Natur der Priester und Götter. Der ganze Altar in allen seinen Theilen war eine poetisch schöne Reminiscenz des Nilufers. Wenige Schritte vor demselben befand sich eine zweite, gleichgeformte Ara, ohne das Idol und die Ibisvögel, welche nur als Träger einer Platte diente, um Opfergaben darauf niederlegen zu können.

Die Construction dieser Altäre bedingt den ägyptischen Charakter des ganzen Baues. Die Aegypter errichteten keine Rundtempel, höchstens kleine innerhalb anderer Tempel. Wir haben uns diesen ersten Orakeltempel, also als eine viereckige, grosse Aedicola, auf hohem Massiv stehend, aus schwarzem Granit oder schwarzem Basalt gefertigt zu denken; die jonischen Säulen in Papyrusstauden mit verengtem Capitäl zu verwandeln. Zu dem mit ägyptischen Inschriften und Incavo-Reliefs bedeckten Massiv führten Stufen empor, vor denen zwei ruhende Sphinxe den Eingang bildeten. Auch die kleinen Tempel der Aegypter waren im unteren Theile mit den sogenannten Plutei: niedrigen, zwischen den Säulenweiten angebrachten Mauern umgeben; auf diesen Mauern haben wir uns die Vasen mit dem daraus hervorgehenden Schilfgeflecht zu denken; ein Schmuck, welcher all' den Wassertempeln eigenthümlich war, wo wie in Cypern und am Nilufer kunstvolle Rohrgeflechte zu den bedeutendsten Handelsartikeln gehörten.

Ueber beiden Sanctuarien bildeten tief beschattende Bäume, besonders Palmen, ein undurchdringliches Dach, und an beiden waren Embleme der Sonne und des Mondes reichlich angebracht, denn der Orakeldienst war stets an die Sonnenweihe und an die Mondweihe geknüpft. Nach dem Tempel zu Chemmis schiffte man sich auf kleinen Nachen von Terra-cotta ein, welche am besten geeignet waren, das Nilschilf zu durchschneiden, und meldete sich augenblicklich bei den Priestern. Die in Einsamkeit und völliger Entsagung alles Irdischen dahinlebenden Orakelpriester brachten alsdann vor der Statue des Har-Horus Sonnenopfer, denn die Sonnenwirkung hat den Charakter höherer Energie. Die Gewalt dieser Priester beruhte auf dem Worte und auf der Alles absorbirenden Autorität des Geistes. Dem lebendigen Worte wurde früher eine schaffende Kraft, Gewalt über das Wesen der Dinge eingeräumt; der Rede ein unmittelbarer Ursprung aus dem höheren Einfluss gegeben. Gott hatte nach dem Sündenfalle aufgehört, zu den Menschen zu sprechen; als er jedoch zu ihnen gesprochen hatte, war es in einer symbolischen Sprache geschehen; in einer Sprache, wo Bild und Sache ein und dasselbe sind, und ebenso hatten die Menschen ihm Lobpreisungen und Dankeshymnen in einer symbolischen Sprache dargebracht. Die Stimme der Orakel war ein

Nachklang der ursprünglichen Natursprache der Menschheit. In der Sonnenweihe wurde der Geist entzückt emporgehoben, entwickelte sich die Lichtkraft in ihm und das ekstatische Hellsehen fand seinen Ausdruck ebenfalls in einer poetischen, bilderreichen Sprache. Vermöge dieser Sonnennatur erschloss sich in den Orakeldienern das Organ der Weltsympathie und der Wechselempfindung mit dem All. Der ächte Prophet geht nicht in der inneren Anschauung unter, er bleibt in lebendiger Beziehung mit Gott und seinem Nächsten in Wort und That. Die prophetische Begeisterung in der Urzeit war eine Wirkung des göttlichen Geistes und äusserte sich in Worten, welche zu Thaten wurden; in Worten, welche heilend, helfend, beruhigend und warnend in das Weltgetriebe eingriffen, Unwissenheit und Bethörung zurückdrängten; dafür sorgten, dass das Alllicht, das heisst: der Gottesgeist, die Herrschaft über die Dinge behielt.

Es muss bei der richtigen Würdigung des Alterthums immer festgehalten werden, dass Gott stets universell wirkt; daher nicht blos zu den Juden, sondern auch zu anderen Urvölkern in einem höchst ausgeprägten Verhältniss stand, was besonders im Mysterienwesen und im Orakeldienst hervortrat. Durch beide Institutionen verbreitete sich über das ganze Leben der antiken Völker ein mächtiger Segen, auf welchem die Ordnung der Staaten, die Ehrfurcht vor den Oberhäuptern und vor den Gesetzen beruhte, alle Anlagen des menschlichen Geistes sich entwickelten. Man unterschied auch bei der Gabe der Weissagung sehr bald 3 verschiedene Kräfte: die mantische, die mnemonische und die prophetische Kraft. Mantia war die Tochter des vorhomerischen Sehers Tyresias, die erste Seherin; die mantische Kraft ist Logik im höheren Sinne; sie beruht auf einem Errathen der Dinge, deren Ursprung wir kennen, deren geheimnissvolle Fäden wir mit Sicherheit und scharfem Seherblicke verfolgt haben. Die mnemonische Kraft bezieht sich auf das Wissen des Vergangnen; Mnemosine war die Mutter der Musen, deren in der Urzeit nur 3 angenommen wurden: Melete die Meditation, Mneme das Gedächtniss und Aede der poetische Gesang. Angebetet auf dem Berge Heliconio, waren alle 3 mit dem Orakelwesen verknüpft, denn es beruhte auf tiefer Meditation, der Kunst, sich zu erinnern und der poetisch begeisterten Ausdrucksweise. Die prophetische Kraft hingegen, als deren Repräsentantinnen wir später die Pythia zu Delphi, die Peliaden zu Dodona und die Sibyllen zu betrachten haben, war in der orientalischen Urzeit nur an den göttlichen Geist geknüpft. Sie beruhte in einem unmittelbaren Schauen des Zukünftigen ohne zurückdatirende Vernunftschlüsse, bei dem die Seele an dem göttlichen

Wissen Antheil nahm. Ihr durfte weder eine Berechnung, noch eine durch den Verstand gegebene Prognose vorangehen.

Obgleich die Frauen im Orakelwesen eine so bedeutende Rolle spielten, war es weder im Orient, noch in Griechenland jemals dem Weibe erlaubt, das Orakel zu befragen. Durch diese Vorschrift glaubte man einem Missbrauch der göttlichen Kraft vorzubeugen, das heisst: es zu verhindern, dass kleinliche, unbedeutende Dinge gefragt wurden. Eine fernere Betrachtung des Orakelwesens wird zeigen, wie sehr man sich in dieser Berechnung getäuscht hat; wie der ganze Verfall des Orakelthums eigentlich dem Umstande zuzuschreiben ist, dass man nicht mehr wusste, was man fragen und nicht fragen sollte; die Gotteskraft daher nothgedrungen in eine kleinliche Menschenkraft verwandelt werden musste.

Für jetzt ist festzuhalten, dass Träume, Visionen und Ekstase als Weissagungsorgane von Orientalen, den Sokratikern, den Akademikern, den Peripatetikern und allen Philosophen anerkannt worden sind, ausser den Cynikern und Epikuräern; dass jedoch Alle die Schwierigkeit unbesiegbar fanden, das Orakelwesen wissenschaftlich zu erklären. Geheimnissvolle Kräfte sind eben an das Göttliche geknüpft und eine Gotteskraft; es ist daher des Menschen würdig, sie in sich aufzufinden und zu besitzen, auch wenn sie von der Menschenkraft der Wissenschaft nicht ganz verstanden werden.

Das Bakidische Orakel auf Creta.

Wenn man den Zusammenhang zwischen dem Orient und Griechenland, zwischen dem Mysterien- und dem Orakelwesen festhalten will, so ist es nöthig die Verknüpfung zu kennen, in welcher der orientalische Bakis oder Bacchos zu dem griechischen Apollo stand. Im Anfange hatten die Griechen nur ausländische Götter, welche sie nationalisirten, später durch einheimische ersetzten und deren verschiedene Mythen mit einander verschmolzen. So auch gab es zwei Bacchosgötter. Der zweite Bacchos war Dionysos, Sohn der Semele; der erste war nach Herodot der arabische Gott Ourotalt, dessen Dienst von den Syriern und Phöniziern angenommen worden war, ehe er durch Melampus und Cadmos den Griechen bekannt wurde. Er ist der eigentlich mystische Bacchos, Mittelpunkt der Zagreusmythe, Mittelpunkt der Sabaziusfabel, die mit dem Dienst von Samothrake verknüpft war; von ihm stammen die Eleusinischen Mysterien mit der Jacchosmythe; von ihm stammen die bacchischen Orgien, wobei die Bacchantinnen bekanntlich ein Rehkalb zerrissen und das rohe Fleisch davon assen. Bacchos ist in all diesen Mysterien die ewig wechselnde Multiplicität, immer ersterbend, immer in's finstre Grab geschlossen, immer von den Thyaden durch Anrufungen wieder zu neuem Leben erweckt. Thya war eine Bacchosnymphe, Thyaden hiessen die ersten Cretensischen Priesterinnen und dieser Name zieht sich durch das ganze Mysterien- und Orakelwesen Griechenlands hindurch. Sie waren später Priesterinnen des Apollo, welcher als permanente Einheit den Orakeldienst beherrschte, während Bacchos als ewig wechselnde Multiplicität dem Mysterienwesen präsidirte, als Gründer des Bakidischen und des Todtenorakels galt. Wie Apollo und Bacchos eine Götterdyas bilden, so verschmilzt auch das Mysterien- und Orakelwesen Griechenlands in Eins. In den Orakeltempeln herrscht die Kunst des Geheimwissens und mit den Mysterientempeln ist stets der Orakeldienst verbunden, wie es auch in Creta bei den Zeus-Mysterien der Fall war.

Das Bakidische Orakel war ein Bergorakel, das lautschallende Echo

gewissermassen des nächtlich leisen Todtenorakels, welches in den Mysterien ertönte. Als Gründer des Bakidischen Orakels war Bacchos Götterdämon, Orakeldämon und lachender Naturgott.

Als Cretischer Götterdämon war er der von den Orphikern anerkannte Weltgeist, der die zerstückelte Welt zur nöthigen Einheit zurückführte, der in den Teïschen Dekreten, dem Codex der Creter verehrt, zu dessen Ruhme die Theodäsien auf der Insel gefeiert wurden. Als Götterdämon war er Sühngott, dessen ernste und strenge Sühngebräuche im apollinischen Culte sich wiederfinden; als Götterdämon war er Richter des Schattenreiches, Aidonaïs der Unerbittliche, der wie Osiris die Seelen prüfte, das unabwendbare Urtheil über sie fällte.

Als Orakeldämon war er Schöpfer der Omophagie, der bacchischen Raserei, die als Durchgang zu höheren Empfindungen betrachtet wurde; als Dämon verlangte er blutige Opfer, welche als Reminiscenz seines eigenen Todes gefasst wurden; als solcher setzte er das Fest der Agrionien ein, wo unter heulendem Stiergebrüll eine Jungfrau durch einen mit dem Beil bewaffneten Priester verfolgt wurde, durch einen Sturz in's Wasser sich retten musste; als Allegorie der mit seiner Kindheit verflochtenen Mythe, nach welcher Lykurgos, König von Nyssa, die Ammen des Bacchos gemisshandelt hatte, der Gott erschrocken fliehend sich in's Meer stürzte, wo Thetis ihn in ihrem Busen barg. Diese Lykurgos-Fabel, wie die spätere, wo er im Kampf mit den Bacchantinnen untergeht, gehören ausschliesslich in den Mythenkreis des arabischen Bacchos, nicht in den des griechischen Dionysos.

Als Naturgott endlich setzte Bacchos die Verherrlichung des Naturlebens ein, die begeisternde Gewalt über den Menschen ausübt, durch alle Bewegungen des Gemüthes vereint in der Ekstase gipfelt. Jeder Naturcultus hält sich in schroffen Gegensätzen zwischen Freude und Leid, zwischen Hymnodik und Elegie. Diese sich widersprechenden Gefühle trieben in analoge Cultushandlungen hinein, die mit den vorhandenen Profanfabeln verschwistert waren. So knüpften z. B. die Trieteriken an die blutige Zagreus-Mythe an. Zagreus war Sohn des Zeus und der Persephone; während Kureten die kriegerische Pyrrhiche um das Zeuskind tanzten, kamen Titanen herbei, lockten es durch Spielsachen an sich, zerrissen es, legten die Glieder in einen Kessel und rösteten sie. Zeus, durch den Geruch herbeigelockt, streckte die Titanen mit dem Blitze darnieder und gab die Glieder Apollo zur Bestattung, der sie auf dem Parnassus begrub. Der Zeussohn jedoch ward neben Zeus in die Regionen der Unsterblichkeit versetzt, von wo aus er Blitze schleuderte und wegen dieses Vorzugs den Neid der Götter

erregte. Dieser aus der Sabaziosmythe Phrygiens hergeleitete Stoff gab zu dem schwärmerischen Nachtcult der Thyaden die Veranlassung, die den im Feuerkessel erstorbenen Gott durch orgiastisches Rufen wieder belebten, unter rhythmischem Lärm phrygischer Taumelmusik den wiedererstandenen Gott durch Fackelschwingen verehrten. Der sinnliche Uebermuth der Frauen, verbunden mit dem Gefühl weiblicher Kraft, kam bei dem nächtlichen Feste der Trieteriken zu schöner Geltung; befreit von jedem Zwang, durften sie ihre Lust auf jede Weise ausdrücken; dieser ungebundene Freiheitsrausch, der im religiösen Tanz, begleitet vom feurigen Mass des Cretischen Rhythmus, seinen Ausdruck fand, durch die Bacchanalien sich bis in die spätesten Zeiten Roms verpflanzte, führte endlich zu dem bekannten Feste der Liberalien in Italien, wo Bacchos Liber hiess mit seiner Gefährtin Libera, bei welchem Feste die jungen Römer zum ersten Male die libera toga anlegten.

Creta war der Sitz ausschweifender enthusiastischer Culte, zugleich voll unterirdischer Cultuslokale und seltsamer Naturbildungen, welche sein zerklüftetes Kalkfelsengebirge geschaffen hatte. Hier herrschte vor allen Dingen Zeus Cretagenes, der dem blutigen Kronosdienste der Urzeit ein Ende machte, statt dessen einen wild orgiastischen Nachtcult forderte. Er war hier ein in das Gebiet der Menschlichkeit gezogener Naturgott, an den sich wunderbare Mythen knüpften, denn das Wunderbare bildet den Charakter im älteren Mythus. Auf dem Berge Dikte auferzogen von Gerästischen Nymphen — das sind Cyklopennymphen, die in der Idäischen Grotte wohnten — reicht ihm Amalthea die Ziege die nährende Milch, und Bienen tragen ihm Honig zu. Dämonenwesen und Götterdiener schaaren sich um ihn als seine Wächter und Priester. Dahin gehörten vor Allem die Cretischen Kureten, die von göttlicher Raserei und kräftigem Naturgefühl ergriffen, heilige Gebräuche im Zustande einer heiligen Trunkenheit ausführten, gottgetrieben und begeistert in Waffentänzen mit wirklicher Waffenführung unter dem schmetternden Schall der geschlagenen Kymbeln und Tympanen sich tummelten. Im tiefsten Innern Dämonen, schwangen sie sich im nächtlichen Zeuscultе durch übernatürliche Ekstase und hochgespanntes Cultgefühl zu Götterwesen empor, ohne je durch menschenähnliches Thun sich zu verkleinern. Gefolgt von einem stechenden Bienenschwarme und begleitet vom Getöse lärmender Schlaginstrumente, erhob sich der Geist dieser Taumelschaar zur Verehrung einer produktiven Naturkraft, bildete sie ein dämonisches Priestercollegio, bis zur Zeit des Pythagoras die Kureten Vorsteher der grossen Mächte im Naturgebiete selbst wurden, ihren Platz als Halbgötter im cretensischen Mythenkreise behaupteten. Die

Creter scheuten sich daher auch nicht, ihre Verträge durch den Schwur bei den Kureten zu heiligen.

Den neun Kureten schlossen sich die hundert mythischen Gestalten der cretischen Daktylen an; sie galten als Erfinder, göttliche Förderer und Beschützer der Metallurgie, Arbeiter der Eisenschmiedekunst. Ihre Geburt, 63 Jahre nach der Deukaleonischen Fluth, wird auf den Phrygischen Berg Dikte versetzt, ihre Thätigkeit auf Gebirgen wie im Schacht gepriesen. Daktylen heisst Zehen — man fasste sie als behende Berggeister auf, die den Kopf wie die Füsse der Berge gnomenartig durchstreiften, eine klappernde und rasselnde Thätigkeit zum Wohl der Menschheit entfalteten. Man betrachtete sie als tellurische und himmlische Potenzen, entsprossen vom Zeus und der Idäischen Mutter Kybele, deren Zauberer, Reigenführer und Gesellschafter sie waren, die sie unterwiesen hatte im Auffinden der Eisenadern, in der Bereitung der zum orgiastischen Culte gehörenden Instrumente, in der Mischung geheimer Heil- und Zaubermittel. Als lokale Schutzdämonen trugen sie mysteriöse, an gewaltige, übermächtige Naturkräfte geknüpfte Namen; galten sie als Bezwinger und Bändiger der Furcht, die den Daktylios — einen Gesundheitswein von schäumend-berauschender Wirkung, kredenzten. Als metallurgische Potenzen und Verfertiger der Erzbewaffnung der Kureten operirten sie durch die dämonische Gewalt des Feuers. Geschickt im Löschen und in der Läuterung des Kupfererzes schlugen sie Vulkans Werkstätte mit hochloderndem, siedendem und glühendem Feuerbetriebe über und unter der Erde auf. Den später ausgesprochenen Grundsatz des Pythagoras: „Streit ist Zeugung und Verbrennung ist die Ausgleichung des Streites“, wussten sie in der Metallurgie 1432 vor Christus vor dem Minoïschen Zeitalter auf Creta schon zu verwerthen. Sie feierten Orgien der Arbeit inmitten des Feuers, unter sprühendem Funkenregen, in wilder Thätigkeit die lärmenden Schlaginstrumente phrygischer Culte noch überbietend, mit Höllengetöse den Gott des Feuers verkündend, dem sie dienten. Jede Erfindung im Alterthum ging aus dem Schoosse der Religion hervor; vom Zeus als Feuergott gefasst, wurde die Produktion und alle auffallenden Erscheinungen im luminösen Gebiete abhängig gemacht. Die Daktylen waren kein Volksstamm; sie selbst betrachteten sich als Feuerpriester und Feuerdämonen, die durch wohlthuende Feuergewalten auf Götter und Menschen zu wirken verstanden. Sie waren hässlich, klein und gnomenartig gestaltet, doch sie wussten das Mysterium der Hässlichkeit in Schönheit zu verwandeln, da sie thatkräftige Dämonen waren, die Poesie der Arbeit ihr scheinbar schauerliches

Höllengetriebe mit magischem Lichte beleuchtete; gute Goëten, die den Zauber, wie die Wirkung böser Mächte zu brechen wussten. Im nächtlichen Zeuscultus errichteten sie auf den Wiesen der Berggipfel hohe Altäre aus Aschenmörtel, ähnlich dem gigantischen Aschenaltar des Saturn in Olympia, auf denen nur weisse Pappeln gebrannt wurden. Eine Feuersbrunst in den Wäldern des Berges Ida hatte ihnen Eisenminen entdeckt. Eingedenk dieser Wohlthat brachten sie Acmon, dem Himmel und Damnameneus, der Erdgöttin: ihren Hauptgottheiten, welche beide in den Samothrakischen Mysterien mit dem Zeichen beider Geschlechter dargestellt, sich wiederfinden, ein unblutiges Dank- und Brandopfer dar. Bekränzt mit Eichenlaub, in metallschillernden Festgewändern prangend, schleppten sie aus nahen Wäldern Baumstämme herbei, die sie weder zerhackten, noch niederlegten, sondern stehend in die Aschenaltäre zu pflanzen wussten; Waldbrände im Kleinen schaffend, wo Gluth auf Gluth sich vermischend in einem gewaltigen Flammenstrome zum Himmel floss, der weithin das tumultuarische Nachtfest im grellsten Lichte entschleierte.

Den Daktylen schlossen sich die Telchinen an. Wenn das Räthselhafte im Wirken der Menschen selbst in Connex gebracht wird mit dem Unbegreiflichen in der physischen Welt, so entsteht der Begriff von Menschendämonen. Dieser Begriff knüpfte sich an die Telchinen, die man mit dem verheerenden Element des Wassers in Verbindung setzte. Menschendämonen wirken Gutes und Böses, doch beides ohne Bewusstsein, denn ihnen fehlt das Vor- und das Nachwissen. Darum flössen sie Furcht, Angstgefühle und Schrecken ein, selbst wenn sie das Gute thun; denn das Gute, wenn es in räthselhafter, unheimlicher Gestalt auftritt, erweckt die Sympathie der Menschen nicht.

Die Telchinen galten als geheimgeborene Söhne der Pallas-Athene, des in den Schoos der Nacht sich tauchenden Helios, waren auf allen Inseln des mittelländischen Meeres heimisch; sie galten ferner als Erzieher des Neptun, dessen Dienst sie durch gewaltsame Verdrängung des urthümlichen Saturn-Cultus einführen wollten.

Pausanias erwähnt, dass sie desshalb einen Krieg in Aegialea unter dem König Apis anstifteten, diesen schliesslich ermordeten. Von den Einwohnern vertrieben, gelangten sie nach Rhodus, wo sie ihres Cultgottes wegen in langjährigen Kampf mit den Titanen geriethen. Diese wurden endlich dadurch ihrer Herr, dass sie ihrem Einfluss eine plötzlich eingetretene Ueberschwemmung zuschrieben, sie bei den Rhodensern verhasst machten. Die Nachfolger der Telchinen auf Rhodus waren Feuer-

und Sonnenanbeter: Igneten und Heliasten; dennoch lebten sie in der Erinnerung des Volkes als Wasserheroen fort und erhielten sich ihre an das feuchte Element anknüpfenden Gebräuche im Tempel des Heroen Ocridion lange noch nach der Zerstörung des Sonnencolosses.

Mit dämonischer Gewalt begabt, die Kräfte der Natur zu lenken und die Produkte der Natur zu verwerthen, trieben sie Thierarzneikunde, waren sie Baumeister, Städtegründer, Erfinder der Schifffahrtsutensilien und ebenso verderbenbringender Instrumente. Sie schmieden dem Neptun den Dreizack und dem Chronos die Sichel, schaffen unschöne telchinische Bildnisse aus Eisen und Erz, in welchen das Göttliche sich mit dem Infernalen berührt. Apollo Telchinius ist Apollo Hekatus: der Schrecken erregende, tödtlich treffende Gott; Juno Telchinia, von telchinischen Nymphen umgeben, ist die strenge, unerbittliche Gattin, die jedes Vergehen der Liebe als Rachegöttin straft. Die Telchinen waren titanische Gestalten, gefürchtet als schadenfrohe Geister, ausgerüstet mit der Gabe der Fascination, Thiere und Pflanzen mit tödtlichem Blicke treffend. Im Zeuscult traten sie als Wasserdämonen auf, Wasserschläuche und grosse Wasserbehälter voll Styxwasser mit sich führend. Beim nächtlichen Taumeltanze übernahmen sie das heilige Amt der Lustrationen; doch auch hier wird das Wasser in ihrer Hand zum verheerenden Element, vermischt sich in ihnen das Heilige mit dem Unheiligen, das Göttliche mit dem Infernalen; wirken sie erregend und betäubend durch tückisch weithingeschleuderte Wasserstrahlen. Auf den äussersten Spitzen der Kreidekalkfelsen stehend, trifft ihr verlöschender Strahl die Fackeltänze der Tyaden, die Gluthmassen geschäftiger Daktylen, den Flammenschlag rauchender Opferaltäre. Schallendes Hohngelächter begleitet ihren nächtlich getriebenen Spuk. Sich selbst bewildernde Dämonen, wirken sie convulsivisch durch dieses Höllengelächter, was in den Feuchtgetroffenen ein infernales Echo weckt. Rachedurst, den man nicht stillen darf, ist ein orgiastisches Element; ersticktes Wuthgeheul bricht sich erschöpfend im Höllengelächter Bahn; es treibt den Körper in die Zuckungen des Schmerzes hinein, weckt Convulsionen der Seele, die sich in Rasereien austoben müssen, um nicht tödtlich zu wirken. Krotalen, Pfeifen und Hörner, wie die phrygische Flöte: die tibia barbara, sind Instrumente der infernalen Tonkunst; in sie fällt das Höllengelächter harmonisch ein; es sprengt den geschlossenen Himmel und stiehlt die blitzartig aufzuckende Gabe der Prophetie. Ungefesselte Prometheusgestalten, so standen die Telchinen vereinsamt auf ihren Kreidefelsen und wurden durch ihren verwundend und tückisch geschleuderten Wasserwurf Mitschöpfer des bakidischen Orakels.

An den orgiastischen Cult des Zeus Cretagenes schloss sich der ausschweifende Cult der asiatischen Göttermutter Kybele an. Sie trat unter sehr verschiedenen Namen auf, wurde als Didymäische, Berekynthische, Sipylenische und Idäische Bergmutter bezeichnet. Jahrhunderte vor dem Trojanischen Kriege war bei Lydern und Phrygern der Dienst am troïschen Ida heimisch. Auf einem mit Löwen bespannten Wagen dahinfahrend, ein Symbol der allschöpferischen und allvermögenden Naturkraft, von Göttern und Menschen gefürchtet, hatte Kybele nie einen ihr ebenbürtigen Mann gefunden; Attys, Sohn des Lyders Calaïs, ihr schöner Liebling, war im Verhältniss zu ihr ein Kind; dem Manne gegenüber fühlte Kybele sich Göttin; nur dem Jüngling gegenüber wurde sie Weib, in zärtlicher Weichheit an ihr Geschlecht sich erinnernd. Dies reizte den Zorn des von ihr verlassenen Zeus, der den Attys unter einem Pinienbaume durch einen ihn verfolgenden Eber tödten liess. Kybele, voll verzweifelnden Schmerzes, verbarg seinen Körper in der geheiligten Höhle des Berges Agdus; von der Rache des Zeus getroffen, verstand sie es jedoch nicht, ihn wieder lebendig zu machen; nur unverweslich, auf hohen Blätteraltar gebettet, ruhte er in unvergänglicher Schönheit und wurde ihm zu Ehren alljährlich in der Grotte zu Pessinunt ein sechstägiges rauschendes Trauerfest gefeiert, welches zum Dank an seine Unverweslichkeit mit einem Freudentage abschloss. Die Mythe hatte, wie alle Mythen der Vorzeit, eine astronomische, der orientalischen Lichtlehre entnommene und eine kosmische Bedeutnng. Das Licht ausser Gott gesetzt, hat einen Gegensatz — die Finsterniss; das irdische Leben in der Natur wie im Menschen den Gegensatz — Tod. In der Zeit ist Kampf gesetzt zwischen Tag und Nacht, zwischen der Lichtseite des Jahres mit der Nachtseite, zwischen Leben und Tod. Dieser Kampf äussert sich in einer Verflüchtigung und Befleckung des Lichtes, in der Ungleiche der Jahreszeiten, in einem unausgesetzten Verschweben, Hinwelken und Opferungsprozesse des Lebens. Am ungestirnten, mondeslosen Himmel feiert die Nacht Siege; im Winter schlägt die Erstarrung Fesseln um die Natur, im Verbande der Wesen prädominirt der Vernichtungsgeist, herrscht Tod und Trauer. Attys war eine Mondbezeichnung, da Phrygier und Lyder den Mond männlich fassten, den Begriff der Weichheit und Schwäche mit den vorüberziehenden Mondesphasen verbanden. Im sterbenden Attys war daher der Sieg der mondeslosen Nacht, die Erstarrung in der Natur, die Fesselung durch den Tod verkörpert. Gott jedoch wollte nur Licht, nur Fruchtbarkeit in der Natur, nur Leben. Diesem Willensakte der Gottheit oberwärts mussten versöhnende Mächte unterwärts entsprechen. Eine

derartig versöhnende Macht war der hermaphroditische Eros, war die Venus Urania, war der persische Mythras; in der Attys-Mythe war es Kybele, die als Mutter gefasste Erdgöttin selbst; sie vollzieht den Akt der Liebe durch ihren Götter und Menschen berauschenden Schmerz, der neues Leben weckt in der Natur, der zerstörenden Gewalt des Todes Grenzen setzt. Im unverweslichen Attys voll ewiger Schönheit war der Berührungspunkt zwischen Licht und Dunkel, zwischen der aktiven und passiven Natur, zwischen Leben und Tod personificirt. Daher das Freudenfest, denn was sich berührt, das ist auch vereint und Union der Gegensätze bedeutete im Alterthum Triumph des Göttlichen, der aktiven Potenz in der Natur, des Lichtgeistes über die Materie. Dem Attysmythus der antiken Zeit fehlte jedoch dieser verklärende Abschluss; er versinnbildlichte uur einen Mondessieg über das im Dämmerlicht Untergehende, über das Schattenhafte, das Verschwimmende, das Unklare. Er deutete das Fortleben an, doch er sprach es nicht aus.

Erst die späteren Neuplatoniker gaben dem Mythus eine entschieden metaphysische Wendung; sie erblickten im Attys eine erhabene Allegorie der Seelen, welche eine kurze Spanne Zeit in Körper flüchten, um schleunigst in den Sphärenkreis der Gottheit zurückzukehren; sterbend nicht ersterben, in ihrer Seelenschönheit unvergänglich bleiben.

Die Priester und Diener der Kybele, die dieses mit den Adonis- und Osiris-Festen zusammenfallende Trauerfest feierten, waren die Korybanten. Es wurde im Jahr 1580, also vor dem Trojanischen Kriege eingesetzt; Hauptceremonie dabei bildete das Umhauen eines Pinienbaumes, da Attys unter einem solchen todt aufgefunden worden war. Der Baum, in dessen Mitte die Bildsäule des Attys angebracht war, wurde alsdann in feierlicher Prozession nach dem Tempel der magna mater getragen und verpflanzt. Diese symbolische Handlung bezeichnete man durch den Spruch: Arbor intrat. Dabei erklangen Festhymnen: Galliamben, unter Begleitung des heiligen Mondhorns, dessen schwerer dumpfer Ton jene tiefe Melancholie erzeugte, in der jeder grelle Verzweiflungsausbruch die Ruhe fand. Endende Trauertage schlossen immer unter tiefem Schweigen, tonlos dargebrachten Ceremonien ab. Darunter gehörten Dampfopfer, wobei die Priester Kienfackeln in seltsam gezogenen Linien schwangen, sie gegenseitig umtauschten. Erst am siebenten Tage nahm der Mondesdienst den Charakter tobender Mondsucht an, tanzten die Korybanten den wilden Thermaystris im Vorhof des Tempels; einen phrygischen, an den labyrinthischen Geranos erinnernden Tanz, wobei zwei festgereihte Halbkreise in verschlungenen Windungen um einen den Mittelpunkt bildenden Altar sich drehten, immer wirr

und wirrere Curven ziehend, bis sie sich endlich erschöpft in einem Cirkel vereinigten. Zu diesem mit orgiastischem Dienst verbundenen Tanze gehörten Geisselungen, blutige Verwundungen, convulsivisches Zurückwerfen des Kopfes, frenetische Bewegungen des Körpers. Diese Gebräuche waren an Stelle der ursprünglishen Menschenopfer getreten. Mit dem pileo astrifero, der phrygischen Mütze auf dem Kopfe, ein scharfes Messer im Gürtel tragend, Brust und Schultern entblösst, das Attysbild vorn und an den Schläfen hängend, Pinienstämme, Krotalen, Tympanen und Geisseln in den Händen, an denen Knochen der Fussferse hingen; mit halb männlichen, halb weiblichen Zügen, traten diese korybantischen Eunuchen in den cretensischen Zeusdienst als entfesselte Furientänzer ein, die sich selbst mit ewig ungezügeltem Blutdurst verfolgen. Im Taumel der Orgien, auf dem Gipfel der ekstatischen Lust, wendet sich der Naturdiener zu verwundender That an sich selbst. Dieser Bluttaumel religiöser Verzückung galt für eine Wirkung der Gottheit, durch dämonische Einflüsse bedingt. Wollust in höchster Potenz ist Schmerz; Zuckungen des Schmerzes, durch wilden Freudenrausch überwunden, treiben den Körper in frenetisch-phantastische Stellungen hinein, in die Verzückungen einer opfermuthigen Liebe. Kybele, die die Mannesliebe verschmähende Göttermutter, wurde im nächtlichen Culte geehrt durch blutige Orgien der Liebe; das Mysterium der allschöpferischen und allvermögenden Naturkraft — das ist die Liebe, der sich die matris magnae nicht entziehen durfte; wie einst durch Attys, so blieb sie durch ihre Attyspriester für immer in das strenge Naturgesetz der Liebe verflochten.

Im heidnischen Rom, welches seinen Ruhm darin fand, das originell Antike nicht untergehen zu lassen, wurde der Kybele-Cultus nach Vorschrift der Sibyllen eingeführt, welche befahlen, die älteste Statue der Göttin aus Pessinunt kommen zu lassen, etwa 205 vor Christus. Es war dies ein einfacher Stein aus parischem Marmor, von dem die Sage berichtete, dass er 1705 in Form einer versteinerten Muschel zur Art der Conchyliten gehörend, vom Himmel gefallen sei. In Rom wurde dieser Stein vermenschlicht, die Göttermutter in sitzender Stellung dargestellt, als quiescens regina, eine Erdgöttin, welche ihren Kindern die Zügel der Regierung übergeben hatte. Die Priester der Kybele trugen in Rom den Namen Galli, waren Phryger und standen unter einem Chef: Archigallus genannt; waren jedoch nur die gesunkenen Abkömmlinge der urthümlichen Korybantenschaar; während der Feste der Kybele, bei welchen die Römer nur Zuschauer waren, hatten die Galli das Recht, Almosen zu sammeln, wesshalb Cicero sie verdammt.

In den römischen Cult ging nur der letzte Festtag über, welcher zu dem nationalen Feste: Hilaria die Veranlassung gab.

Der orgiastische Cult des Zeus Cretagenes wurde auf den Berggipfeln des Dikte gefeiert. Auf den höchsten Spitzen waren Wiesen für die heiligen Gebräuche frei ausgehauen, umgrenzt von weissen Pappeln. Der Hauptcult fand vor der berühmten Zeusgrotte statt, vor welcher fruchttragende Schwarzpappeln den Zugang verwehrten, an denen kostbare Weihgeschenke hingen nebst den üblichen Zeus-Symbolen: Würfel, Ball, Rad, Kugel, Kreisel, Spiegel, geschorene Wolle. Den Kureten, Daktylen, Telchinen und Korybanten war die Gabe der Prophezeihung eigen, denn sie gehörte dem antiken Priesterstande, wie dem Dämonenwesen an. Was Kuretenmund besagt, war sprichwörtlich wahr; dennoch gründeten sie Alle kein bestimmtes Orakel, denn die Divination bei ihnen ging nicht aus klar besonnenem Geisteszustande hervor, sie zuckte blitzartig und periodisch auf; sie sahen das Ferne und verkündeten die Zukunft, ohne dass sie Jemand darum gefragt hätte, ohne dass sie selbst sich dessen lange erinnerten.

Der Gründer des historischen Bergorakels war der arabische Bakis und nach ihm auch wurden die antiken Bergorakel bakidische Orakel genannt. Der arabisch-indische Bacchos trat 6 Generationen vor der Einführung des ägyptischen Naturgottes Pan in Creta auf. Melampus, Sohn des Amythaon, verbreitete seinen Cult schon vor dem Trojanischen Kriege in Griechenland, wo er erst Jahrhunderte später mit dem Dionysos verschmilzt, sein einfaches Gefolge bacchantischer Nymphen sich in zahlreiche Chöre verwandelt, in denen Silenen, Satirschaaren, Mänaden, Panisken und allerhand groteske Gestalten auftreten, um die extravagantesten wie die barockesten Stimmungen und Launen der Menschenbrust zu personificiren. Der Priester Orpheus lebte 90 Jahre vor dem Trojanischen Kriege, 63 Jahre nach der Apotheose des Bacchos; er gab dem urthümlichen Bacchosmythus eine ethische Wendung, knüpfte an ihn das Dogma der Seelenwanderung und Unsterblichkeit, verschmolz seinen Cult im Mysteriendienst mit den sacra anderer Gottheiten, der Demeter, dem phrygischen Sabazios, dem Zagreus, dem Osiris und bereitete eben dadurch die ewig wechselnde Multiplicität vor, durch welche der Cultgott später Griechenland und Rom beherrschte. Bakis heisst: enthusiastisch Begeisterter; diese urthümliche Begeisterung wurde im Dionysos durch den Weinrausch zur künstlichen und steigerte sich durch sein ausschweifendes Gefolge oft zur verbrecherischen, wovon die kleinen Bacchanalien Roms ein historisches Zeugniss ablegen.

Den Gründer der Bakidischen Orakel haben wir ganz anders zu fassen; er war Prophet und priesterlicher Naturgott, wie Apollo unter den Musen allein inmitten poetisch-schöner Frauen. Die Bacchantinnen der Urzeit sind eben Thyaden, Anruferinnen, Weckerinnen und Cultpflegerinnen der Gottheit, der sie dienten. Sie standen unter einer Oberpriesterin, Promantis genannt, waren weniger Tänzerinnen als Wettläuferinnen, umherschwärmende Flur- und Waldnymphen. Thyasien, wie sie zum nächtlichen Zeuscult und zum bakidischen Orakelwesen gehörten, sind Wettläufe jugendlich-schöner Bacchantinnen. Laufend geriethen sie in bacchantische Wildheit und in die Ekstase des Hellsehens hinein. Männliche Kinder über 10 Jahre alt durften bei den Thyasien nicht gegenwärtig sein, denn die Bacchantinnen waren unbekleidet, durch lang flatterndes Haar allein geschützt. Um 12 Altäre, über welche frischgepflückte Blätterhaufen geschüttet waren, drehte sich ihr bacchantischer Fackellauf. Rhythmisch waren ihre Bewegungen anfangs, voll schöner Grazie; vor jedem Altare wurde still gehalten, begannen sie mit hoch erhobenen, in einander verschlungenen Armen ihre monotonen, silberhellen Gebetsrufe, die in dem sie umgebenden Wirrwarr von orgiastischen Tönen den einzigen Wohllaut bildeten. Ihr äusserster Zielpunkt war der brennende Aschenaltar der Daktylen, an welchem sie ihre Fackeln wieder entzündeten, wenn sie ihnen im Windeswehen verlöscht waren. Das Verlöschen der Fackel galt für eine Schande, denn Frauen waren im Alterthum von Geburt an Hüterinnen heiliger Feuer. Herbeieilende Korybanten und Kureten verfolgten alsdann die Nymphen mit geschwungener Geissel, trieben sie in den Feuerregen des Aschenaltars zurück, um ihre Fackeln wieder zu beleben, wobei es den Daktylen zufiel, sie mit erzenem Schilde vor der sengenden Berührung der Flammenzungen zu schützen. Diese Fluchtscenen wurden von dem fröhlichen Lachen der Bacchantinnen begleitet, denn die Thyasien waren im Gegensatz zu den Agrionien ein durchaus heiteres Fest jugendlichen Uebermuthes, ungezügelter Kraft. Es war ein Schwelgen im Gefühl religiöser Freiheit, ein poetisches Bewusstsein weiblicher Allgewalt, die rein und unberührt von dem sie umtobenden Höllenreigen das fröhliche Lachen der Unschuld beibehielt. Das Weib ist dem Manne gegenüber in steter Gefahr; die Thyasien waren ein Bild dieser grossen Lebenswahrheit; ihr Reiz bestand in dem geschickten Vermeiden jeder Gefahr, in dem steten sich Wiederfinden und muthigen sich Schaaren der Bacchantinnen um die allein sie beherrschende Gottheit. Die Bacchantin der Urzeit war wilde Naturpriesterin in ungebundenster Form, doch sie blieb Priesterin; ihre Seele war unentheiligt

wie der Gebetsruf, den sie zum Himmel sandte, ihr Körper unentweiht vom Hauche irdischer Leidenschaft. Nur das priesterliche Weib besitzt die Gabe der Prophetie: die Bacchantin der Urzeit erbebte daher in heiliger Scheu nicht vor der Gefahr, doch vor der Sünde; sie erglühte nicht in Schauern der Liebe, sondern in Schauern religiöser Wonne; sie beugte sich nur der Gottheit gegenüber, die sie schützte und wurde nur dann zur Mänade, wenn sie den Cultgott oder sich selbst zu vertheidigen hatte. Wie in das Mysterium ihrer eigenen Schönheit, so blickte sie reinen Auges auch in die Zukunft, ungetrübten Blickes auch in das Mysterium der Nacht; selbst schleierlos, zerriss sie die sie umfangenden Schattenschleier durch das Licht ihrer Unschuld, durch das Licht ihres tief in ihr lebenden Gottesbewusstseins, durch das Licht ihres priesterlich-weiblichen Berufes.

Die bakidischen Orakel wurden nicht in elegisch-stillen Mondesnächten ertheilt, sondern wenn der Sturmwind um die Gipfel der Berge tobte, das Sternennetz im Wolkenmeere verschwand, der Geist der Nacht die tiefsten Schatten webte. Dann begann der Telchine sein grausames Spiel, der Daktyle sein vulkanisches Getriebe, der Kurete sein kriegerisches Waffengetümmel, der Korybant seinen Furientanz mit geschwungenem Messer, die vom Winde gepeitschte Bacchantin ihre Flucht von Altar zu Altar. Die Aschenara mit der unheimlich lodernden Feuersäule darauf, die immer höher und höher sich hob, immer dichter und dichtere Gluthenmassen verwebte, spendete das orgiastische Licht, was mit dämonischem Zauber dies aus jedem Rahmen des Menschlichen heraustretende Bild umgürtete. Ausserirdische Schattengestalten waren hier thätig, die Schauer der Nacht zu verkörpern und nur die Bacchantinnen als Priesterinnen sorgten durch ihren lauten Götteranruf dafür, die Heiligkeit der Nacht im Dämonischen nicht verschwinden, die Fackel des religiösen Orakellichtes triumphirend inmitten dieser hekatisch getanzten Kreislerianen leuchten zu lassen.

Die aufwärtsziehende Kraft der Anrufungen ist eins mit der Kraft der göttlichen Zeichen und Symbole; Alles erstrebt Vereinbarung mit dem Göttlichen. Das orakulöse Element bildete daher den Schlussstein dieser tumultuarischen Nachtfeier, die ganz öffentlich stattfand. Jeder, der etwas zu wissen wünschte, hatte freien Zutritt zum Kreise der Kureten; ohne jede Vorbereitung durfte er entfesselt fragen und die Antwort wurde unmittelbar von den Bacchantinnen eingeholt, ihm in freier Rede ertheilt. Die Priesterin, die den Spruch fällte, war die Promantis; die ihr zur Seite stehenden Kureten als Orakelpriester

hiessen: Besser. Sie waren Propheten des Bergheiligthums, denn von einem Tempel war bei diesem Nachtcult nicht die Rede.

Wer nichts Wichtiges zu fragen hatte, trat den nächtlich-schauerlichen Höhengang nicht an zu den Spitzen des Dykte, wo die unheimlichen Götterdiener ihr Wesen trieben. Nur die Furcht vor dem Ungewissen war es, die bei grossen Gefahren die menschliche Scheu besiegte, dem bakidischen Orakel Besucher zutrieb. Wenn jedoch kein Fragender sich nahte, so wurden die bedeutendsten historischen Ereignisse der Zukunft an sich enthüllt, die bakidisch ertheilten Orakelsprüche von den Kureten gesammelt und aufgezeichnet. Dafür besitzen wir historische Beweise. In der Urzeit sprach die Pythia in Delphi nur einmal im Jahre, am 7. des Monats Busius; für diejenigen, die den Zeitraum nicht erwarten konnten, sammelte man geschriebene Weissagungen, Orakelbücher, deren Ausleger Chresmologen hiessen und am Tempel zu Delphi angestellt waren. Antike Schriftsteller, Herodot z. B. erwähnt 3 solcher Orakelsammlungen: 1) die des Musäus, eines Schülers des Priesters Orpheus, 2) die des Bakis, von denen er erklärt, dass er nicht wüsste, aus welchem Jahrhundert sie stammten, 3) die der Erythräischen Sibylle. Er stellt Bakis als einen von Nymphen begeisterten Seher hin, erklärt das Buch fälschlich als das Buch eines Böotiers, was auf einer Verwechslung mit dem Trophonius beruht, der in Böotien hauste. Mit Bestimmtheit erwähnt ferner Herodot, dass in der Sammlung Prophezeihungen enthalten waren, welche sich auf die Begebenheiten des persischen Krieges unter Xerxes bezogen, denn das weittragende Element charakterisirte die bakidischen Höhenorakel.

Einen zweiten historischen Beweis von der Existenz des bakidischen Orakels gibt Aristoteles in seinen Problemen, wo er den Enthusiasmus der antiken Seher unter die verschiedenen Arten des heiligen Wahnsinns versetzt. Als Beispiel führt er den Bakis an und die Sibyllen, deren historische Existenz auch schon um's Jahr 1000 vor Christus beginnt. Das bakidische Orakel hat in der Urzeit bei dem nächtlichen Taumeldienst des Zeus Cretagenes auf den Berggipfeln des Dikte bestanden; später wurde Beides unter modificirter und gemilderter Form in das griechische Mysterienwesen hineingedrängt, wie alles Urthümliche, was man nicht aufgeben wollte und nicht fortführen durfte. Da es für ein Verbrechen galt, die Geheimnisse des Mysterienwesens zu entschleiern, so wurde sehr bald auch über die bakidischen Orakel unverbrüchliches Schweigen beobachtet uud erklärt sich daher der Mangel an Nachrichten, die über dies Götterdämonen-Orskel auf uns gekommen sind. In seiner Eigenart steht es einzig da und zum Verständniss der

Delphischen Orakel ist es nothwendig, denn die Pythia knüpft unmittelbar nur in gekünstelter Form an die Promantis an.

Auch verrichteten die Hosiisten, die Opferpriester in Delphi, ein geheimes Opfer, wenn die Tyaden den Dionysos Liknites erweckten, was nur verstanden werden kann, wenn man die Mythen kennt, die sich an den arabischen Bakis knüpfen und den Naturdienst der rauschendsten Art, der ihm auf Bergeshöhen in der Urzeit gezollt wurde.

Todtenorakel.

Nächst Gott war die Substanz der Seele, die Fortdauer der Seele nach dem Tode und die Unsterblichkeit der Seele das zweitgrösste Mysterium, welches alle antiken Völker beschäftigte, sie übermenschliche Anstrengungen machen liess, um es zu ergründen. Zu diesen Anstrengungen gehörte ein sehr weitverzweigter Todtencultus, welcher aus dem positiven Glauben hervorging, dass nach dem Tode eine Trennung der Seele vom Körper stattfinde. Alle, ausser Epikuräern, Sadducäern und Atheïsten haben diese Trennung angenommen, ohne jedoch das Mysterium der Seelensubstanz je ergründet zu haben. Der Wahrheit am nächsten kommt jedenfalls Pythagoras, welcher die Seele vom Centralfeuer ausgehen lässt, sie als unsichtbare Lichtsubstanz auffasst, die er von einem leuchtenden Träger ihrer selbst für umgeben hält. Unter Centralfeuer konnte er nichts Anderes meinen als die allgemeine Weltseele, welche als erste und bedeutendste Emanation der Gottheit galt. Den Zusammenhang der Seele mit der Gottheit setzte er dann durch die Attraktion zweier Lichtmassen fort, welche gegenseitig auf einander wirken. Diese Ansicht des psychisch erleuchteten Philosophen ist, so viel ich weiss, durch nichts Glaubwürdigeres je übertroffen worden.

Aus dieser Unkenntniss über die Sichtbarkeit oder Unsichtbarkeit der Seele ging die Nothwendigkeit hervor, der Seele nach dem Tode einen Scheinkörper zu leihen, an welchen die Unsterblichkeit der Seele geknüpft werden konnte. Wir besitzen in der christlichen Theologie über letztere ein Dogma; in der heidnischen Theologie vertrat die tief innere Ueberzeugung das fehlende Dogma. Da es jedoch der Charakter eines Mysteriums ist, ewig unergründlich und unergründet zu bleiben, so herrschten über die Art des Fortlebens der Seele die verschiedensten Ansichten bei antiken Völkern. Griechen und Römer nahmen den Begriff der Seelenwanderung der Orientalen nicht an, sondern schufen sich im Centrum der Erde ein grosses Schattenreich, welches in zwei Königreiche für Gute und Böse zerfiel, über welches Pluto Summanus als Souverain der Todten herrschte. Die griechischen Vorstellungen

darüber sind so bekannt, dass ich sie nicht zu erwähnen brauche. Dort lebten nach der Annahme der vorhomerischen Zeit die Psychen ein träumerisches Scheinleben fort, als Luftgebilde umherschwärmend, bewusstlos nachschattend das wirkliche Leben in unwillkürlicher Thätigkeit. Alle dem Gesetz des Todes Verfallenen, selbst Helden und Halbgötter wurden als Schattenbilder dort zurückgehalten, wo die Läuterung der Seele begann, Persephone als Vollstreckerin der Sühne die Psychen der Gerechten nach Verlauf einer Ennaëteris, d. h. nach 9 Jahren, der höheren Region zurückgab, wo sie vom Sterblichen befreit im Himmel die Grösse der Unsterblichkeit geniessen durften. Die Schuldigen hingegen wurden auf die Erde zurückgezogen durch das Gewicht ihrer Laster, bis nach verschiedenen Revolutionen sie ihre Fehler gesühnt hatten. Zwischen den Gerechten und Ungerechten standen die unvollkommenen Seelen, welche länger als 9 Jahre auf unbestimmte Zeit in der Unterwelt verbleiben mussten, bis sie durch Sühnakte zum Stande der Unschuld zurückgeführt worden waren. Die Griechen erkannten ewige Belohnungen an, doch nicht ewige Strafen. Pythagoras, Plato und Sokrates, welche die Ansichten über die Poesie und Tragik der Hölle nicht theilten, unterschieden ebenfalls drei Arten von Seelen: heilige, unvollkommene und gottlose. Den vollkommenen Seelen wiesen sie den Himmel an, den stabilen Raum über der beweglichen Luftregion; den unvollkommenen die Thäler der Hekate im Mondglobus; die gottlosen liessen sie unstät und ruhelos in der niedern Luftschicht herumirren. Die Vorstellung, welche Alle mit abgeschiedenen Psychen verbanden, war die: dass Schattenenveloppen bei ihnen die Körper ersetzten, dass sie wie Träume verschwänden, wenn man sie berühren wollte; dass sie dennoch empfindlich für den Eindruck gewisser Körper wären, z. B. die Spitze eines Degens fürchteten, obgleich sie dieselbe nicht hätte verwunden können. Diese in Schattenenveloppen gehüllten Psychen trennte man jedoch nicht von den Bedingungen des lebenden Menschen, man schrieb ihnen Durst nach Blut zu, um Geisteskraft zu besitzen, und nahm an, dass sie von Parfüms und Opferblut sich nähren, eine träumerische Sehnsucht nach dem Gewesenen sie erfülle, in Gemeinschaft mit der Oberwelt erhalte.

Diese vorhomerischen Begriffe finden wir in der bekannten Adonismythe verdeutlicht. Adonis flüchtet mit seiner Mutter aus Arabien nach Byblos. Dort erblickt ihn die Venus Astarte, die von leidenschaftlicher Liebe zu ihm ergriffen, den Berg Cythere und die Stadt Amathunt auf Cypern verlässt, um in seiner Nähe zu bleiben. Mars, von Eifersucht gestachelt, wendet sich an die Diana und diese als keusche Vertreterin

der Heiligkeit der Nacht, hält sich für autorisirt, den schönen Jäger in den Wäldern des Libanon durch einen Eber tödten zu lassen. Die jugendlich-herrliche Schattenenveloppe des Adonis flösst selbst der Persephone in der Unterwelt Liebe ein; trotz wiederholter Befehle des Zeus verweigert sie der verzweifelten syrischen Göttin die Rückkehr des Adonis, wozu sie um so eher berechtigt war, da die Seele des Adonis nicht zu den vollkommenen gehörte. Zeus zwischen zwei gleich mächtigen Göttinnen nicht zu entscheiden wagend, wendet sich an die Muse Kalliope und diese leidenschaftslos eine Vermittlung erstrebend, schickt die Horen in das Reich des Pluto Summanus, welcher den Vertrag mit ihnen regelt, dass Adonis fortan 6 Monate des Jahres in der Unterwelt verbleiben, 6 Monate des Jahres auf die Erde zurückkehren soll.

Diese theologische Fabel hat einen historischen Hintergrund. Venus und Adonis sind wirkliche Beherrscher Syriens gewesen; um die Verzweiflung der Königin zu lindern, stifteten ihre Anhänger und Höflinge glänzende Trauerceremonien und die berühmten Adonisfeste, welche 9 Tage dauerten. Aus diesem grossartigen Todtencult ging Adonis als Gott hervor. Ehe ich jedoch zur Beschreibung des Festes übergehe, will ich den einfacheren Cult schildern, welchen Griechen und Römer den Psychen im Allgemeinen zollten. In Griechenland ging derselbe gänzlich in den Penaten-, in Rom in den Manendienst über. Fast gleichartig ist letzterer noch verständlicher.

Die Römer nannten die Seelen ihrer Vorfahren: Lemuren; sie unterschieden zwei Arten von Lemuren: die Laren und die Larven. Zu letzteren gehörten die Unglücklichen, die eines unnatürlichen Todes gestorben waren und die bösen Geister. Nur den wohlthuenden, friedlichen Laren wurden in den Vestibülen der Häuser Altäre errichtet; unblutige, nicht kostspielige Opfer dargebracht; sie bestanden hauptsächlich in Honigspenden, Nephalia genannt, da dem Honig grosse Erhaltungskraft zugeschrieben wurde; ferner in Libationen mit aromatischen Liqueuren. Die Devotion gegen die guten Laren ging aus dem Vertrauen der Descendenten hervor, dass ihre Vorfahren noch Interesse für die Geschicke der Familie hätten, freundlich gesinnt bei ihnen verweilten: ferner aus der Annahme, dass die Zeit ihrer Prüfung in der Unterwelt durch Sühnakte auf Erden verkürzt werden könne. Den Larven errichtete man gar keine Altäre, da man sie für ruhelose Phantome hielt, welche überall Unordnung schufen, wo sie auftraten; den Lebenden Schrecken und Qual verursachten, absolute Macht über Böse besässen, furienartig als Minister der unterweltlichen Gerechtigkeit Racheakte vollzögen. Die Kraft böser Lemuren war dämonenhaft, bestand darin,

Schuldige mit Nägeln zu zerfleischen, durch gespenstische Erscheinungen sie unbarmherzig zu verfolgen. Der Cult, den man ihnen zollte, war daher ein Verscheuchungscult; die Opfer, die man ihnen darbrachte, um ihnen die Ruhe der Sepultur zu schaffen, die sie verwirkt hatten, waren schauerlich. Sie bestanden immer in einer Blutsättigung. Ein derartiges nächtliches Opfer beschreibt Homer in der Nekyomantie des Odysseus. Odysseus von der Circe wegsteuernd, gelangt Abends in das Land der Kymmérier, welches die Sonne nie bescheint, die Nacht ewig mit Schattenflügeln bedeckt. Er wünschte, ein Todtenorakel zu konsultiren, das Schattenphantom des grossen Sehers Tiresias zu beschwören. Als Odysseus mit den Opfergaben, die er vorbereitet hatte, in die Gefilde vorschritt, grub er nach dem Rath der Circe einen Graben von 3 Fuss Länge und 3 Fuss Tiefe, goss Wein mit Honig und Mehl vermischt hinein, rief laut die infernalen Gottheiten an, leistete ihnen Gelübde und versprach dem Tiresias das schönste Schaf seiner Heerden zu opfern. Dann tödtete er einen schwarzen Widder und ein schwarzes Schaf und liess ihr Blut in die Grube hinabfliessen. Sofort sah er die schwebende Geistgestalt des greisen Sehers und andere Seelenschatten von allen Seiten herbeifliegen, um das mit Wein getränkte Blut zu trinken; aber er verscheuchte sie mit seinem Degen, liess sie erst heran, nachdem Tiresias seinen Durst gelöscht, ihm sein Schicksal verkündet hatte. Die Psychen taumelten alle einher in verblendetem Zustande, erst als sie Blut getrunken hatten, erkannten sie Odysseus und kamen zum Bewusstsein.

Ein Todtenfest mit derartigem Sühnopfer, doch ohne Beschwörung und Orakel, war schon in der Urzeit von Numa eingeführt worden. Die vielen Kriege liessen den Gebrauch verschwinden. Eine später auftretende Pest, welche man der Rache der nicht Frieden findenden Lemuren zuschrieb, machte zur Beruhigung der Geister, die sich allüberall von Todtengespenstern verfolgt glaubten, die Einführung eines neuen Todtenfestes nöthig. Da man jedoch die aufgeregten Gemüther nicht noch mehr erhitzen wollte, wählte man statt der schauerlichen die bizarre Form und es entstanden die Lemuralien. Es waren Verscheuchungsfeste, welche nur auf die Larven Bezug hatten; sie wurden zwischen dem 9.—13. Mai gefeiert, dauerten 3 Nächte, zwischen denen eine Ruhenacht lag. Die Ceremonie begann um Mitternacht in allen Häusern Roms gleichzeitig. Der Familienvater stand auf, ging schweigend mit entblössten Füssen zu einer Fontaine, die Schattenphantome mit leiser Handbewegung von seinem Wege verscheuchend. Nachdem er sich dreimal die Hände gewaschen hatte, kehrte er zurück, während

des Weges schwarze Bohnen über seinen Kopf werfend, welche er im Munde hielt. Dann wiederholte er neunmal, ohne sich umzusehen, die Worte: „ich kaufe mich und die Meinigen mit diesen Bohnen los“, denn es verband sich mit dieser Ceremonie die Annahme, dass das ihm folgende Schattenphantom die Bohnen aufraffe. Schliesslich sprengte er Wasser nach allen Richtungen hin, schlug auf eine Erzvase neunmal mit den Worten: „Heraus, väterliche Manen!“ Erst wenn er dem Schatten Zeit gelassen hatte, sich zu entfernen, wandte er sich um und kehrte auf sein Lager zurück.

Diese scheinbar lächerliche Ceremonie gehörte zu dem Mysteriencult der Römer. Zur Erklärung diene folgendes: Das Chaos, welches die obere von der Unterwelt trennte, war nach antiker Ansicht nicht unübersteiglich; mit und ohne Erlaubniss der Götter durften die subtilen Schatten zur Erde zurückkehren, was auf unbekannten Pfaden stets des Nachts geschah, denn die Nacht ist die grosse Schattenstätte der Menschheit. Die bei der Ceremonie herrschende Neunzahl war die Vollzahl des Pythagoras, die der numerischen Progression, wie der Tod das Ende des Lebens ist, dem neues Leben folgt. Feierliche Leichenbegängnisse dauerten daher 9 Tage, am letzten Tage wurde ein Opfer, Novendiale genannt, dargebracht. Bei Todtenfesten war hingegen der neunte Tag ein Freudentag, eine Vorahnung der Unsterblichkeit der Seele, die alle Todespforten sprengen sollte. Pythagoras verbot seinen Schülern Bohnen zu essen, da es eine Todtenspeise war, die man oft auf frische Gräber stellte. Der Form nach erinnerten Bohnen an den Tartaros, der in ewiger Finsterniss Seelenhüllen einschliesst. Wie die dunkle Poesie der Hölle aus ägyptischen Gebräuchen hervorging, so stammt auch das Wort Tartaros aus dem Aegyptischen: Dardarot, was ewig finstere Wohnung bedeutet. Ferner war auf den Bohnenblüthen ein Zeichen deutlich erkennbar, welches mortiferum, Todtenmarke, genannt wurde, weil diese Buchstabenform auf den Bülletins stand, welche die Richter in die Urne legten, wenn sie für den Tod stimmten. Die Schattenphantome galten für Lictoren des Pluto Summanus, bedeuteten bevorstehende Todesfälle; man opferte ihnen daher irgend etwas, damit sie der Lebenden schonten. Dieses Etwas musste schwarz sein, denn schwarz war die Livrée des Todes. Das Waschen der Hände und Füsse galt als Ablutionsceremonie; das Zurückwerfen der Bohnen als Akt der Purification, um sich nicht durch Berührung mit den Larven zu beflecken. Der neunmalige Klang der Erzvase war ein von Orientalen gelernter Gewaltakt, um die Phantome zu verscheuchen, die das Schweigen der Nacht herbeilockte, das Geräusch entfernte. Während der Todtenfeste

waren alle Tempel geschlossen, durfte keine Heirath stattfinden. Griechen und Römer glaubten, die Schatten der Unterwelt wohnten dem Feste bei, die Höllenthore wären während des Festes offen. Solcher Höllenthore, durch welche Merkur als Psychopompe schritt, nahm man mehrere an: die Höhle des Trophonius in Böotien z. B., das Vorgebirge Tenare in Laconien, den See Avernus, mehrere Höhlen Ciliciens — eine beim Alkyonischen See, wo Dionysos seine Mutter Semele heraufgeholt haben soll. Diese Eingänge in die Unterwelt hiessen: Psychopompeion, vor ihnen fanden oft nächtliche Feste statt.

Der Glaube an eine ununterbrochene Communication zwischen der Ober- und Unterwelt war es, welcher schliesslich die Todtenbeschwörung und die Todtenorakel ins Leben rief, grosse Todtenfeste schuf, wie das des Adonis: in Assyrien, Persien, Kleinasien, Bithynien, verbreitet, welches auf Europa nach Cypern übertragen wurde, schliesslich zu den Hauptfesten Athens und der Korinther gehörte. Nur in Byblos wirkte das durch rothe Erde — minium gefärbte Wasser des Adonisflusses, welches man für das Blut des Gottes hielt, auf die Zeit der Festfeier ein, in Griechenland nicht. Die Adonien in Griechenland waren Aequinoctialfeste. Astronomisch gefasst war Adonis das Frühroth — das dem Planeten Venus, dem Morgenstern sich hinopfernde Frühroth; eine weich und zart geborne Sonnenincarnation, die sich im Verhältniss des Leidens zeigt, sowohl den regelmässigen wie den temporären Sonnenwechsel bezeichnet. Die Adonien wurden im Mai gefeiert. Ares, der Kriegsgott, war das Symbol des Sommers. Verlässt die Sonne die obere Hemisphäre, so tritt sie in den Skorpion, in das Haus des Ares und hat den Erymantischen Eber zum Paranatellon, d. h. der Skorpion und der Erymantische Eber verhalten sich zu einander wie Urbild und Abbild gemäss der antiken Satzung: dass jeder obere Typus sich in der unteren Körperwelt reflektirt. Calendarisch gefasst war Adonis der Frühlingsmonat, der durch den Prototyp des Sommers vernichtete Mai. Tellurisch gefasst war Adonis Pflanzengott, ein Sinnbild der Metamorphose des Samens. Kosmisch gefasst repräsentirt Adonis wie Attys und Osiris das Gesetz der in der Zeit sich entwickelnden Schöpfung — ein geheimes Dogma, welches nur mythisch und mystisch gelehrt werden durfte. In all' dem Gesagten liegt kein Gegensatz, es musste daher im Mythus wie in der Festfeier seinen Ausdruck finden. Dieselbe wurde ausschliesslich von Frauen und stets an zwei Orten gleichzeitig begangen. Es war Sitte, Barken aus Korbgeflecht dabei dem Meere oder einem verbindenden Flusse anzuvertrauen, welche die Frauen gegenseitig auffingen, in denen ein Kopf

innerhalb einer Papyrusstaude lag und Freudenhymnen anzustimmen, durch welche die Frauen sich zu Jubelrufen über den Wiedergefundenen aufforderten. Der Kopf des Osiris war bekanntlich in einer Papyrusstande gefunden worden, als ihn die Isis suchte.

Die Bewohner der ganzen Stadt trauerten am Anfang des Festes und legten öffentliche Zeichen des Schmerzes ab. Die Cultuspriesterinnen rasirten sich den Kopf, schlugen sich an die Brust, zogen im Chor mit lauten Lamentationen durch die Strassen, um vor den aufgestellten Traueraltären zu beten, Adoniazusen — Klagegesänge anzustimmen. Um die Mitte des Festes einten sich sämmtliche Frauen, die Königin des Landes an der Spitze zu einer Prozession, die mehrere Tage an den Küsten des Meeres oder an den Ufern eines Flusses dahinzog, bis der herbeischwimmende Nachen glücklich aufgefangen worden war. Die Königin trug selbst eine kleine Adonis-Statue voran, ihr Gefolge Opfergaben: silberne Korbgeflechte mit Kuchen, kostbare Schalen mit orientalischen Parfüms, vor Allem tragbare Gärten. Letztere bestanden in grossen Gefässen von Terra-cotta, in welche Blumen, zarte Kräuter, Getreidearten, Lattig, Fenchel, Strauchwerk mit Früchten, selbst junge Bäume verpflanzt waren. Täglich am Ende der Ceremonie stellte man diese Thonvasen terrassenförmig um eine springende Fontaine, schuf also eine üppig durcheinanderwogende Vegetation von kurzer Dauer, ein Adonisopfer mit der Naturbedeutung eines in seiner Blüthenpracht schnell gebrochenen Lebens. An allen Thoren der Stadt waren Adonis-Gärten angebracht, in denen man die Pflanzen zu dieser Ceremonie aufzog, dem Bedarf entsprechend herauswählte. Andere Frauen trugen Blumenvasen mit einer einzigen Purpurblume darin. Der Sage nach hatte Venus Nektar in das Blut des Adonis geträufelt und sei dasselbe in Gestalt einen schönen Eppichpflanze aus der Wunde geflossen. Priesterinnen, begleitet von Chorsängerinnen und dem dumpfen, schweren Schall des Mondhorns, schlossen den Zug; sie trugen reiche, weitausgespannte Purpurteppiche; darauf standen zwei mit Gold- und Silberstickereien verzierte Betten, auf denen Venus und Adonis ruhten. Venus schwarzgekleidet als Trauergestalt; Adonis in Weiss und Purpur gehüllt, den Farben der Proserpina, der er noch angehörte. Der Prinz war in der Blüthe der Jugend dargestellt, doch leblos — sein blendend schönes Antlitz mit Todesblässe überzogen. Der Grundton dieser Trauerprozession war Weichheit, Ueppigkeit, sinnlicher Schmerz, Leben fordernde Gluth, religiöse, zwischen Wehmuth und Hoffnung schwankende Melancholie.

Das Auffinden des herbeischwimmenden Nachens verwandelte schliess-

lich diese Trauerprozession in einen Jubelfestzug, wobei die eben aufgefundenen Hymnen ertönten. Ueber den neunten Tag lassen die aphoristischen Bemerkungen der antiken Autoren den Schluss zu, dass alsdann die Herrschaft der Venus begann, die unbegleitet von keuschen Eroten durch ihr Gefolge in eine Göttin der Wollust verwandelt wurde; eine Metamorphose, welche man besonders den schönen Frauen von Korinth vorwarf, welche das Fest im Tempel des Jupiter Salvator feierten; ein Beweis, dass die urthümliche Institution des Festes einen durchweg religiösen Charakter trug, der letzte Tag eigentlich nur der Apotheose des Gottes geweiht sein sollte. Dass man am neunten Tage auch Männer hinzuzog, zeigt eine Antwort des Herakles, welchen man aufforderte, dem Feste beizuwohnen und welcher die Ehre mit den Worten ablehnte: „Nihil sacrum“, da er als Heros der Kraft dem hermaphroditischen Adonis den Charakter der Göttlichkeit absprach.

Heidnische Religionsceremonien sind darum interessant, weil sie historisch sind, den Volkscharakter verrathen. Die Todtenopfer der Männer, welche sie z. B. nach grossen Schlachten darbrachten, waren natürlich viel ernsterer Natur. Wir besitzen eine Beschreibung des Plutarch über dasjenige, welches nach der Schlacht bei Platea stattfand. Es wurde ebenfalls mit einer Prozession eingeleitet: Voran schritt ein Trompeter; ihm folgten mehrere Wagen schön dekorirt mit Immortellenkränzen und Myrthenzweigen, welche auf hohen Gerüsten angebracht, gewöhnlich in Form einer Pyramide von Kriegstrophäen überragt waren. Ein schwarzer Stier mit Opferinsignien geschmückt, bildete das dritte Glied des Zuges, begleitet von jungen Kriegern, welche Krüge voll Wein, Milch, Oel und Parfüms zu Libationen trugen. Ein Archont, sonst weiss gekleidet, doch bei Todtenfesten mit einem Purpurkleid geschmückt, mit dem Wehrgehenk gegürtet und dem Degen bewaffnet, die geheiligte Urne, dem öffentlichen Archivat entnommen, in Händen tragend, war die Hauptperson des Festzuges. Ihm folgten die Krieger und Bürger, welche dem Zuge sich anzuschliessen wünschten. Der Archont war gleichzeitig Präsident des Opfers; bei den Gräbern angelangt, schöpfte er Wasser aus einer benachbarten Quelle, wusch die Grabsäulen, salbte und parfümirte sie, tödtete alsdann das Opferthier, dessen Blut ebenfalls in eine Grube abfloss. — Inzwischen hatten die Krieger den Scheiterhaufen schon errichtet, auf welchen das Opferthier gelegt wurde; während sie den Stier hinaufzogen, rief der Archont den Pluto an als Höllenfürsten; nannte laut die Namen Aller, welche in der Schlacht gestorben waren, ladete sie ein, Theil am Banquett zu nehmen, sich an dem Blute zu sättigen, welches man ihnen zu Ehren vergossen

hatte. Dann begann die Libation: er füllte eine Schale mit Wein, goss sie in die Grube, während Andere Milchkrüge darin entleerten, und rief laut: „Zum Heil der Tapferen, welche sich für die Freiheit der Griechen geopfert haben!“

Aus dieser stereotypen Blutsättigung, aus dem schauerlichen Charakter der Todtenopfer, können wir einen Schluss ziehen auf die Ceremonien, welche den Todtenorakeln vorangingen. Man hielt darin den Verband mit der Unterwelt nicht nur fest, sondern man dehnte ihn auf geistige Funktionen aus; man begnügte sich nicht mit dem periodischen Erscheinen ruheloser Schatten, sondern man sprengte selbst die Pforten des Psychapompeyons, citirte die Geister, holte sich Rath von ihnen, verlangte Auskunft über das Vorhergegangene, bestärkte sich mehr und mehr in dem Glauben, dass der Tod nichts anderes sei, als ein Fortleben des Lebens in einer tieferen oder höheren Region. Von dem Gefühl, welches die Todtenorakel in's Dasein rief, können wir uns eine klare Vorstellung machen, wenn wir selbst ein Familienglied verloren haben, welches ein wichtiges Geheimniss mit in's Grab genommen hat oder schnell hinweggerafft nicht Zeit fand, wichtige Bestimmungen über die Zukunft der Angehörigen zu treffen. Es ist ganz eben so in der menschlichen Natur begründet, wie jedes andere Orakelsystem; hängt ganz mit den übermenschlichen Anstrengungen zusammen, welche die antiken Völker in's Werk setzten, den Fluch des Todes zu brechen, das Prinzip des Lebens über die dunkle Gewalt der Tiefe triumphiren zu lassen. Es war das schwierigste und kostbarste Orakelsystem, denn es verlangte einen grossen Maschinenapparat, dessen Spiel oft misslang; beruhte auf den Geheimnissen der Magie, welche nicht auf die Nachwelt gekommen sind. Plinius sagt: Magie ist zusammengesetzt aus Religion, Medicin und Astrologie — 3 Potenzen, die den Menschen der Urzeit unauflöslich gefesselt hielten. Durch die Vermischung, das Ineinandergreifen grossartiger und nicht zusammengehörender Potenzen entstehen immer neue, unvorhergesehene Resultate, die eben die Wunder der Magie ausmachten. Das Wort Magie ist heute ein verpöntes Wort; im Alterthum war es ein Bestandtheil der heidnischen Theologie, diente es zur Erweiterung des religiösen Cultus. Es war die Kunst, durch Worte, Gebete, Ceremonien und Experimente, die in das Gebiet der Physik fielen, mit Hülfe der Götter übermenschliche Dinge zu leisten. Wie es wohlthuende und übelwollende Götter gab, gute und böse Dämonen, so gab es auch eine zwiefache Magie: die Theurgie und die Goëtik, in der Vulgärsprache: die weisse und die schwarze Magie genannt. Die goëtische Magie, welche im Mittelalter in erschreckender

Weise wieder auflebte, ist die zum Schaden und zur Ueberlistung Anderer angewendete Hexenkunst; in ihr wurden nur infernale Gottheiten angerufen, welche ungeregelte Leidenschaften autorisirten, die man durch Gebräuche zu ehren glaubte, die Effekte ungezähmter Leidenschaften waren. Dass es Götter gab, denen man Blutdurst zuschrieb, die man nur durch fürchterliche Opfer versöhnen konnte, war ein Punkt der heidnischen Theologie, welcher von Menschendämonen aufgefasst, einen criminellen Cult erfinden liess, der allen Ausschweifungen und Excentricitäten einen legitimen Platz einräumte. Diese dunkelste Seite des Heidenthums kam in der goëtischen Magie zur Geltung, und da man in der Urzeit Ursache und Wirkung niemals trennte, so diente der Apparat der schwarzen Magie nur dazu, den Schrecken zu erhöhen, den Menschengeist zu umnachten, ihn für Verzauberungen und infernale Evokationen zu stimmen. Die Scenerie war stets unterirdischen Räumen angemessen; Altäre von Todtenknochen, die mühsam aus der Finsterniss hervortraten, höllische Beleuchtungen, schwarze Opfer, deren Blut grausam verspritzt wurde, gespenstische Draperien und Erscheinungen, unheimlich dahinschleichende Thierbilder, herumfliegende Fledermäuse, Skelette und Schädel, bildeten das nothwendige Bestandtheil der Goëtik.

Zur Beschwörung der bösen Dämonen benutzte man einen arabischen Ring aus Galgennägeln, ägyptische Sprüche, kretische Pflanzen, kolchische Flammen, iberische Knochen, lemnische Erde, die Kurbel an magischen Fäden, besonders den hekatäischen Rhombus; es war dies ein goldener mit Charakteren beschriebener Reifen, welcher an einem ledernen Riemen herumgetrieben wurde. Man benutzte ihn als Zauberkreisel, um die Stelle zu finden, wo man citiren konnte; in der Art, wie man schwarze Böcke gebrauchte, um Gräber aufzufinden: man befestigte einen Riemen an ihre Vorderfüsse und führte sie in kreisförmigen Bewegungen so lange herum, bis sie von selbst stillstanden. Mit unheimlichen Feuererscheinungen begleitete Proceduren, wobei der Boden sich öffnete, leiteten stets das Auftreten der Dämonen ein. Beim Orakelgeben sprachen sie jedoch nicht selbst, sondern Energumenen, vom bösen Geist Bewegte, in animalischer oder menschlicher Form, verkündeten den fatalistischen Spruch.

Zur Goëtik gehörten ferner die Wirkungen des bösen Blickes, die plötzliche Verwandlung in Thiergestalten; Beschwörungen, wodurch Dinge in ihren Principien und Aktionen gehemmt, verkehrt oder gebunden wurden. Die auf die goëtische Magie gestützte Divination war eine trügerische Macht, da der Mensch mit den niedrigsten und untersten Naturkräften dadurch in Rapport gelangte. Man konnte sich auf diese

Revelationen nie fest verlassen, ihre Aussprüche nicht als unverbrüchliche Wahrheiten ansehen.

Die theurgische Magie dagegen galt innerhalb der Theologie als höchste Wissenschaft, die zur Autopsie, d. h. zum Verbande mit der Gottheit führte. Ehe man zugelassen wurde, musste man die Elemente der Doktrin erlernen, die ganze Natur ausdenken, die mysteriöse Theologie verstehen, die Geheimkräfte der Sterne, der Kräuter, der Steine, selbst der Thiere zu ergründen und in sich aufzunehmen wissen. Das magische Wort der Theurgie war: Concentration aller geheimen Kräfte und Composition aller geheimen Mittel, Säfte und Parfüms zu den verschiedensten Operationen. Die Experimente wurden stets von theurgischen Conjurationen, cabbalistischen Worten, bestimmten Gebetsformeln begleitet. Von der genauesten Beobachtung der Ceremonien und Riten, der astrologisch bestimmten Zeitperioden, der stärkeren und schwächeren Dosen bei physischen Experimenten hing das Gelingen der Operationen ab. Die drei höchsten Wissenschaften der Welt hatten beigesteuert, die Theurgie achtungswerth erscheinen zu lassen, bei welcher nur wohlthuende Götter angerufen und nur Zwecke verfolgt wurden, die zum Wohl der Menschheit beitragen konnten. Grosse Theurgen, wie Epimenides z. B., besassen dem Glauben des Volkes nach göttliche Macht und waren allein im Stande, grosse Sühnakte wirkungsvoll und gültig zu vollziehen, denn das Wesen der Theurgie ist: das Verstehen der Gottheit in der Natur. Die Priester der Manentempel mussten alle Todtenbeschwörer sein und dieser vom Orient nach Griechenland verpflanzte Cult erweiterte sich daselbst zu Todtenorakeln. Dieselben fielen in das Gebiet der weissen Magie, die Priester benutzten jedoch das Ceremoniell und den Apparat der Goëtik mitunter, um kräftige Eindrücke zu schaffen und in dieser Form gingen sie auch später in das Mysterienwesen über, wo die Todtenorakel ertönten, um die Eingeweihten zur göttlichen Tugend zurückzuführen. Das Wunderbare musste seinen Theil am Todtenorakel haben, doch dass sie in das Gebiet der weissen Magie gehörten, beweist der Name der dabei fungirenden Priester. Sie hiessen Psychagogen, das heisst: Seelenführer. Sie hatten die Evokationen der Schatten zu bewerkstelligen, religiöse Ceremonien mit bestimmtem Ritus dabei vorzunehmen, den Fragenden Antwort zu ertheilen. Sie mussten Männer der Wissenschaft und grosse Menschenkenner sein, um schwache Gemüther nicht zu überreizen, die Effekte der Scenerie mit den Effekten des Gesagten in Uebereinstimmung zu bringen, Unglückliche nicht in Verzweiflung zu stürzen. Zur Disciplin der Psychomantie gehörte es daher, nur nach dem Vergangenen

zu fragen, nicht entscheidende Zukunftsfragen zu stellen; von dieser Regel wurde nur abgewichen, wenn es sich um einen Akt der Sühne von Mord und Blutschuld handelte; ferner durfte man denselben Schatten nicht zweimal fragen und konnte ihn überhaupt nur citiren, wenn die Kleider mit der Leiche verbrannt worden waren.

Die Beschwörung der Schatten fiel auch in der theurgischen Magie in das Gebiet des Zaubers. Unblutige, mit Gesängen und Formeln begleitete Todtenopfer von Milch, Honig, Wein oder Oel gingen voran; die Evokation geschah unter homerischen und orpheïstischen Zaubersprüchen. Die Abstraktion von allem getheilten Sein, welche in dem Satze der orphischen Priesterlehre gipfelt: Die Weltseele ist es, welche waltend im Universum, Alles durch Alles bindet — wurde durch Mischbildungen versinnlicht von babylonischen Thierpflanzen, ideell componirten Geschöpfen, edelgehaltenen Menschenfiguren, deren untere Theile in ein verhüllendes Gefieder oder Fischflossen ausgingen. Ebenso wurden Kräuter, Duftessenzen, Zauberworte und Zeichen gemischt, um anzudeuten, dass auch die Seele der Abgeschiedenen mit der Natur und guten Geistern in mystischer Einheit verbleibt. Die Schattenpsychen erhoben sich aus der Tiefe ganz einfach in Form belebter Bildsäulen, welche Aehnlichkeit mit dem Todten haben mussten. Um diese Aehnlichkeit zu erreichen, schlichen sich auch in die Theurgie unnatürliche, der Dämonologie entnommene Proceduren; man verwendete kürzlich Gestorbene und goss ihren Leichnamen Blut ein, oder man grub todte Körper aus, um ihre Augen und Nägel zu verwenden. Da man Lebende und Todte als Schattenpsychen aufsteigen liess, so musste es auch zwei Arten geben, den Orakelspruch zu verkünden. Entweder der Schattengeist sprach selbst oder man bediente sich der annuntiatio, wobei ein Dritter erzählte, was zwischen dem Abgeschiedenen und dem fungirenden Psychagogen für Worte gewechselt wurden und was er sah. Der Fragende war jedenfalls bei der Evokation gegenwärtig, doch nie mit dem Phantom in unmittelbarer Berührung.

Am häufigsten wurden die Geister der Ermordeten citirt, auf Wunsch ihrer eignen Mörder. So lässt Nero den Geist seiner Mutter, der Agrippina citiren; ein derartiges Todtenorakel erwähnt auch Plutarch in der Biographie des Cimon.

Pausanias, König von Sparta, welcher die Perser bei Platea geschlagen hatte, sah in Byzanz die schöne Cléonice und befahl, sie ihm als Sklavin zuzuführen. Man musste gehorchen, denn alle Verbündeten zitterten vor den Lacedemoniern. Cléonice hatte die Bedingung gestellt, das Zimmer des Pausanias unerleuchtet zu finden. Pausanias, halb

schlafend, erschrickt beim Lärm ihres Eintretens; glaubt, man komme ihn zu ermorden, ergreift den Dolch und tödtet Cléonice. Pausanias, verzweifelt darüber, genoss fortan keine Ruhe mehr; das Schattenphantom der schuldlosen Jungfrau verfolgte ihn im Schlafe, mit leisem Vorwurf ihn an die Dekrete der unterweltlichen Rache zu mahnen. Er hoffte, durch religiöse Ceremonien die Vision zu entfernen, die Götter besänftigen zu können, begab sich desshalb nach Heraklea im Pontus, wo ein Todtenorakeltempel stand. Die Priester beschworen auf seinen Wunsch den Schatten der Cléonice, der erklärte: Pausanias würde erst in Sparta Ruhe finden. Der Fürst eilte zurück, dort jedoch des geheimen Einverständnisses mit dem Könige von Persien verdächtigt, wollte man ihn arretiren; er erfuhr dies, flüchtete sich in den Tempel der Pallas Athene, wo man ihn nicht herauszuziehen wagte, sondern statt dessen die Thür vermauerte, ihn den Hungertod sterben liess.

Dies Orakel enthüllt neben vielen anderen ethischen Wahrheiten diese: dass ein aus Furcht begangenes Verbrechen vor den unterweltlichen Mächten ganz eben so strafbar erschien als ein absichtlich begangenes. Wenn, nach griechischer Auffassung, die Furienjagd nach den mit roher Willkür begangenen Verbrechen begann, so folgten dem aus Furcht zum Bösewicht Gewordenen noch schlimmere Gestalten: Litai genannt, langsam schleichend, lahm, runzelich und schielenden Blickes, welche den Furchtsamen in die Irre trieben, seinen Geist umnachteten, auf Schleichwegen ihn der Rachegöttin Praxidice oder der Verderben brütenden Ate in die Hände lieferten. Furcht ist der gefährlichste Affekt der Seele, da er zum augenblicklichen Handeln treibt; der Rachsüchtige wartet und handelt mit Ueberlegung; der Beleidigte und der Hassende erwartet die Zeit der Vergeltung — der Furchtsame jedoch verliert die Besinnung, folgt dem Impulse des Augenblicks, vergisst gänzlich, dass die That unwiderruflich ist.

Dies Orakel gab ferner zu einer zweiten Todtenbeschwörung die Veranlassung. Aus Scheu vor dem unversöhnten Schatten des Pausanias wagte Niemand mehr in den Pallas-Tempel zu treten. Die Spartaner liessen daher aus Thessalien Magier kommen, um die Psychen der Spartaner zu beschwören, welche im Leben Feinde des Pausanias gewesen waren. Diese Rachegeister verjagten das Gespenst aus dem Tempel, der darauf ein zweites Mal consekrirt wurde, um wieder benutzt werden zu können.

Als der herrschende Dionysoscult die Ansichten von der Unsterblichkeit der Seele läuterte, bestimmtere Satzungen über die Belohnungen der Guten, die Bestrafung der Bösen aufgestellt wurden, ging das

Todtenorakelsystem gänzlich in das Mysterienwesen über, dem Dionysos als Psychagoge allein präsidirte. Es verlor daselbst seinen schauerlichen Charakter nicht, auch nicht den der äussersten Reserve. Dionysos wurde darin als Hades selbst gefasst; dort war er der Unsichtbare, die unterirdische Dunkelheit, wo Tag und Nacht sich begegnen, in deren tiefster Tiefe dreifach ausgegossene Nacht die grässliche Stätte des Tartaros umfing; dort war er Aides, der Todtengott selbst, unter dessen Herrschaft die Todten im Erebos wohnten; dort war er Aïdoneus, der Unerbittliche, der den nach Unsterblichkeit dürstenden Seelen nur das mittheilt, was den Lebendigen gut ist; dort war er Höllenrichter, der die Neophyten vor das subtile Gift des neunmal die Unterwelt umkreisenden Styxwassers führte, um authentische Schwüre über das Geschehne von ihnen zu fordern. Dann erst wurde er Psychagoge, was in den Mysterien mehr in der Bedeutung eines Heilsführers zum Lichte gefasst wurde, als in der der antiken Seelenführer.

Die Todtenorakel ausserhalb der Mysterien nahmen jetzt einen ganz anderen Charakter an und bestanden nur noch kurze Zeit. Man baute kleine Aedicolen auf der Oberfläche der Erde, nach Art der ersten ägygtischen Orakeltempel, in welchen die Fragenden schliefen. Da sich bei diesen Aedicolen der zu Todtenbeschwörungen nöthige Apparat nicht anbringen liess, griffen die Manenpriester zu Visionen, durch welche Erscheinungen der Schattenphantome ergänzt wurden, welche man früher künstlich heraufbeschworen hatte. Es ist nur ein Orakel bekannt, welches die Existenz dieses Orakel-Systems beglaubigt. Elysius von Terina in Italien argwöhnte, als er seinen Sohn Enthynoiis verloren hatte, dass er vergiftet worden wäre, hielt es für das sicherste Mittel, den Schattengeist seines Sohnes zu consultiren, um nicht ungerecht gegen die Lebenden zu verfahren. Er begab sich daher nach einem derartigen Traum-Todtenorakel, verrichtete die üblichen Opfer und Ablutionen, liess die Priester ihre Ceremonien ausüben und schlief eine Nacht im Tempel. Er sah im Traum das Schattenphantom seines Vaters, von einer Geistererscheinung begleitet, die seinem Sohne glich. Dieser scheinbar friedliche Genius des jungen Enthynoiis gab ihm eine Tafel in die Hand, worauf drei Verse standen, welche er beim Erwachen las, des Inhalts: er solle den Tod seines Sohnes nicht länger beweinen, da Enthynoiis selbst ihn als eine Gunst der Götter betrachte, welche ihm das angenehmste und sorgenloseste Schicksal bereitet hätten!

Zu erklären wäre dieses Orakelsystem nur dadurch, dass die Priester im Stande waren, nach genauer Kenntniss der Sache, um die es sich handelte, durch Medikamente eine Art Halbschlaf in dem Fragenden

zu erzeugen, der periodisch unterbrochen, es ihnen ermöglichte, wirkliche Bilder oder Gestalten vor der Seele des Schlafenden vorüber zu führen, welche dem Halbbewusstlosen wie Traumwesen erschienen. Dieser künstliche Schlaf ist jedoch gänzlich vom magnetischen Schlafe zu unterscheiden.

Das oft Trügerische dieses Orakelsystems, bei welchem Alles von der Kunst abhing, das Schlafmass des Schlafenden zu regeln, seiner Einbildungskraft zu gebieten, liess diese Art Weissagung sehr bald ihren Credit verlieren, um so mehr, da man damals noch reich an künstlichen und natürlichen Mitteln war, den heftig entbrannten Orakeldurst zu befriedigen.

Die Blüthe des Todtenorakelwesens fällt in die vorhomerische Zeit, hängt mit dem alten Religionssystem der Griechen zusammen, wo unklare Vorstellungen über die Unsterblichkeit der Seele die Geister beherrschten, man den Gedanken an Tod und Trennung noch nicht zu ertragen vermochte. Ganz auf mythologischen Voraussetzungen beruhend, vom Boden der Wirklichkeit sich krass entfernend, hat es dennoch ein grosses Wunder bewirkt: die Menschen mit dem Todgedanken zu befreunden, den schweren Schritt zur Tiefe ihnen zu erleichtern, den Glauben an ein Fortleben nach dem Tode der Nachwelt zu überliefern, also das Dogma der Unsterblichkeit vorzubereiten.

Anmerkung. Die berühmtesten Todtenorakel waren am See Aornos in Thesprotien; das von Pausanias besuchte im thracischen Heraklea und das zu Phigalia in Arkadien.

Dodona.

Ein zweites, ganz seinen ägyptischen Ursprung verrathendes Orakel war das des Zeus Dodonaeus zu Dodona in Epirus. Herodot berichtet über die Gründung desselben Folgendes: Zwei alte, im Orakeldienst erfahrene Priesterinnen aus Theben wurden von Phöniziern an die Pelasger verkauft, von denen die Eine in Lybien das Orakel des Jupiter Ammon stiftete, die Andere nach Dodona in Epirus gebracht wurde, mit der bestimmten Weisung, daselbst am Fusse des Berges Tomarus im Eichenwalde in der Nähe einer dem Zeus gewidmeten Aedicola einen Orakelsitz zu gründen. Es war dies zur Zeit des Cadmus, etwa 1400 vor Christus.

Mehr wie der Tempel nämlich war das Gehölz das wahre Territorium des antiken Cultus. Die ersten Götter, denen Verehrung gezollt wurde, waren Naturgötter, die die Berggipfel, die Wälder, die Quellen, die Frucht- und Blumengärten beschützten: Bachos, Oreus, Priapos, Faunus, Silvano, Pan z. B. Ihnen schlossen sich als älteste Göttinnen die Nacht- und Mondgöttinnen an: die ägyptische Neith, Hecate die Nachtgeborne, identisch mit der Proserpina; Diana Licone in Arcadien, die Venus Urania, identisch mit der arabischen Göttin Alilat. Die ersten Altäre, welche diesen Gottheiten errichtet wurden, standen in hl. Hainen und ersetzten die Steinidole der Urzeit, welche ebenfalls unter Bäumen Schutz gefunden hatten. Wurde diesen Göttern geopfert und dabei ein religiöses Fest gefeiert, so traten die Oreaden aus ihren Grotten, die Najaden aus ihren kalten Felsenhöhlen, die Driaden aus ihren Waldnischen, und Alle stimmten in den Jubelruf der bacchantischen Waldnymphen ein: ad montem! ad montem! Gebet, Gesang, Tanz, Freiheitsliebe und orgiastische Lust — die ganze Poesie des Lebens drängte sich in die heiligen Haine, noch ehe die Kunst angefangen hatte, sie zu verschönen, die schattigen Waldpartien durch Seen und Wasserpflanzen zu lichten, phantastische Brücken zu schlagen, durch Obelisken und Statuen die urthümliche Natur in einen pantheïstischen Tempel zu verwandeln.

Solche Waldgebirgsfeste hiessen im Bacchischen Zeitalter, etwa 1600 vor Christus: Orgades, Orgia, wodurch die Römer später Nachtfeste im Allgemeinen bezeichneten. Alle Hauptgötter Griechenlands und des Orients waren auf Berggipfeln geboren, religiöse Gesetze wurden stets daselbst ertheilt, denn hohe Bergbewohner an sich galten für heilig. An der Spitze dieser erhabnen Berge stand der Meru in Arabien, die Wiege des indischen Bacchos — denn Arabien wurde damals auch Indien genannt. Auf dem Meru empfing Manu die Gesetze, welche später Alt-Indien und Persien beherrschten, noch heute bei den Ghebern und Parsen in Kraft sind. Die Indier nannten diesen Berg: Meropurbateo, den vulkanisch aufgewühlten Berggipfel. Wenn sich der Alpencharakter mit dem der heiligen Haine verband, hiessen solche ehrfurchtgebietende Berggipfel auch Petronia und eins der schönsten Feste war das Fest der Stimme Petrónes, ein Echofest, wobei die fackeltragenden Oreaden wie nachtgeborne Blumenköniginnen aus den Schatten stiegen, jene monotonen, orgiastischen Götteranrufungen ausstiessen, durch welche die orphischen Hymnen unsterblich geworden sind. Der höchste Alpengott des Orients war Baal-Phegor, der Herr der Berge, denn Baal heisst Dominus — Herr. Ihm zur Seite stand die grosse Göttermutter Cybele, welche, auf ihrem mit Löwen bespannten Wagen im Gebirge dahinfahrend, das ganze orientalische, griechische und römische Alterthum beherrschte, die Hauptkultgöttin der samothrakischen Mysterien vertrat, durch ihre Machtstellung selbst den Göttern Furcht einflösste.

Der Charakter eines heiligen Haines war jedoch nur dann vollständig, wenn sich zu der Berg- und Waldnatur die Felsenquelle gesellte. Mit allen Quellen, denen Hauptgottheiten präsidirten, wie z. B. bei der Lerna, der Quelle des Poseidon, der Tricrena des Hermes war Heilkraft, das Auspicium perenne — die unaufhörliche Zeichenbeobachtung und waren die in das Bereich des Gehörs fallenden Omina verbunden. Die weissagende Quelle war die Centralidee des heiligen Haines, weil sie die Stimme der Gottheit unmittelbar verkündete; an vielen dieser Quellen wurde communicirt; diese einfache Wassercommunion nannte man Puteus, woraus der Name Puteale für ausgemauerte, schöne Brunnen entstand, wo frisches Quellwasser geschöpft wird, an denen das heutige Italien noch überreich ist. Das geheiligte Wasser, welches in der Urzeit auch den Wein der Libationen ersetzte, zu dem vor Opfern üblichen Händewaschen zu benutzen, galt schon für Frevel. Um diesem Frevel vorzubeugen, wurden Schlangen als Wächter heiliger Quellen eingesetzt; sie galten für Symbole der Union und vertheidigten die Quellen, wenn Vertreter einer fremden Religionsgesellschaft sich ihnen nahten.

Als der Phönizier Cadmus in Böotien ankam und einen Theil seines Gefolges, aus Arabern, Aethiopern und Aegyptern bestehend, aussandte um Opferwasser für seinen Gebrauch zu holen, wurden Viele von der Schlange Aretiade getödtet, denn aus fremden Quellen schöpfen, galt als verbrecherische Communion.

Als die spätern römischen Kaiser Honorius und Theodosius das Heidenthum an der Wurzel vernichten wollten, erliessen sie Gesetze gegen den Cult in heiligen Hainen und befahlen das heilige Quellwasser zu Bädern und öffentlichen Vergnügungen zu verwenden. Es ist bekannt, dass diese Gesetze öfters zurückgenommen werden mussten, da die Griechen und Römer erklärten, das Leben ohne diese nächtlichen Feste unerträglich nüchtern zu finden und dass es langer Jahrhunderte bedurfte, ehe sie in Europa in Kraft traten. In Asien, besonders bei den Völkern, die dem Buddhismus huldigen, ist der Cult noch heutigen Tages an heilige Haine und Waldgegenden geknüpft, was in Tropenländern eben so wohl seinen natürlichen als übernatürlichen Grund hat. Quellen gelten daselbst für Lebensadern des Waldes, für von Gott eingesetzte Cultussitze; ein Begriff, welcher so tief-religiöser Natur ist, dass er im mittelalterlichen Christenthume auch wieder zur Geltung kam. Die Lateiner der Urwelt nannten solche Cultussitze: Paghi; aus Pago, Pagus entstand das Wort Paganus: Theilnehmer am Cult in heiligen Hainen: Idolanbeter in den Paghi. Erst die Christen gaben dem Worte Paganus eine ganz andere Bedeutung; als die Kirche zur Ecumenica erhoben worden war, das heisst: zur Gemeinschaft für Alle, wurden die sich selbst Auschliessenden: Pagani genannt; Heiden im Gegensatze zu den Christen.

Unter den Baumarten, welche zu antiken Cultussitzen gewählt wurden, prangten vor Allen die dem Apollo geheiligten Oliven, Palmen und Lorbeerbäume, die den heiligen Hain der Insel Delos bildeten, woselbst die Quellen Olivo und Palma genannt wurden. Ferner die der Pallas-Athene geweihte Cypresse; die Pallas hiess bei den Lacedämoniern Cyparissias und wurde dieser Name auch als Quellname häufig benutzt. Ferner die dem Hermes gewidmete Platane in Arcadien und schliesslich die dem Zeus geheiligte Eiche in Arcadien und Creta. Beide Orte wurden als Geburtstätten des Zeus bezeichnet; die Zeus-Eichenhaine hiessen silvosi divi und eine Fülle von mystisch-heiligen Sagen war an sie geknüpft. Die bekannteste ist, dass die Nymphe Neda Zeus als Kind aus einem Eichenwalde in Arcadien nach Creta trug. In Creta, dem Ursitz alter Götter, wohnte Saturn, mit den andern Titanen in einem edlen Gehölze; Rhea, die Mutter des Zeus, um ihn

vor den Titanen zu schützen, wählte den dichtesten Eichenwald das Kind zu verbergen, und vertraute es den kriegerischen Kureten an, die es in die Idäische Grotte brachten, bewachten und schützten, woselbst Zeus verblieb, bis er nach dem Untergange des Saturn zur Herrschaft gelangte. An diese erste Reise des Zeus knüpft sich die mystische Bedeutung der Namen: Umbilico und Omphalos, welche darum wichtig ist, da der Omphalos ein sehr streitiger Punkt im Innern des Tempels zu Delphi geworden ist. Zeus als Kind verlor den Umbilico in der Nähe des Flusses Tritone auf Creta. Dieser Umbilico galt als Jove delapsus — als ein vom Himmel gefallenes Zeusidol, Gegenstand höchster Verehrung im Alterthume. Die vom Himmel gefallnen Idole sicherten den Orten, wo sie geweiht wurden, ewige Stabilität. Zu diesen Idolen gehörte unter Anderem: die berühmte Statue der Diana zu Ephesus, das Palladium von Troja und Athen. Orte, wo Idole sich niedersenkten, wurden zum Focus erhoben, d. h.: zum Sitz des höchsten Göttercultus. Der Umbilico des Zeus wurde in Creta geweiht und dieser geweihte Umbilico hiess nun Omphalos. Die mystische Bedeutung des Symbols ist die Weihe des göttlichen von Zeus ausströmenden Lichtes, welch' göttliche Leuchtkraft sich an all' die Orte knüpfte, wo er sich niederliess, ihm ein Cultussitz bereitet wurde. Das Wort Omphalos, Omophalion wurde später als eine Bezeichnung heiliger Orte angewendet. Omophalion hiess das umgebende Terrain, Omphalos wurde für Medium (Mittelpunkt) angewendet. Es gab mehrere Orte, welche Omphalos genannt wurden; die 2 hauptsächlichsten sind Tena in Creta, welches als hochgelegene Stadt bezeichnet wird, und ein Theil des Tempels zu Delphi. Das Innere des Tempels zerfiel in 3 Theile, der mittlere war etwa 4 Stufen höher gelegen als die Seitentheile. Auf diesem befand sich der Omphalos, bezeichnet durch einen convex gewölbten Stein, welcher eine Erdöffnung zu bedecken schien, wie sich eine solche unter dem Dreifuss befand. Er war stets von einem Schleier bedeckt wie die Caaba in Mekka, ein Zeichen grosser Heiligkeit, welches nur uralten Monumenten zukam. Der Omphalos zu Delphi war in doppeltem Sinne Centrum, da er in der Mitte des Tempels stand und Delphi selbst am Abhange eines Berges in der Mitte lag, von Dichtern daher Locus Parnassus genannt wurde. Später ergriff Pindar diese Idee, machte Delphi zum Mittelpunkt der Erde und knüpfte an den Omphalos die Sage: dass am Anfang der Dinge 2 Adler von den entferntesten Punkten der Erde ausgeflogen wären und sich im Tempel zu Delphi vereinigt hätten. Dieses ist jedoch eine rein poetische Erfindung, denn Delphi kann von keinem Punkte aus das Centrum der

bekannten Erde bilden. Wir besitzen über das Innere des Tempels zu Delphi Vasenbilder; da es im Kunststyl griechischer Künstler lag, die Hauptperson des Bildes stets in die Mitte zu versetzen, so sehen wir auf einem derselben Orestes knieend auf dem Omphalos zu Delphi, ringsum von schlafenden Furien umgeben; im Hintergrunde Apollo, welcher dem Sühnenden hier eine Ruhestätte gewährt, auf der anderen Seite den Schatten Klytemnästras, welche die Furien an ihre Rache zu mahnen scheint. Dieses Bild hat zu grossen Erörterungen über die Form und Bedeutung des Omphalos Veranlassung gegeben, denn man versteht die Dinge eben nur, wenn man den Ursprung derselben kennt, der lange vor der Deukaleonischen Fluth, welche 1574 vor Christus stattfand, zu suchen ist — eine am wenigsten bekannte Zeitepoche.

An die heiligen Haine des Alterthums war wie an die Orakeltempel das Asylrecht geknüpft, das heisst: Schuldige durften daselbst nicht verfolgt und ihrer Freiheit beraubt werden; geschah dieses, so galt es für eine Profanation, welche die Heiligkeit des Ortes für immer zerstörte. Profanation ist etwas der Consecration Entgegengesetztes; heilige Haine wurden wie die Tempel selbst consecrirt, einer bestimmten Gottheit gewidmet und um die heiligen Schauer des Ortes zu vermehren, mit Erdgöttern verknüpft. Solche Erdgötter waren in Eichenwäldern die Amadriaden, schöne Waldnymphen, welche einer Arabeskenform entstiegen, mit den Eichen geboren wurden und mit ihnen erstarben. Diese Eichennymphen, deren Stimmen man im ewigen Blattgeflüster zu hören glaubte, trugen im Orakeldienste dazu bei, den göttlichen Charakter des Ausspruches zu erhöhen, denn es galt für unumstösslich und weise, zu thun, was die Göttinnen sagten. Andrerseits waren die Amadriaden so sehr mit der Heiligkeit des Baumes verwachsen, dass der Glaube entstand, sie verliessen den Baum, wenn irgend eine Profanation die Erhabenheit des Ortes verletzt hatte. Alsdann wurden die heiligen Haine zu Wäldern; es mussten Abgaben für sie gezahlt werden, alle Cultusakte wurden eingestellt und das Asylrecht hörte in ihnen auf.

Dodona, dem Hauptgotte der Griechen gewidmet, besass alle Vorzüge und alle Vorrechte eines nie profanirten heiligen Haines, als die ehrwürdige ägyptische Priesterin hier ihren Sitz aufschlug. Dieselbe hiess Pelias, die Taube; ihr wurden 2 andere zur Seite gestellt, welche 3 bei ihrem Absterben immer wieder ergänzt unter dem Namen Peliaden über ein Jahrtausend das Dodonäische Orakel verkündeten. Man war sich dessen bewusst, dass durch Tugend, Einsicht und Keuschheit

das Göttliche erlangt wird und die Götterkraft im Menschen sich steigert; die 3 Peliaden hiessen daher: die Vorausdenkende, die Tugendfreundin und die Männerbeherrschende; nur an die Letztere wurde die Forderung gestellt: jung, schön und unverheirathet zu sein; wenn sie dem von ihr gehegten Idealbilde nicht mehr entsprach, wurde eine Andere gewählt. Die die Orakel deutenden Priester, welche den Peliaden zur Seite standen, hiessen Seller und zwar: die Seller der Diona. Sie gehörten zu den pelasgischen Tyrrhenern, waren Eunuchen, als Orakelpriester: Exegeten, Beter und Opferer; sie schliefen auf Thierfellen, wie die ägyptischen Priester, gingen barfuss wie diese, denn Schuhe gehörten im Orient nur auf unreinen Boden, was im Muhamedanismus noch heutigen Tages zur Geltung kommt. Das Orakel war dem pelasgischen Zeus als Weltschöpfer und freundlichem Herdgenossen gewidmet; als Tempelgefährten stand ihm hier Diona, die Mutter der Aphrodite, zur Seite, welche auch im lybischen Ammonium als weibliche Gottheit verehrt wurde. Das Symbol dieser Göttin war eine Taube und zwar die schwarze Waldtaube, welche als prophetische Taube galt, dem weissagenden Raben des Apollo entsprach; während als Symbol der kosenden Liebe der Aphrodite später die weisse Taube, das Urbild der mosaïschen Liebe Gottes, zugesprochen wurde. Der Taubencultus war daher mit dem Eichenwalde zu Dodona verknüpft; sie nisteten schaarenweise in den heiligen Bäumen; wer hier den prophetischen Gott erforschen, Seherblicke für sich öffnen wollte, dem wurde der Rath gegeben, mit guten Schicksalsvögeln in der Hand sich zu nahen.

Die Aedicola, der Sage nach von Deukaleon und Pyrrha nach der grossen Wasserfluth als Dankestempel gebaut, war wie alle Orakeltempel der Urzeit hüttenartig und luftig gebaut, ringsum jedoch von hohen geschlossenen Säulenhallen umgeben, den Blicken der sich Nahenden entzogen. Orakeltempel, in welchen der Traumschlaf nicht gepflegt wurde, durften überhaupt nur von Priestern betreten werden; darum wissen wir über die Bauart und das Innere derselben so ausserordentlich wenig, denn Alexander der Grosse und andere Herrscher, welche sich den Eintritt zu erzwingen wussten, haben darüber keine Schilderungen hinterlassen. Der kleine Tempel zu Dodona war nie bedeutend; er verschwand inmitten des herrlichen Naturtempels von Eichenbäumen, der ihn umgab, der von mysteriösen Wassern durchrauscht, sich besonders durch 2 Naturwunder auszeichnete, welche die Priesterinnen zu Inspirationen benutzten. Das erste war die uralte tönende Bucheiche des Zeus; mit essbaren Früchten behangen, von Waldtauben bewohnt, erhob sie sich wie ein riesiger Baum des Lebens, aus welchem die Stimme der

Gottheit in nie verstummend geheimnissvollem Flüstern zu den Menschen sprach. Diese dodonäische Eiche war die zweitälteste Pflanze der damals gekannten Welt und schon darum geheiligt. Als älteste galt ein Weinstock in Samos; als dritte ein Olivenbaum in Delos und ein Lorbeerbaum in Syrien.

Das zweite Naturwunder in Dodona war ein kalter Quell am Fuss der Rieseneiche, im welchem brennende Fackeln erloschen, wenn man sie hineintauchte, ausgelöschte hingegen sich entzündeten; ein Naturspiel, in welchem man eine Allegorie des menschlichen Geistes erblickte, dessen Fackel erlöschen muss, damit das göttliche Licht in ihm sich entzünden kann. Dieser Quell mit seinem ewig rauschenden Gemurmel sprach zu den Peliaden ebenfalls in einer nur ihnen verständlichen Sprache, der sie die Gabe der Weissagung entlehnten. In Dodona war das Orakel hervorragend ominös, das heisst: an das tönende Element geknüpft; die Natur war nach dem Sündenfalle entgöttert worden; in Dodona bot man die höchste Kraft auf, sie wieder zu vergöttlichen, die uralte grosse Vorstellung von einem Weltchorale zu realisiren, wo von menschlicher Willkür unabhängige und unregelmässige Töne einen Geist verriethen, der geistet wo und wann er will. Darum schuf man neben den Naturstimmen ein unaufhörliches Glockenspiel, denn Glockentöne waren im Orient ein Symbol von dem Einklang der Welt und der Harmonie der Sphären. In einer hohen und weiten Marmornische stand im Centrum ein Altar, auf welchem die bronzene Statue eines Jünglings: den Demiurgos darstellend, stand. Derselbe hielt eine Geissel in der Hand, an welcher Kugeln von verschiedenen Metallen an beweglichen feinen Kettchen hingen. Zu beiden Seiten des Altars standen 2 Candelaber in der Form niedriger Eichenbäume, ebenfalls aus den verschiedensten Metallen gebildet, deren Tinten von denen des Grundes abweichen mussten, um alle Details deutlich hervortreten zu lassen.

Die Candelaber der Urzeit waren Holzcandelaber in der Form von Bäumen, unregelmässig gebildet, an deren Zweigen man Hängelampen nach Belieben aufhing. Als man anfing Candelaber aus Metall zu verfertigen, diente ihnen ein Dreifuss mit Löwenfüssen oder eine viereckige Plinthe als Untersatz und endigten die Zweige in einem Diskus, einer polirten Metallplatte, um Lampen aller Formationen darauf stellen zu können. Diese Candelaber wurden, in allen Farben schillernd, aus den verschiedensten Metallen gebildet; derartige Incrustationen, das heisst: die Kunst ein Metall dem andern anzufügen, nannten die antiken Künstler: arte empestica, wenn die gezierte Oberfläche glatt blieb; arte embletica, wenn die eingefügten Metalle im Relief hervor-

traten. Beides ist identisch mit der Damascirung, eine Bezeichnung, welche so ziemlich in alle Idiome aufgenommen worden ist.*)

Die 2 mit Blättern und Arabesken geschmückten Candelaber zu Dodona dienten ebenfalls als Träger von Metallplatten, auf denen schwarze Waldtauben mit zum Himmel gebreiteten Flügeln, den Kopf hoch emporgerichtet, standen. Dicht vor dem Altar erhob sich auf trigonoïder Basis eine halbhohe Säule, auf welcher jedoch keine Kupfervase stand, wie allgemein angenommen wird, sondern welche in einer vergoldeten Halbkugel endete. Diese Hemisphäre war ein Bild der Himmelskraft, die der Demiurgos repräsentirte. Er war Mittler zwischen Gott und den Menschen; halb wurzelte seine Kraft im Himmel, halb auf der Erde, deren Schöpferkraft er personificirte. Er war Wiedererwecker und Formgeber im ewigen Kreislauf der Dinge; er war Dämon, Herrscher der chaotischen Hyle, der unterirdischen Finsterniss; als Erdendämon war er Schöpfer des sinnlich erregenden Elementes, der künstlich gespannten, mit wechselnder Raserei auftretenden Ekstase und als solcher weissagender Gott und mit den Orakelgöttern geeinigt. Es war der antike Bacchos, in dem die Orphiker den materiellen Weltgeist verehrten. Als Herrscher der unteren Hemisphäre trug er wie Osiris die Geissel mit den Kugeln, welche, wenn auch nur der leiseste Zephir durch sie irrte, laut tönend an die metallnen Halbkugeln anschlugen, so dass die Rathfragenden weithin den dodonäïschen Schellenklang vernahmen. Dass Erzton den Zauber böser Schicksalsmächte breche, war uralter Volksglaube; daher befand sich ein künstliches Glockenspiel schon vor dem ersten Salomonischen Tempel, später auch am Gipfel des capitolinischen Jupitertempels zu Rom. Vor der Aedicola zu Dodona waren nächstdem Halbsäulen mit daraufstehenden Kupfervasen angebracht; sie durften in der Nähe keines Tempels fehlen, denn sie dienten zu den verschiedensten Zwecken: zu Lustrationen, zu Libationen, auch um das Blut der Opferthiere aufzufangen, denn die Sonnen- und Mondopfer der Aegypter hatten sich bei den Griechen in Thieropfer verwandelt. Mit Deckeln erfüllten die Kupfervasen den Zweck eines Aquariums, um Wasser rein und frisch zu erhalten, oder auch eines Oleariums, um das aus Feigen bereitete Oel für die heiligen Lampen aufzubewahren. Dass in der Nähe dieser Vasen ebenfalls ein Tonspiel angebracht gewesen wäre, lässt sich aus dem einzigen Um-

---

*) Arte empestica und arte embletica sind griechisch-lateinische Benennungen, welche, erst zur Zeit der Renaissance durch die italienischen Humanisten wieder in Aufnahme gekommen, der italienischen Kunstsprache einverleibt worden sind.

stande schliessen, dass man im Alterthume einen langstieligen, doch vielsagenden Redner mit dem Dodonäischen Kupfer verglich, welches niemals schwieg; es kann dies jedoch auf einer Verwechslung mit dem Schellenklange der Demiurgischen Geissel beruhen.

Die Peliaden begannen ihre Weissagungen stets mit den Worten: Zeus war, ist und wird sein, o grosser Zeus! Früchte sendet die Erde empor, darum nennet Mutter die Erde! Worte, welche gänzlich an den Isis-Cultus erinnern und daher verriethen, wie sehr der ägyptische Einfluss das Orakelwesen zu Dodona beherrschte und es vor Entartung schützte. Die Peliaden verfielen nie in heiligen Wahnsinn, sie dufteten nicht von Rauch und Trankopfern in künstlicher Verzückung wie die Pythia zu Delphi, sondern sie cultivirten eine natürliche, aus innerer Bewegung des Geistes hervorgehende Mantik. Sie lauschten den Stimmen der Natur, sie studirten wie die brahmanischen Waldsiedler die geheimsten Gesetze der Natur und brachten Alles mit dem Geiste Gottes in Verbindung. Ganz abgeschlossen von der Welt, ganz in sich selbst concentrirt, war ihr ganzes Leben eine grosse Revelation nach lang vorhergegangener Meditation, doch keine Inspiration. Nur göttliche Inspirationen sind absolut wahr; natürliche und künstlich erzeugte Iuspirationen können auch falsch sein; letztere treten überhaupt erst nach heftiger Erregung ein; das Leben der Peliaden jedoch war ein ruhig-monotones an den Gottgedanken geschmiedetes Sein. Ganz unter dem Einfluss der antiken Weltanschauung stehend, war ihnen die Natur eine Reihe von Wundern, mit welchen sich die Geschicke der Menschen und Thiere vermischten. Jedes Sternzeichen war ihnen eine gottgesandte Hieroglyphe, die sie entzifferten; der Ocean des Lichtes, wenn er sonnig durch das Waldesdunkel brach, verwandelte sich für sie in eine Art himmlischer Feeerie, welche ihnen die Zukunft in Visionen enthüllte; die Kreise ziehende Mondbewegung in den Gewässern verrieth ihnen den demiurgischen Geist der Tiefe, der leuchtend sich zu offenbaren trachtete, durch ewig neue Lichtmotive zu ihnen sprach. Dazu kamen die von allen Seiten murmelnden Quellen, die nach allen Richtungen hinschwebenden Tauben, die durch die Blätterwellen rauschenden Lüfte, das weithin vibrirende, nie endende Glockenspiel, ein gleichzeitiges Ertönen von 1000 Tönen, so dass in der Uebereinstimmung all' dieser verbundenen Weltstimmen sie die Harmonie des grossen Ganzen mit dem darin Geschehenden erkannten; jeder eine Disharmonie erzeugende Misston ihnen ein böses Omen erschien, das sie zu deuten wussten, ein wohllautstörendes Element, vor dem sie warnten.

Die Peliaden waren nächstdem Schlangenbeobachter, wie sie es von den Aegyptern gelernt hatten. Die Schlange an sich ist klug, lebhaft, tapfer, wachsam und treu, dankbar, sanft und schmiegsam, listig, schön, von furchtbarer Kraft, wenn sie herausgefordert wird und sich zu vertheidigen hat. Die Schlange ist besonders ein sehr mysteriöses Thier; jede ihrer Bewegungen zieht sich wie ein magisch-mystisches Zeichen dahin, das sie dem Menschen zu enträthseln giebt; selbst wenn sie ruht, ist ihre kreisförmige Gestalt ein ewiges, vielfacher Deutung fähiges Symbol; welchem Umstande es zuzuschreiben ist, dass die Schlange selbst im Mittelalter als Schild- und Helmzeichen, als Fahneninsignie, als Ordensdekoration vielfach benutzt wurde und bis heutigen Tages der Urtypus aller Schmucksachen und Ornamente geblieben ist. In Indien und Lybien, auch im Archipelagus auf der Insel Metelino gab es in der Urzeit beflügelte Schlangen, das heisst: nicht befiederte, sondern mit Fledermausflügeln bewachsene Schlangen, wie wir solche an den Wagen der Demeter gespannt erblicken.

Die Schlange war ursprünglich eine Urmacht, ein Genius, welcher zu den Göttern gehörte. Pherecydes, der Schöpfer des syrischen Religionssystems, verkörperte die 2 Principien: das Gute und Böse durch 2 Schlangen; ihm schlossen sich die Phönizier, die Gnostiker, später die Druiden in Frankreich an. Wir finden daher auf den Abraxen, den geschnittnen Gemmen des Orients, 2 Schlangen, die einen Globus halten, oder 2 geflügelte Drachen mit Adlerköpfen, dabei einen Käfer, die Hieroglyphe der Generation. Auf Basilidianischen Gemmen: eine grosse hoch emporgerichtete Schlange mit einem Löwenhaupte und dem Strahlennimbus umgeben; dies war der Jao, der Jehova der Gnostiker und gleichzeitig der ägyptische Knoubis, einer der 36 Himmelsdekane, welche den Cirkel des antiken Thierkreises bildeten, der später durch 12 Zeichen symbolisirt wurde. Dekane sind obere Sterngeister; sie entsprachen den 36 Nomen, in welche das Aegypten der Urzeit eingetheilt war, und wie jeder Nomen ein besonderes Thier als Schutzgeist besass, so wurden auch die 36 Himmelsdekane durch eine fabelhafte Zoologie, durch niegesehene schön-monströse Thiere verkörpert. Ophion hingegen, der stets mit Schlangenfüssen dargestellte Schlangensohn, galt als Schöpfer des Bösen; aus dem Himmel gestossen, zog er mit seinem Schweife den dritten Theil der Sterne mit herab; ein Gleichniss, welches auch in die Apokalypse aufgenommen worden ist.

Dass Schlangen in den ägyptischen Tempeln ihre unterirdischen Gemächer hatten, von Priestern mit Honig und Weizen, auch fettem Ochsenfleisch gefüttert wurden, ihre eignen Opferaltäre besassen und zu

Cultakten verwendet wurden, ist eine ganz bekannte Thatsache. Alles dies führte zur Deïfication der Schlange und trug dazu bei, sie als heiliges Thier den Menschen vertraut und unentbehrlich zn machen. Sie griff tief in das damals von 3 Willensakten erfüllte Menschenleben ein. Die antiken Völker wollten die feindliche Gewalt des Todes schwächen, geheilt sein und die Zukunft wissen. Bei diesem Bestreben stand die Schlange ihnen als helfende und dienende Macht zur Seite. Schlangen hatten die wichtigsten und unentbehrlichsten Heilkräuter und Gegengifte entdeckt, andere Thiere damit geheilt und durch den Geruch eines aromatischen Krautes eine scheintode Schlange wieder zum Leben gebracht; ein Wunder, welches Aesculap zu mehreren Malen wiederholte, da es ihm von dem Aegypter Policdio, der die Schlange beobachtet hatte, mitgetheilt worden war. Der Cult des Aesculap war nächst dem Bacchos-Dienste der verbreitetste Cult im Alterthume; wo immer eine Schlange sich niederliess, wurde ihm ein Altar errichtet, so seine Verehrung über Kleinasien, Griechenland und Italien verbreitet. Als das wirksamste Amulet, dem Heilkräfte zugeschrieben wurden, galt eine in grünen Jaspis geschnittene Schlange mit einem Nimbus umgeben; ebenso ersehen wir aus Medaillen, dass dem Aesculap auf brennenden Altären Schlangen geopfert wurden und Votivtafeln mit Schlangen in Aesculap-Tempeln hingen.

Was nun den Stab des Aesculap anbelangt, der wie der Caduceo des Hermes mit 2 Schlangen umwunden war, so giebt es darüber die verschiedensten Deutungen. Die einfachste ist immer die beste. Wir ersehen aus einer Münze des Hadrian z. B., dass der Welttheil Asien durch eine Frauengestalt repräsentirt wird, deren einziges Symbol eine Schlange in der Hand ist. In China, Japan, Birman und ganz Centralasien galt die geflügelte Schlange als Averrunkalmacht, d. h.: als abwehrende, die bösen Geister verscheuchende Macht; die Querstäbe des Sistrum in der Hand der Isis, des Instrumentes, womit die Aegypter die typhonischen Geister verscheuchten, waren ebenfalls aus Schlangen geformt; die Chinesen und die meisten Völker Asiens schmücken ihre Dächer noch heut zu Tage mit Schrecken und Furcht erregenden Drachengebilden, um den bösen Blick, den bösen Hauch Fremder von ihrem Territorium und ihren Häusern abzuwenden. Die Autonomie Asiens ist auf die Abwehr fremder Elemente gegründet; die Asiaten nehmen durchweg an, mit Ausnahme der Wenigen, die der Handelsgeist verführt, dass wir Europäer ihnen Vieles zu nehmen, zu entnehmen, doch nichts zu geben haben. Diese Averrunkalmacht Asiens wurde in der Urzeit durch 2 um einen Stab gewundene Schlangen repräsentirt;

ein solcher Stab war, ehe Moses mit seinem Schlangenstabe Wunder verrichtete, in den Händen der Perser, Chaldäer, Syrer, Araber, Aegypter ein Symbol der mystisch-magischen Lebenskraft Asiens, ein Sonnenstab in ihrer Hand, mit dem sie göttliche Kräfte herabbeschworen, denn für die Alt-Asiaten gab es nur eine Lebensquelle und diese Lebensquelle war das Göttliche. Dieser asiatische Talisman wurde von den Galli, den Priestern der Cybele, nach Creta überführt, wo ihn der griechische Hermes zuerst ergriff und nach ihm Aesculap. Er war in dessen Hand nicht ein Symbol der Heilkraft und der Divination, wie man es annimmt, sondern 2 ineinander verschlungne Schlangen um einen Stab gewickelt waren das Symbol einer übernatürlichen Geistes- und Götterkraft, das herrlichste Symbol für einen Arzt.

Die Schlange als Attribut des Apollo, als Zeichen der Divination, hat einen ganz anderen Ursprung. Der alt-etruskische Dreifuss besteht aus 3 Löwenfüssen, welche oben mit 3, bronzne Ringe im Rachen haltenden Löwenköpfen abschliessen. Darüber sitzen auf einer Diskusscheibe 3 Sphynxgestalten mit ausgebreiteten Flügeln, die die Räuchervase stützen. Rings um die Löwenfüsse gleitet eine Schlange in mysteriösen Windungen. Die Etrusker betrieben die Divination bekanntlich als Wissenschaft und dieser Dreifuss ist der beredte Ausdruck einer unergründlichen, Räthsel auf Räthsel enthüllenden Macht. Die Sehergabe war eine an das scharfsehende Schlangenauge geknüpfte Kraft, eine an die Sonnennatur der Tropenthiere sich anlehnende Gewalt. Die Schlange auf dem Dreifuss war daher ein leuchtendes Symbol der Prophetie, welches auf das apollinische Tripodium übertragen wurde, obgleich die Fischer von Cos es ohne Schlange aus dem Meere gezogen hatten.

Bei allen Orakeltempeln, wie bei den Asklepien, befanden sich mit hohen Mauern umgebne, mit dichtem Gras und Kräutern bewachsne Gehege, in denen Schlangen gezüchtet und von den Priesterinnen verpflegt und gezähmt wurden, um sie später zu den verschiedensten Zwecken zu verwenden. Es war dies eine Einrichtung, welche aus dem Bacchoscult vollständig auf den Apollocult übergegangen war. Thiere haben im Allgemeinen einen prophetischen Instinkt. Sie zeigen durch ihre Bewegungen jede Veränderung des Wetters, jedes herannahende Ungewitter mit Bestimmtheit an. Daraus schloss man, dass sie den All-Instinkt haben könnten, jede Veränderung, jede Abweichung von den normalen Naturgesetzen wahrnehmen zu können, und begann sie zu beobachten, um ihre stumme Sprache besser zu verstehen. Diese Ansicht, welche später zu grossen Missbräuchen führte, beruhte in der

Urzeit auf der grossartigen Vorstellung von einer primordialen Welt, wo es noch keine Sünde gab, der Mensch sich inmitten einer göttlich organisirten Natur bewegte. In dieser Natur war jede Rose das Ideal einer Rose ; Duft, Blüthenpracht und Farbenschmelz wie ein Gottgeheimniss aus sich aushauchend; jeder Baum das Ideal eines Baumes und das Thier der natürliche Gefährte und Lehrer des Menschen, dem er die Gesetze der Natur offenbarte. Nach dem Sündenfalle hatte die Natur an der Entgötterung des Menschen Theil genommen, doch sie bewahrte noch eine Fülle urthümlicher Kräfte, die das auf die Natur angewiesene Thier oft besser verstand als der Mensch. Wir besitzen noch das Fragment einer vom Priester Orpheus verfassten Hymne, worin er die vegetabilische Heilkraft der Edelsteine besingt und mit Sicherheit angibt, gegen welche Uebel sie halfen. Ein Chrysolit in der Hand gehalten, vertrieb das Fieber; der Opal war ein Mittel gegen Augenkrankheiten, der grüne Smaragd gegen Epilepsie, der Bernstein ein Mittel gegen Halsübel. Alles was Wurzeln leisteten, leisteten in der Urzeit auch Steine; ehe man sie zum Schmuck verwandte, erkannte man ihren Zusammenhang mit der Erdmasse und forschte nach einer in ihnen verborgenen Erdkraft. Mit einem Wort: der Mensch sollicitirte die Naturgeister und zog dadurch allbelebende Kräfte auf sich. Er entfernte sich jedoch durch diesen Naturcultus nicht von der Gottheit, sondern die Naturstudien waren ihm Offenbarungen aus der höheren Welt und wirkliche Mittheilungen. In der Urzeit besass auch das Thier einen schärferen und feineren Instinkt; schon darum, weil es in Zusammenhang mit der Gottheit und mit der Menschheit gebracht wurde, einen Zusammenhang, welchen wir gänzlich aufgehoben haben.

Das stumme Schlangenorakel war daher ein Hauptbestandtheil des dodonäischen Orakelwesens. Grosse, gezähmte Schlangen waren Ortsgenien und wurden an die Quellen als Wächter gestellt. Handelte es sich um eine wichtige Auskunft oder entscheidende Frage, so nahte sich die jüngste der Peliaden der Quelle ganz unbekleidet und waffenlos, eine Patera mit Speise in der Hand haltend. Erhob sich das im Grase ruhende Thier zornig und drohend, so dass die Priesterin zurückweichen musste, so galt dies für ein böses Auspicium: nahte es sich jedoch der Jungfrau sanft und freundlich, dankbar die Speise aus ihrer Hand zu empfangen, so galt dies für ein glückverheissendes Zeichen. In diesem Lauschen auf Vorbedeutungen durch das sich Verhalten der Thierwelt beim Wechsel der Erscheinungen ist das Auguralwesen begründet. Bei den Thieren wie bei den allegorischen Träumen kam der Grundsatz: dass dieselben Ursachen auch immer dieselben Wirkungen

haben, vollständig zur Geltung. Schlangen, welche sich z. B. in die Wiegen von Kindern schlichen und diese behutsam umwickelten, ohne ihnen zu schaden, waren immer ein sicheres Zeichen, dass das Kind einst berühmt werden und zur Herrschaft gelangen würde. Dieser Fall kam öfters vor, da die vornehmen Römer sich Hausschlangen als Schatzwächter hielten, auch für sich die Auguralwissenschaft betrieben.

Cicero in seinem Buche über die Divination erwähnt mehrere solcher Fälle, welche durch die Geschichte bestätigt worden sind, und der grosse Bildhauer Praxiteles benutzte dieses Motiv für die Skulptur. Kaiser Tiberius hielt sich eine zahme Schlange, die er selbst fütterte; einst erblickte er diese Schlange in ihrem Blätterkorbe mit Ameisen bedeckt; die Auguren warnten ihn desshalb: er solle sich vor der Macht der Menge hüten, denn die Ameisen bedeuteten das Volk! Schlangen im Kampf mit anderen Thieren oder in Massen waren im Traum wie in der Wirklichkeit ein schlechtes Zeichen; die einzelne zahme Schlange hingegen galt für einen guten Genius, der sich dem Menschen glückbringend naht. Dieser Schlangenglaube war schon zu den Zeiten Homers so begründet, dass sich der Dichter des Gleichnisses einer grossen Schlange bedient, die, um eine Platane geschlungen, ein Nest von Sperlingen sammt ihrer Mutter verzehrt, um durch den Seher Calcante auf den Fall und die gänzliche Zerstörung Trojas hindeuten zu lassen.

Das Schlangenbeobachten hatte im Leben der Urvölker jedoch auch eine sehr grossartige Wirkung: es gewöhnte sie daran, das leise Herannahen der Dinge zu bemerken, den schlangenartigen Kreislauf der Ereignisse zu verstehen und Schlangenhieroglyphen entziffern zu können, ehe sie zu einem unabwendbaren Sckicksalsdekrete herangewachsen waren. Irdische Schicksalsdekrete sind aus Luftzeichen gebildet; sie stehen nie wie Inschriften fertig da, sondern sie entstehen langsam aus der Verknüpfung der Dinge, aus Thaten, die irgendwo eine leis zu verfolgende Spur, ein kaum merkliches Zeichen der Erinnerung zurücklassen. Von Gott gelesen werden diese kaum merklich hingehauchten Luftzeichen zu Feuerzeichen, die zum Wort sich fügen und zum Satz sich bilden. So entsteht das Schicksalsdekret. Langsam werdend ist es abwendbar — geworden und vollendet ist es unabänderlich — dann wird die es vollstreckende Gottheit selbst zum unerbittlichen Fatum. Darum wurden die meisten Orakelsprüche in Form einer Warnung gesprochen, um den Menschen Zeit zu lassen, ihre höchste Menschenmacht den drohenden Schicksalsmächten gegenüberzustellen

Man unterschied auf's Schärfste himmlische, unmittelbar von Gott ausgehende Dekrete und irdische, durch eigene Verschuldung herbeigeführte Geschicke. Letztere von sich abzuwenden, galt nicht für Sünde, sondern für hohe Weisheit; eine von der Vernunft gebotene Pflicht, die man durch Sühne und schwere Opfer zu erfüllen strebte. Die sich dieses Vorzuges bewussten antiken Völker consultirten das Orakel nicht, um seinen Aussprüchen blindlings zu unterliegen, sondern Auge um Auge den Kampf mit heraufbeschworenen Gewalten zu beginnen.

Wir glauben die Schlangen aus unserem Leben verbannt zu haben, weil wir weder Schlangenzüchter noch Orakelhörer sind. Schlangen sind jedoch noch in der Jetztzeit die treuesten Sinnbilder der zwei die Welt beherrschenden Prinzipien: des Guten und Bösen, das ohne Mischung sich mischt und heimlich uns in seine Schlangenkreise hineinrafft. Die Schicksalsschlangen sind uns gänzlich treu geblieben, nur haben wir den Blick verloren sie zu sehen und den verwickelten Schlangenkampf mit ihnen aufzunehmen.

Dank dem Schlangenorakel und den ewig tönenden Naturstimmen zu Dodona nahte sich dem heiligen Eichenhaine nie ein um Rath Fragender umsonst; auch zeichneten sich die daselbst gefällten Sprüche weniger durch Gelehrsamkeit als durch Einfachheit und Klarheit aus, zwei charakteristische Eigenschaften der Urzeit, die in Delphi schon weniger hervortraten. Dodona schärfte Achtung ein vor den Beschlüssen des Areopagus, proklamirte als religiöses Gebot das Recht der Schutzflehenden und war eine Segensquelle für Alle. Es erhielt sich über ein Jahrtausend, denn zu den Zeiten des Autors Pausanias, welcher 180 vor Christus lebte, war die heilige Eiche noch grünend, waren die Peliaden noch weissagende Priesterinnen. Das Orakel hatte jedoch zu Zeiten geschwiegen, denn 219 vor Christus in der macedonisch-römischen Zeit überfielen wilde Aetoler den Tempel, verbrannten die Säulenhallen und raubten einen Theil der Schätze. Ein zweites Mal wurde der Tempel durch die Thraker 88 vor Christus geplündert und es vergingen immer lange Jahre, ehe Alles wieder geordnet, der Ort wiederum geweiht war und das Orakel seine urthümliche Heiligkeit und Poesie auf's Neue entfalten konnte.

Als jedoch im dritten Jahrhundert nach Christus ein illyrischer Räuber die heilige Eiche fällte, verliess die Amadryade den Wald und das Orakel schwieg für immer.

Delos, die Geburtsstätte Apollos.

Das graue Alterthum ist von zwei Venusgestalten beherrscht: der Venus Urania und der Venus Astarte. Beide sind Mondgöttinnen, doch mit dem Unterschiede, dass Urania Göttin der oberen, Astarte Göttin der unteren Hemisphäre ist. Astarte als chthonische Göttin verschmilzt nach der antiken Gewohnheit, die Genealogien der Götter zu verweben, mit der Hecate, der Proserpina, der Diana Efesia, der Ariadne und Libera; als solche wird sie Orgiengöttin und haften dunkle, unterirdische Vorstellungen an ihrer Erscheinung, wird ihr ein ausschweifender, tief in die Sinnenwelt eingreifender Cut gezollt. Die Mythen jedoch, welche sich an ihre Geburt knüpfen, sie als eine überaus poetische Naturgöttin hinstellen, tragen bei weitem mehr den Charakter der Heiligkeit, als diejenigen, welche die aus dem Meeresschaume entsteigende Venus Urania begleiten. Die Astarte fiel als Simulacrum zur Erde, und zwar in Gestalt eines riesigen weissen Steines in's Meer, welcher den Grundstein der Insel Delos bildete. Simulacrum hiess Alles, was vor der Erfindung der Skulptur die Götteridole ersetzte; dazu gehörten Bäume, Pflanzen, Holzstücke, Säulen, astronomische Zwillingszeichen, unter welchen man z. B. Castor und Pollux in Sparta darstellte, kurz: Gegenstände, welche als Repräsentanten der Gottheiten galten, mit denen sie gar keine Aehnlichkeit hatten. Der lateinische Name für solche vom Himmel gefallne Gottgestalten ist: Coelo delapsus, versprachen sie den Orten, wo sie sich niederliesen und die in Folge dessen consekrirt wurden, ewige Stabilität.

Plinius, der Naturforscher, nennt derartige Steine, welche mit Feuer umgeben vom Himmel fielen: Hysterolithen. Erdbeben und vulkanische Ausbrüche werden bekanntlich durch die Gährung metallischer, schwefelreicher Materien erzeugt. Es gab im Alterthum Vulkane, die weder Flammen noch Rauch ausströmten, doch Kraft genug hatten, Steine, Erde und andere Körper aus Oeffnungen zu schleudern, welche nur durch eine vorübergehende Bewegung des Berges erzeugt wurden, sich von selbst oder durch periodische Erdeinstürze wieder schlossen. Der

Fall dieser calcinirten oder dunklen, metallischen Steine war oft von Getöse begleitet, von Feuererscheinungen in der Luft, die den Stein selbst wie inflammirt, von buntem luminösen Cirkel umgeben, erscheinen liessen. Derartige Phänomene, für welche die naturgeschichtliche Kenntniss damals fehlte, gehörten zu den Prodigien und wurden einer übernatürlichen Ursache zugeschrieben. Später, als die Astarte gänzlich mit der Diana zu Ephesus verschmolz, deren Idol aus Cedernholz ebenfalls als ein vom Himmel zur Erde gefallenes galt, finden wir diesen weissen Stein als einen riesigen Marmorblock im antiken Tempel zu Ephesus an der jonischen Haupt- und Mittelthür wieder, wo er, von Innen und Aussen sichtbar das Supercilium, das heisst: den oberen geschmückten Theil der 18 Fuss breiten Thür des grossartigen Tempels, zu dessen Erbauung ganz Asien beigesteuert hatte, bildete.

Die Insel Delos, langsam aus Sand, Schlamm und Pflanzenerde entstehend, Materien, die an dem Steine festhingen, war anfangs eine schwimmende Insel, auf welcher eine einzige Sumpfpflanze, die Astoreth, mit schöner Blüthe erwuchs. Der bildliche Satz: „Astarte sucht einen Astoreth“, enthält den Sinn: sie sucht die ihr innenwohnende Tugend und göttliche Kraft in ein bleibendes Monument zu verpflanzen. Diese ihr innenwohnende Tugend bestand wie die der Venus Urania in einem ewig schöpferischen Werdeprozesse, der von ihr ausgehend sich in das Weltall ergoss. Die schwimmende Insel Delos, erst nur mit einer blühenden Sumpfpflanze bedeckt, doch bald Stabilität und imponirende Schönheit durch ein üppiges Gehölz von Palmen, Oliven und Lorbeerbäumen erlangend, von allen Seiten durch Lebensquellen befruchtet, diese Insel Delos ist das erste Produkt des der Schöpferkraft der Astarte sich entringenden Werdeprozesses. Die jetzt auf unerschütterlichem Grunde ruhende Insel erhielt den Namen Astaroth, Asteria; Namen, die in alten Sprachen mit vielfacher Bedeutung auftreten. Mit Asteria verbindet sich ein Sternbegriff, es bedeutet bei den Phöniziern: luci, das Licht; Astaroth hingegen heisst bei den Hebräern: Gehölz. All’ diese Namen dienen dazu, die Venus Astarte als eine Naturgöttin zu bezeichnen, die mit dem schäumenden Meere nach Vereinigung strebte; es war eine Vereinigung des Reinen mit dem Reinen. Delos und Astaroth sind fortan gleich. Astaroth, wo keine Menschen wohnen, wo sich nur ein heilig-schöner Naturprozess vollzieht, wird würdig, die Geburtsstätte des Apollo zu werden, des Herrn der Töne, der die Sonnengabe der Weissagung und Prophetie besass.

Dieser zweite Werdeprozess, der das ganze griechische Alterthum vergeistigend und künstlerisch durchdringt, wird uns ebenfalls in Form

einer Mythe enthüllt: Here, beleidigt darüber, dass Zeus die Pallas Athene geschaffen, das heisst, eine von ihr unabhängige Göttin ihr zur Seite stellte, fühlte die ächt weibliche Regung sich zu rächen, dem Zeus ebenfalls einen von ihm unabhängigen Gott zur Seite zu stellen. Sie führte daher die Latona in Wolfsgestalt auf die einsame Insel Delos, riss die Pflanze Astareth aus dem Boden und gab der Latona von der Wurzel derselben zu essen. Latona wurde in Folge dessen die Mutter des Apollo und der Diana, gleichzeitig Schwester der Astarte.

Auch in dieser Mythe ist die astronomische Bedeutung die vorherrschende. Latona, die Verborgene, war identisch mit der ägyptischen Athor, der Urnacht. Sie ist Realgrund der physischen Erzeugung, ein kosmogonisches, schöpferisches Wesen, und hat als solches auch die weisse Taube der Venus als Attribut. Latona kam vom Hyperboreerlande als Wölfin. Die Griechen unterschieden zwei Wege: den Stierweg und den Wolfsweg, auf denen ihre Gottheiten zu ihnen gelangten. Der Stierweg war: vom Orient nach dem Occident, der Wolfsweg: vom Occident nach dem Süden. Bacchus war Stiergott, Apollo Lycius hingegen war Wolfsgott, denn Lycien war das Wolfsland. Die Wolfsbahn war astronomisch gefasst — das anbrechende Morgenlicht; calendarisch gefasst — der Name des Sonnenjahres. In diesem Sinne wurde der Wolf auch als Hieroglyphenbild benutzt. Latona war nächstdem auch Tochter der Phöbe, des Sonnenballes. Wie diesem die Nacht folgt und der Nacht die tiefste Nacht, wo das der Athor heilige Thier: die blinde Spitzmaus, ihr Wesen treibt und das Verborgene geschieht, so folgt der tiefsten Nacht auch bald das anbrechende Morgenlicht, das neue Phöbuszeichen, aus dessen Schosse der Sonnengott in nie gekannter Strahlenschönheit hervorgeht. Latona wird ferner Schwester der Astarte. Wie die Urnacht alle Lichtpotenzen zu verschlingen weiss, so weiss sie auch alle Lichtpotenzen aus sich zu gebären, so ist sie auch allen Lichtpotenzen verwandt. Latona, Apollo, Diana, Astarte die Unterirdische, durchdringen sich gegenseitig, sind vereint: der Urgrund aller Dinge, Herrscher im Himmel, auf Erden und in der Welt der Tiefe.

Kosmisch gefasst bedeutet der Mythus: Licht und Nacht bilden eine untrennbare Einheit mit Präponderanz des Lichtes — gleichwie Leben und Tod eine untrennbare Einheit bilden mit Präponderanz des Lebens. Apollo verdankt daher seine Unsterblichkeit weniger seiner Erscheinung als dem Mysterium des Lichtes, was seine Erscheinung offenbart!

Wo immer im Alterthum eine grosse Gebärerin sich niederliess, wurden ihr Jungfrauengesandtschaften zugeschickt, um einen religiösen

Cult zu stiften, den sie später beherrschte. Auf diese Weise kamen die Amazonen nach Ephesus, kam die Nymphe Ilithya von den Scythischen Hyperboräern nach Delos, die Geburt der Götter zu schützen, die Kinder zu verpflegen. Jetzt erst wurde die Insel, welche fortan auch Scythias hiess, reich bevölkert, der Astarte ein Altar errichtet, Opfer dargebracht, ein Simulacrum geschnitzt, welches später durch auswandernde Stämme auf Gerüsten fortgeführt, den Cult der Göttin nach verschiedenen Ländern verbreitete. Auf einer sidonischen Münze sehen wir die Dea Astarte auf einer Sacra thensa stehend, wie sie nach Syrien hinübergeführt wird. Thense wurden auch bei Prozessionen benutzt; es sind mit Gold, Silber oder Elfenbein geschmückte Wagen, auf welchen die Statuen der Götter standen, ringsum mit kostbaren Draperien behangen, mitunter ganz geschlossen und stets von weissen Pferden gezogen. Die Astarte tritt in der Mythologie als Dea Sira auf, obgleich sie an sehr vielen Orten: in Phönizien, dem Pontus, auf Creta und in Cappadozien verehrt wurde, wo sie überall mit anderen Göttinnen verschmilzt. Wir finden sie als die Europa in Creta, als die Hecate im Hellespont, als die Diana Ortia in Lacedämonien, als die Ephesische Diana in Ephesus, als die Diana Tauride in Tauris, als die Prosperpina, Ariadne, Libera in Griechenland und Rom wieder; überall modificirt sich ihr Cult, werden ihr Feste gefeiert, ist sie als Mondgöttin bald die Allleuchterin, die fackeltragende Lichtbringerin über den Gewässern, bald bildet sich in ihr der chthonische, unheimliche Charakter mehr und mehr aus. Chthonia heisst auch Terrestris; als Göttin der irdischen Liebe wird die Astarte Erdgöttin und tritt als solche in schneidenden Gegensatz zu ihrer Himmelsschwester, der Vertreterin der reinen Liebe, der Venus Urania.

Es muss aus dem Gesagten klar geworden sein, dass die syrische Göttin in engster Beziehung zu Apollo und der Diana stand. Latona wurde als Mutter zur Astaroth; sie sog das Wesen, die innere Lebenskraft der Pflanze in sich ein und theilte diese innere, allgewaltige Lebenskraft auch ihren Kindern mit. Apollo und Diana sind hermaphroditische Naturen, das heisst: Götter mit zwei Geschlechtern, Fesseln der Liebe, fliehende Götter, die ihr zweites Selbst in der Welt nicht finden. Beide sind als Lichtgötter dem Himmel verwandt, doch wie die Astarte: infernale und irdische Götter, die einen strengen Cult fordern, jede Beleidigung mit furchtbarer Grausamkeit rächen. Apollo heisst auch Hecatus; als solcher ist er schauerlicher Mondgott, werden ihm Menschen-

opfer dargebracht und umgiebt er sich mit Furien der Rache wie seine Schwester Diana. Furien sind Jagdgöttinnen, mit bacchantischer Wuth ihre Opfer verfolgend. Apollo selbst wird der Niobe gegenüber Furiengott. Das Verbrechen der Niobe wird erst klar, wenn man die Urmythe der Astarte und Latona kennt. Niobe, die schlichte Gattin und Mutter, hatte sich der Diva immaculata gegenüber, der Astarte-Latona ihrer zehn Kinder wegen gerühmt; sie hatte die Heiligkeit des Mysteriums nicht anerkannt und verletzt. Dafür stirbt sie den Tod der äussersten Vernichtung in allen ihren Kindern.

Apollo wird dem Marsias gegenüber ein zweites Mal zum Furiengott. Marsias hatte den Apollo besiegt; die Flöte, fähig alle Naturstimmen nachzuahmen, war ein die künstlichen Töne der Kithar überflügelndes Instrument und die Preisrichter wagten in dem musikalischen Wettstreit nicht zu entscheiden. Da fielen die Musen mit ihrem Gesange ein und die Macht der Töne siegte über das vereinzelte Instrument. Der auf seine Lyra gestützte Apoll hatte gezweifelt, in seiner Göttlichkeit gewankt, von einem Silen sich überwältigt gefühlt. Der Hecatus in ihm erwachte und furchtbar war die Rache, die er selbst vollzog.

Apollo trat selbst noch in Delphi als Apollo Hecatus auf. Der bekannten Vulgärfabel von der Schlange Python, die Apollo mit Pfeilen tödtete, liegt eine historische Wahrheit zu Grunde. Python, Sohn des Delphus, war Tyrann der Stadt Delphi und wollte den alle Bewohner Delphi's absorbirenden Apollocult abschaffen. Desshalb durchbohrte ihn der erzürnte Gott mit hundert Pfeilen, liess ihn der Ehre der Sepultur verlustig gehen, an den Ufern des Flusses Plistus zum Verfaulen liegen. Die Worte, welche er dem Todten zurief, haben zu der Verwechslung die Veranlassung gegeben, als handle es sich hier um eine Sumpfschlange. „Verfaule jetzt, grauser Drache!“ ruft er ihm zu: „thue den Sterblichen kein Böses mehr, welche hierher kommen, mir Hekatomben zu opfern!“

So streng jedoch wurden die Gesetze der Sühne im Alterthum aufrecht erhalten, dass selbst Apollo bis an die Grenzen Griechenlands fliehen musste, wo ihn Crotopus, König von Argos, entsühnte. Diese antike Sühnung der Blutschuld bestand immer in einer Waschung mit Blut. Der Schuldige steckte die Mordwaffe in die Erde; an derselben Stelle wurde ein junges Thier geopfert, die Extremitäten ihm abgeschnitten und mit dem fliessenden Blute die Hände des Schuldigen gewaschen. Libationen folgten und Gebete, um den Zorn der beleidigten Erynnien zu brechen. Kuchen von Mehl, Salz und Wasser wurden

dann als Friedensopfer auf dem Altar geknetet und gebacken, darauf der Entsühnte bewirthet und mit Ehrenbezeugungen entlassen.

Zur Erinnerung an diese Katastrophe wurden im Tempel zu Delphi die Pythien alle 9 Jahre gefeiert. Man errichtete eine Blatthütte inmitten des Apollotempels, welche die finstere Wohnung des Python repräsentirte. Priester stürmten darauf los, rissen die Thür: Dolonil genannt, ein, wonach ein Knabe die Hütte in Brand setzte. Während das Gerüst zur Erde stürzte, flohen alle durch die Tempelthore, der Knabe weit in's Land hinaus, wo er an verschiedenen Orten der Dienstbarkeit verfiel, bis er in's Thal Tempé gelangte, wo er unter den üblichen Ceremonien gereinigt wurde.

Die Götter der Urzeit modificirten sich jedoch wie die Menschen. Apollo Musagetes rang sich mehr und mehr zum Lichtgotte empor, um dessen Sühnaltäre sich die Schutzflehenden schaarten; Gesetzgeber und Vertreter der Harmonie des Weltalls, herrschte er als der pythagoräisch aufgefasste Gott, dem die Bürger von Samos später Tempel errichteten, um ihm als Vorsteher des italiotischen Bundes zu huldigen.

Das hekatisch nachtentstiegene Element ging von ihm ganz auf die Diana über; Diana webte Mondesschleier um die Nacht, um die Mysterien der Nacht zu verscheuchen; sie ist die strenge, unerbittliche Vertreterin der Heiligkeit der Nacht, die jedes Vergehen der Liebe mit tödtlichem Hasse straft. Als Diana Leucofrine auf der Insel Tenedo, als Diana Ortigia in Sicilien, als Diana Tauride in Tauris, als Diana Ortia in Lacedämonien, als Pontische und Scythische Göttin forderte sie Menschenopfer, Tribute von schönen Jünglingen und Jungfrauen und erst nach Jahrhunderten gelang es den Gesetzgebern, diese blutigen Opfer in öffentliche Geisselungen zu verwandeln. In Arcadien auf dem Berge Licone besass sie ein Heiligthum im Cypressenhaine, vor welchem Jeder, der dem Altare nahte, laut bekennen musste, ob er unschuldig sei oder ein Vergehen begangen habe. In Sparta wurden die Diebe, die sich beim Stehlen hatten überraschen lassen, vor dem Altar der Diana Ortia gegeisselt und gestohlene Brote ihr geopfert. Nur als Diana Ephesia in Ephesus, als Dea multimammia, wo sie die grosse Universalmutter der Orients repräsentirte, im Anschluss an die ägyptische Mondgöttin Isis die 16 Cubikfuss der Nilanschwellungen in sich verkörperte, wurden ihr zu Ehren Lucernia, das heisst Lichtfeste gefeiert, wobei ein heiterer, ausschweifender Cult vorherrschte. Hier in diesem prachtvollen Tempel, wo ihr ganz Asien zu Füssen lag, besass sie auch das den Hauptgottheiten eigene Asylrecht, einen grossen Platz in der Mitte des Tempels, wo der Schuldige unantastbar war, die

Gesetzesfackeln vor ihm erlöschen mussten. Hier im heiligen Haine unter den zahllosen Statuen von Gold, Bronze und Marmor, welche durch ihre Schönheit dazu beitrugen, den Tempel unter die 7 Weltwunder zu reihen, stand auch Endymion, der Einzige, dem gegenüber die Mondgöttin zum Weibe geworden war. Endymion, ein schöner Jäger, welcher seine Augen zu der keuschen, herumschweifenden Jagdgöttin zu erheben gewagt hatte, wurde dafür von Zeus mit unaufhörlichem Schlafe gestraft; ewig nachtumfangen, ohne Bewusstsein sein müdes Haupt bald an einen Felsen, bald an einen Baum lehnend, lebte er nur noch, um einen einz'gen Traum dahinzuträumen, in welchem ihm die Mondgöttin erschien, sich freundlich zu ihm neigte und einen Kuss auf seine Lippen presste. Eine schöne Allegorie schuldloser Liebe, der keuschen Berührung zwischen Nacht und Licht, deren sich die antiken Künstler mit grosser Vorliebe bemächtigten.

Der Dianatempel zu Ephesus, der erste Ausdruck des Universalcultus, der den Lichtgöttern von Delos gezollt wurde, fand ein seiner würdiges Gegenstück im Tempel des Apollo zu Delphi. Ehe er als Orakelsitz zur Geltung kam, besass Apollo schon mehrere Cultstätten. Drei dorische Tempel standen zu Didimo, auf der Insel Samos und in Trozene; Letzterer war dem Apollo Teario gewidmet. Den ersten jonischen hingegen bauten die Jonier dem Apoll Panionio. Sie waren dabei noch so wenig Meister der Proportionen, dass sie die Säulen im Verhältniss der Fusssohlen zum menschlichen Körper etwas im vergrösserten Massstabe formten. All' diese Tempel werden in der Geschichte der Kunst nur erwähnt. Anders war es auf Delos. Die Insel, für den Handel günstig gelegen, hatte sich zum Emporium der Griechen emporgeschwungen. Hier wurde von den Hyperboräern dem Apollo Pizio ein prachtvoller dorischer Tempel von parischem Marmor errichtet, um welchen die Griechen sich in Intervallen von 4 Jahren schaarten, um Feste zu feiern. Diese Feste, Pyanepsien genannt, wurden auf Theseus zurückgeführt. Apollo war Schutzgott und Geleiter der Meerfahrt. Theseus auf dem Wege nach Creta, wohin er sich von Athen einschiffte, um Unfruchtbarkeit und Unglück von seinem Vaterlande abzuwenden, landete auf Delos und gelobte dem Apollo, ihn mit Oelzweigen zu bekränzen, wenn er ihm beistände den Minotaur zu tödten, sich selbst und die Jünglinge und Jungfrauen Athens zu retten. Er erfüllte später sein Gelübde und alle Städte Griechenlands schickten bei dieser Gelegenheit Theorien nach Delos, das sind Apollo-Wallfahrten, welche am siebenten Tage des Monats Pyanepsion stattfanden, von Chören begleitet waren, bei welchen gymnastische und musivische Wettkämpfe aufgeführt wurden. Der

Hauptcultgebrauch bestand in dem Tragen der Eiresione, eines frischen Zweiges vom Oel- oder Lorbeerbaume, der mit Wollfäden umwunden, mit Erd- und Baumfrüchten behangen war. Der Zug bewegte sich nach dem Hauptaltare von Delos, Keraton genannt, der auf dem Berge Kynthus von Apollo und Diana aus linken Ziegenhörnern construirt, ohne jedes Bindemittel dastand. Auf diesem Altare befand sich das Aphrodision, welches Theseus von Ariadne empfangen und dem Apollo geweiht hatte. Es war ein dädalisches Bildniss der Aphrodite, wie all' diese Holzschnitzereien klein, im untern Theile viereckig auslaufend. Um dies Bildniss der antiken Kypris legten die Wallfahrer die geheiligten Baumzweige nieder und Tänzerchöre führten dabei unter Begleitung der Kithara den berühmten Kreistanz: Geranos auf; einen labyrinthischen Reigen, zwei grosse Halbkreise darstellend, die unter der Anführung eines Vortänzers in den verschiedenartigsten Windungen sich um den Altar zogen, schneller und schneller werdend sich zum Orgiasmus steigerten, bis endlich Alle in einem Kreise sich einigten. Dieser Orgientanz sollte den Ausgang aus dem Labyrinth mimisch darstellen, den Freudenjubel über die glückliche Rettung ausdrücken. Zu der Athenischen Theorie nach Delos wurde stets das Schiff benutzt, welches den Theseus nach Creta geführt hatte und bis es nach Athen zurückgekehrt war, durfte Niemand zum Tode verurtheilt werden. Die Pyanepsien waren einfach cerealische Feste, wobei agrarische Beziehungen zu Theseus vorwalteten, mit der methaphysischen Bedeutung, dass der athenische Held als Stifter neuer Satzungen und Gründer eines neuen Cultus dem alten, rohen Naturorgiasmus den Untergang bereitete. Die gleiche Bedeutung ist in der Vulgärfabel durch den Tod des Minotaur allegorisch ausgedrückt.

Ueber die eigentlichen Apollofeste, die Delien, besitzen wir keine ausführliche Beschreibung der alten Autoren; nur der Homeridenhymnus, auf den Delischen Apoll zur Feier einer Panegyris geschrieben, existirt noch; als Verfasser wird Olen, aus Lycien gebürtig, Apollopriester im Tempel zu Delos, genannt; der Hymnus wurde stets bei der Ankunft der Delegationen aus verschiedenen Ortschaften gesungen, trug einen feierlich-ernsten Charakter.

Die Insel Delos, im Centrum der Cykladen gelegen, war Republik. Nach der Sündfluth von Ogiges, im Jahre 1796 vor Christus, war Delos der erste Ort, den die Sonne wieder beschien. Delos heisst: Insel der Götter, der Name stammt von dem chaldäischen Wort Deelan: Götter der Nationen; es ist ein neuerer Name, die Insel hiess früher: Asteria, Ortygia, Cynthia, Pyrpolé, nach verschiedenen Naturereignissen, die

daselbst stattfanden. Ortygia hatte Bezug auf Wachteln, welche auf ihrem Winterzuge dort ausruhten, schaarenweise sich daselbst niederliessen. Pyrpolé auf den Gebrauch des Feuers; da die Insel keine Kieselsteine hatte, rieb man zwei Holzstücke, ein trockenes und ein hartes, gewöhnlich Epheu und Lorbeer, so lange zusammen, bis durch die Reibung Feuer entstand. Die Insel war klein, hatte nur 5000 Schritt im Umkreis, kam später unter die Oberherrschaft Athens unter Erysichthon, Sohn des Kekrops. Kurze Zeit herrschten daselbst Phönizier und Karier als Seeräuber, welche die Heiligkeit der Insel so weit verletzten, dass sie ihre Todten daselbst begruben. Minos auf Creta vertrieb sie, bis endlich Aegäus, Vater des Theseus, 1229 die Cykladen mit seiner Flotte unterwarf, die Piraten verjagte. Aegäus schuf die Deliasten, die Gesetze von Delos und unternahm das erste Mal die Reinigung der Insel von den Todten, die Pisistratos ein zweites Mal vollzog. Ganz nahe bei Delos lag die Insel Rhené; dorthin wurden alle schwer Kranken, alle Frauen vor der Geburt eines Kindes zu Schiffe hinübergeleitet, damit der Charakter der Heiligkeit gewahrt, die Götterinsel durch die tragischen Momente des Menschengeschickes in keiner Weise entweiht wurde.

In Delos war Apollo der langsam reifende, zur Gewalt sich emporringende Gott; erst in Delphi wurde er zum Herrscher, erfüllte sich die Junonische Rache, die ihn zum Rivalen des Zeus, zum Wohlthäter der Menschheit erhob. Dort war Apollo ausschliesslich Sonnencoloss, Heil- und Orakelgott, Musaget: das heisst Leiter und Dämpfer der Musenchöre, Schutzherr und Gott der Sühne.. Aus allen Nachtschleiern herausgetreten, sandte er von Delphi Strahlen der Prophetie und der Begeisterung aus, die wie Pfeile der Liebe die in Zweifeln und Furcht erbangende Welt durchdrangen. Wie die Diana in Ephesus aus der mythischen zur historischen Persönlichkeit wurde, so tritt Apollo auch erst als Delphischer Gott in die Geschichte; dort erst beginnt sein kurzer Kampf, sein nie endender Triumph der Unsterblichkeit.

Delphi die Stadt als Priestercolonie.

Das Orakel zu Delphi bestand vor dem Orakel zu Dodona, lange Zeit vor der Deukaleonischen Fluth, welche nach der parischen Marmorchronik im Jahre 1574, etwa zur Zeit des Moses stattfand. Die Cultgötter, welche dem Orakel in der Urzeit präsidirten, waren: Saturn, Neptun, Rhea und Themis, ihre Tochter. Neue Cultgötter beleben immer auf's Neue den wankenden Glauben des Volkes, durch diesen Wechsel hatte sich das Ansehen des Orakels also stets vermehrt. Die ersten unscheinbaren Tempel befanden sich in der Mitte des Berges Parnassos, zwischen den Provinzen Phokis und Lokris; der Berg sowohl wie das Orakel gehörte zu Phokis. Die beim Orakeldienst angestellten Priester und Diener bauten kleine Häuser um den Tempel, legten so den Grund zu der Stadt Delphi. Eine Spitze des Parnassos hatte die Form eines Thronhimmels, überragte Delphi und die höher gelegene kleine Stadt Lykorien. Beide Städte waren von Felsen und Abgründen umgeben, so dass man nur auf schmalen Wegen emporgelangte; durch Fortificationen der Natur geschützt, welche so viel Bewunderung erregten, als das Orakel selbst. Von oben bis unten bildete der Berg einen stufenweisen Terrassenabfall, in dessen Mitte der Tempel stand, während der eine Stadttheil darüber, der andere darunter lag. Die Stadt Delphi hatte zur Zeit ihrer Blüthe 16 Stadien im Umfang, war vom Flusse Plistus durchzogen, der sich bei der kleinen Hafenstadt Cirrha in's Meer warf, war so reich an herrlichen Quadrigen, Gold- und Silberstatuen, dass dieselben die Einwohnerzahl bei weitem überstiegen. Das terrassenartige Arrangement der Häuser bildete eine schöne Perspektive für das Auge des Fremden und ein zehnfaches Felsenecho verdoppelte den heiligen Schrecken, der den in Ehrfurcht gebietendes Schweigen gehüllten Orakelort umgab. Die Bewohner Delphi's, durch die Lage der Stadt verhindert, Ackerbau und Viehzucht zu treiben, knüpften ihre Existenz sämmtlich an den Tempeldienst und hatten nur die Verherrlichung des Tempels, das Ansehen des Orakels

im Auge, welches Könige und Nationen mit ihren Schätzen heranzog, durch die Wissenschaft der Zukunft Delphi zum Centrum der Religion, zu einer Schule der Weisheit gleichzeitig erhob.

Da die Ermordung des Tyrannen Python von Delphi erst später stattfand, so ist die Angabe Homers über die Besitznahme des Tempels durch Apollo die glaubwürdigste. Der Waldgott Pan hatte den Apollo schon auf Delos in der Weissagung unterrichtet. Apollo mit herrlichen Kleidern angethan, die goldene Lyra in der Hand, schifft allein nach Delphi und erhält von der Themis selbst die Präsidentschaft des Orakelsitzes, gleich nach der Deukaleonischen Fluth.

Die ersten Apollopriester waren kretensische Priester. Die historische Sage über ihre Installirung ist ganz bekannt. Wie Apollo von der Höhe des Parnassus ein kretensisches Schiff erblickte, sich in einen Delphin verwandelte, ihm entgegenschwamm, es glücklich an das Ufer geleitete und dann verschwand. Nach kurzer Zeit in der Glorie seiner Gottheit wieder erscheinend, führte er die Schifffahrer an den Fuss des Berges Parnassos und befahl ihnen daselbst einen Altar zu errichten und die Stadt Crissa zu bauen. Der Altar sollte Delphien heissen; dort sollten sie ein Feuer anzünden, Mehl und Wein opfern, ihn unter dem Namen Delphinius verehren, den Göttern Libationen darbringen und Freudenhymnen singen. Wenn sie diese ihre Aufgabe vollbracht hätten, wollte er ihnen den Dienst des Orakeltempels übertragen. Die Creter erklärten sich bereit, ihm zu gehorchen, doch machten sie ihn auf die Unfruchtbarkeit der Gegend, die Oede des Landes aufmerksam, denn Delphe heisst einsam und dem Charakter der Einsamkeit verdankte Delphi seinen Namen. Apollo erwiederte ihnen: So lange sie das geheiligte Messer führen würden, um Schaafe zu opfern, würden sie auch keinen Mangel leiden. Die Ansiedlung der kretensischen Priester zog natürlich auch andere Ansiedler herbei; so bevölkerte sich allmählig Delphi und war bald im Stande, selbst als Priestercolonie dazustehen, für den Orakeldienst befähigte Priester heranzubilden.

All' diese Priesterschaften gruppirten sich um die Hauptpriesterin: die Pythia. Die Stadt Delphi hiess nämlich auch Pytho, beide Stadtnamen wurden abwechselnd gebraucht. Weidende Ziegen hatten das Erdorakel entdeckt; Alle, die sich dem Erddunst nahten, geriethen in einen Zustand frenetischer Wuth, wilder Berauschung, bakischen Taumels und wurden Propheten. Im Uebermass des Affektes und wilder Bewegungen stürzten Viele in die Felsenabgründe und verloren ihr Leben. Man erkannte daher die Nothwendigkeit, die prophetische Exhalation zu schwächen; Männer, welche die Gabe der Selbstbeherrschung viel

weniger besitzen als Frauen, vom unmittelbaren Contakt mit der berauschenden Erdkraft auszuschliessen und die Prophetengabe auf Frauen zu übertragen. Zu diesem Zwecke erfand man eine Maschine von Eisen, ganz einfach construirt, die auf 3 Stangen stand, sehr hoch war, durch mehrere übereinanderstehende Becken von Metall die urkräftige und doch heilspendende Erdkraft in so weit dämpfte, dass Frauen sie zu ertragen fähig waren. Man hat in späterer Zeit viel über die Bedingungen geklügelt, welche man an das Ideal einer Pythia stellte, über die grossen Vorsichtsmassregeln, welche man bei der Wahl zu treffen hatte. Es beruht dies auf modernen Anschauungen; Alles ist gesagt, wenn man berichtet, dass die Pythien der einsam gelegenen Bergstadt Delphi entnommen wurden. Es ist selbstverständlich, dass daselbst noch keine Emancipation der Frauen herrschte, die Koketterie der Toilettenkünste nicht gekannt und von gelehrter Bildung keine Rede war. Die erst um's Jahr 1000 vor Christus auftretenden Sibyllen waren gelehrte Frauen, weil sie Wanderpriesterinnen waren, die in grossen Städten lebten und von dem bestimmten Grundsatz ausgingen, der Weissagung nur das zu entnehmen, was ihnen die Wissenschaft nicht geben konnte. Krasse Ignoranz, welche man als Hauptbedingung einer idealen Pythia hinstellte, um ein willenloses Werkzeug, ein reines Organ des Apollo zu werden, die innere Bewegung ungestört von ihm empfangen zu können, war in der Urzeit das einzig Mögliche; ebenso Unschuld und Armuth. Das Weib war damals noch kein Zwitterwesen, deren Einbildungskraft mit leidenschaftlicher Gluth auf hundert Gegenständen verweilte, deren Seelenspiegel durch Licht- und Schattenbilder getrübt wurde. Es war in jeder Beziehung unentwickelt, einfach natürlich, willenlos, äussere Eindrücke passiv empfangend. Die äusseren Eindrücke, die es in Delphi empfangen konnte, waren nur einen Frauentypus zu schaffen im Stande und dieser Eine musste naturgemäss das Ideal einer Pythia werden. Alle Delphierinnen waren kräftige Naturkinder, durch das einsame Leben zur Melancholie geneigt, religiös und opferwillig, geborene Apollopriesterinnen, die gewohnt waren, von ihrem Schutzgotte Alles zu erflehen, Alles zu fordern, ihm Alles zu gewähren. Der luminöse, lyrisch gestimmte Apollo war ein dem weiblichen Gemüth so sehr entsprechender, ein so zur Begeisterung hinreissender Gott, dass eine Rivalität zwischen ihm und anderen Männern gar nicht stattfinden konnte. Da die Pythien in den ersten Jahrhunderten jung waren, so ist es historisch erwiesen, dass ein Thessalier in leidenschaftlicher Liebe zu einer Priesterin entbrannte und sie von Delphi entführte, wesshalb ein Gesetz erlassen wurde, dass fortan nur Frauen über 50 Jahre

alt zu Pythien gewählt werden sollten. Doch dass der umgekehrte Fall je eingetreten wäre, eine Pythia ihren priesterlichen Beruf aus Liebe verleugnet hätte, ist nie berichtet worden. In dieser Hinsicht kann man allerdings sagen, dass Conformität zwischen der keuschen Diana und der Pythia herrschte; in jeder andern Hinsicht ist es jedoch eine falsche Annahme. Die wild herumschwärmende, in alle Mysterien der Nacht eingeweihte Jagdgöttin war das schroffste Gegentheil der an ihren Tempel gebannten, in Opfern der Entsagung und des Glaubens dahinlebenden Pythia. Die Diana forderte Verehrung, doch sie verehrte nicht; Keuschheit wurzelte bei ihr im göttlichen Stolze, nicht in der göttlichen Unwissenheit. Keuschheit ist überhaupt der Grundzug des Naturweibes; die Liebe zur Freiheit, der Durst nach Freiheit gebiert Keuschheit; die gefangene Odaliske rächt sich und schmiedet Ketten für Andere, da sie selbst welche trägt; die an die freie Natur geschmiegte Nymphe hasst jede Fessel, begeistert sich daher viel eher für den Gott als für den Mann. Dafür legt nicht nur die opferschwere Existenz der Pythien, sondern das ganze Nymphenwesen des Alterthums ein Zeugniss ab.

Die erste Priesterin war eine Bergnymphe des Parnassos und hiess Daphne; man wählte sie nach dem Ausspruche des Bergorakels, da es in der Natur des Weibes liegt, eher das grösste Opfer zu bringen, als dem Nichtgekannten und daher Gefürchteten entgegenzutreten; später, als die Stellung und die Funktion der Pythia geregelt, das Siegel der religiösen Weihe empfangen hatte, boten sich die jungen Mädchen Delphi's selbst dazu an. Der Dienst war nicht lebenslänglich, da er die Kräfte im höchsten Grade anspannte und aufrieb; der priesterliche Charakter blieb jedoch an der Persönlichkeit haften, war auch durch die lange Zurückgezogenheit und den strengen Tempeldienst so unauslöschlich in die Pythia gesenkt, dass kein Hauch des Weltgeistes ihn jemals schwächen konnte. Während der Priesterschaft durfte sie den Umkreis des Tempels nie verlassen, nur mit Priestern und Priesterinnen verkehren; von Letzteren hatte sie allein das Vorrecht in's Sacrarium zu treten, wo der Dreifuss stand; als priesterliche Tracht trug sie einen Talar von weisser, feiner Leinwand und einen frisch gepflückten Lorbeerzweig in den Haaren; ihre Wohnung bestand in einer Lorbeerhütte in der Nähe des Tempels, in welcher sie sich 9 Tage vor dem Orakeldienste vorgeschriebenen Opferceremonien unterwerfen musste. Ihr ganzes Leben war darauf berechnet, in einer monotonen Stimmung zu bleiben, in tonloser Ergebung dahinzuleben und keinen andern Durst zu kennen, als den der göttlichen Inspiration, als den der wunderbaren Offenbarung.

Der Pythia zur Seite standen 5 Opferpriester: Hosïsten genannt, Leute von bewährter Heiligkeit, die die Reinheit der Opferthiere zu prüfen und den Opferdienst zu verrichten hatten. Die Priesterwürde in Griechenland war nicht erblich, doch an hervorragende Familien geknüpft; jede Familie bildete einen politischen Körper, aus verschiedenen Familien zusammengesetzt. Theseus hatte die Griechen in Stämme getheilt; jeder Stamm zerfiel in drei Curien, jede Curie in drei Familien. In denselben Ort versetzt bildeten die drei Familien eine allgemeine Familie; dies war der Fall in der Stadt Delphi — Alle bildeten so zu sagen eine Priesterfamilie, die Curie trat zurück vor der Familie, das bürgerliche Leben ging im priesterlichen auf. Mit 18 Jahren wurde der Sohn vor den Altar Apollos geführt und vom Vater durch einen Schwur als legitimer Sohn anerkannt. Darauf erhielt er einen Namen, welcher in das Stadtregister eingetragen wurde. Diese Eintragung gab ihm mit der Emancipation den Genuss aller Bürgerrechte und Privilegien der Familie. Der Jüngling konnte Priester werden, wenn er die nöthigen Eigenschaften: Schönheit, Sittenreinheit und hohen Geist besass. Die Ausübung der Würde hing jedoch noch von zwei Ceremonien ab: der Consecration und der Installation. Meldeten sich mehrere junge Männer zur Priesterwürde, so wählte die Familie unter sich durch Stimmenmehrheit oder durch das Loos. Nur im ersteren Falle fiel die Verantwortlichkeit bei Ausübung der Würde auf die Familie zurück. Die Opferpriesterwürde war in Griechenland eine der höchsten Würden; im Anfange hatten sie die Könige mit ausgeübt, um sich dem Volke unentbehrlich zu machen; später nahm der zweite Archont den Titel Archonten-König an und verrichtete die Opfer. In Delphi verblieb die Würde den ältesten Einwohnern, die daselbst gleichsam den Priesteradel bildeten. Die Opfercermonie fand stets vor dem Tempel auf hohen Altären statt, da kein Brandopferaltar im Innern stehen durfte. Tage vorher wurde die Reinheit der innern Theile der Opferthiere geprüft; man gab den Stieren Mehl, den Ebern Erbsen — wenn sie nicht sofort davon assen, wurden sie als ungesund zurückgestellt. Ziegen und alle anderen Opferthiere übergoss man mit kaltem Wasser; traten nicht heftige Palpitationen ein, so hatte die Pythia, welche der Prüfung beiwohnen musste, das Recht, das Orakel zu verweigern, denn es galt für ein Zeichen, dass der Gott seine Inspiration nicht ertheilen wolle. Die Opferpriester begleiteten die Pythia auch auf den heiligen Dreifuss, nebst den Propheten und Poeten, die die Orakelsprüche in hexametrische Verse brachten. Letztere hiessen Phöbaden. Erstere Heliopoliten und Diospoliten. Sie mussten die Frage stellen, die krampfhaft ausgestos-

senen Worte der Pythia auffangen, ihren geheimnissvollen Sinn entdecken, die Antwort in Uebereinstimmung mit der Frage bringen, den mysteriös sich enthüllenden Gottesgeist entwirren und so verdeutlichen, dass der Ausspruch wie ein unumstössliches Gesetz dastand. Alle mussten während des Orakelspendens an der inneren Bewegung der Pythia Theil nehmen, wahrhaft Sonnenpriester sein, die mit entzündeter Einbildungskraft und glühender Begeisterung die Nachtschleier der Zukunft zerrissen, nicht wie die Pythia aus Erddünsten, sondern direkt gaus Apollinischem Lichtcult die Gabe des orakulösen Schauens zu schöpfen verstanden.

Den Hosïsten und Heliopoliten an Würde zur Seite standen die Amphiktyonen. Von Amphiktyon, König von Athen, ältestem Sohne des Deucalion instituirt, um die Beschützer des Delphischen Orakels zu sein, waren sie im Anfange nur Tempelhüter, welche die Religionsceremonien zu überwachen, für die Erhaltung der Tempelschätze zu sorgen, etwaige Streitigkeiten zwischen den Theorien, den Wallfahrtszügen aus verschiedenen Gebieten des Landes zu schlichten hatten. In den von Amphiktyon entworfenen Statuten war der politische Charakter der Versammlung, der den religiösen später mehr und mehr zurücktreten liess, schon deutlich enthalten. Sie sollten eine priesterliche Gesellschaft bilden, eingesetzt um mit den geheiligten Banden der Freundschaft die Völker zu verbinden; sie aufzufordern, sich gegenseitig zu vertheidigen, die Wohlfahrt und die Ruhe des Vaterlandes aufrecht zu erhalten. Amphiktyon bestimmte ferner die Städte, welche an dem Unionsbunde Theil nehmen, Deputirte dazu senden sollten, um über das gemeinsame Wohl Griechenlands zu berathen und zu wachen. Um diese Versammlung stabil zu machen, erliess er, ausser den Gesetzen jeder Stadt insbesondere, neue, Allen gemeinsame Amphiktyonische Gesetze, welche die heilige Allianz vervollständigten, sie den Barbaren furchtbar machten. Von diesen Gesetzen sind mehrere erhalten, besonders der Schwur, welchen die Amphiktyonen am Installationstage zu leisten hatten, welcher bis in die späteste Zeit in Kraft blieb. An sich einfach, ist er durch die Verwünschungen merkwürdig, mit welchen sie ihn schlossen, um ihn imponirender, authentischer zu machen. Der Schwur wurde in antiker Zeit als das stärkste Band der Gesellschaft betrachtet; wer ihn leistete, schloss mit der ganzen Natur einen Vertrag ab; er wurde Himmel und Erde schuldpflichtig, konnte sein Wort nicht brechen, ohne Götter und Menschen gegen sich zu erbittern. Schwurformeln überleben sich jedoch wie alle andern Formeln; sie müssen daher im Anfang imponirend gefasst sein oder von Zeit zu Zeit erneuert werden. Der Mensch ist

zur Untreue und zum Wortbruch leider ausserordentlich geneigt; wenn der Schwur nicht imponirt, so imponirt der Meineid auch nicht, selbst wenn er mit Strafen belegt ist. Von diesem Grundsatz ging Amphiktyon aus; der von ihm eingesetzte Eid lautete also: Ich schwöre, keine der Städte zu zerstören, welche mit dem Recht der Amphictyonie beehrt sind; ihre fliessenden Wasser nicht abzuwenden, weder im Frieden, noch im Kriege; dem Volke Krieg zu erklären, das Solches thut, seine Dörfer, Burgen, Städte zu zerstören, es wie einen grausamen Feind zu behandeln. Wenn Jemand verwegen genug wäre, die reichen Opfergaben im Tempel des Apollo zu Delphi zu entwenden, oder bei diesem Verbrechen Andern mit Rath und That behülflich zu sein, so schwöre ich, meine Hände, meine Füsse, meine Stimme, all' meine Kräfte zu verwenden, um Rache zu üben wegen des Sacrilegiums. Wenn Jemand Etwas in diesem Schwure verletzt, wer es auch sei, eine Privatperson, eine Stadt oder ein Volk, so empfinde diese Privatperson, diese Stadt oder dieses Volk die ganze Rache Apollos, Dianas, Latonas und Minervas, der Voraussehenden! Dass Landgüter solcher Menschen keine Frucht mehr erzeugen! Dass Frauen solcher Städte Ungeheuer gebären! Thiere selbst nur gegen die Natur gebildete Geschöpfe erzeugen! Dass unheilige Männer solcher Völker all' ihre Prozesse verlieren, im Kriege besiegt, all' ihre Häuser der Erde gleich gemacht, sie selbst und ihre Kinder mit dem Schwerte erstochen werden! Dass, wer immer dem tödtlichen Eisen entflohen sei, niemals ein würdiges Opfer dem Apollo, der Diana, Latona, Minerva, der Voraussehenden, darbringen darf, da diese Gottheiten solche Gebete und solche Gaben verabscheuen!

Dieser Schwur ist gleichsam eine historische Skizze des Amphiktyonen-Bundes; seine Verpflichtungen, seine Vollmachten, seine Autorität über Andere, seine Verantwortlichkeit, seine Machtfülle war darin enthalten. Noch ehe Acrisius, König von Argos, seine Privilegien erweiterte, die Zahl der bundesberechtigten Städte vermehrte, der Gesellschaft neue Formen gab, waren die Amphiktyonen zu Repräsentanten der Generalstaaten Griechenlands geworden, zu Schiedsrichtern der Nation, zu Ministern, welche über Krieg und Frieden entschieden, zu Richtern, welche dem höchsten und gemeinsamen Tribunal der Griechen präsidirten. In den ersten Jahrhunderten war Delphi der Sitz ihrer Gerichtsbarkeit und politischen Thätigkeit; bei der Annäherung eines mächtigen Feindes begaben sie sich jedoch nach den Thermopylen, wo der Tempel ihrer Schutzgöttin, der Ceres Amphikzyonide, auf einem grossen, freien Platze stand. Sie bildeten also ein ambulantes Tribunal, welches gesetzlich verpflichtet war, zwei Hauptversammlungen des Jahres

abzuhalten, wozu jede Stadt zwei stimmberechtigte neben anderen Deputirten zu senden hatte, wobei Märkte und Volksbelustigungen stattfanden. Der eigentliche Körper der Amphiktyonen war nur aus zwei Gliedern zusammengesetzt, aus Hiéronmémonen und Pylagoren. Erstere trugen einen mehr priesterlichen Charakter, waren Präsidenten der Opfer- und Religionsübungen, Hüter der heiligen Archive, Berufer der Generalversammlungen, Verfasser der Akten, Ausfertiger der Ordonnanzen und Dekrete. Die Pylagoren waren Juristen, Richter civiler und crimineller Angelegenheiten, grosse Redner und hohe Magistratspersonen. Beide Würdenträger regelten die Staatsaffairen, hatten gleiches Recht der Abstimmung; bei den Generalversammlungen durften jedoch auch andere Deputirte zugegen sein und alle Griechen, die des Orakels wegen in Delphi sich aufhielten. Wir haben es hier hauptsächlich mit der Stellung der Amphiktyonen in Delphi zu thun. Dort waren sie Schiedsrichter, Richter und weltdurchschauende Politiker, die den Orakelpriestern mit ihren Kenntnissen und Erfahrungen rathend zur Seite standen. Das Orakel der Urzeit griff entscheidend und fast ausschliesslich in das Gebiet der Politik hinein; da die Pythia damals nur einmal des Jahres Orakel ertheilte, so wurde in Delphi auch in grossartigster Weise Conjecturalpolitik getrieben; dieselbe kann immer nur auf historischem Wissen, grosser Menschenkenntniss und richtiger Anschauung der Weltlage beruhen. All' diese Eigenschaften besassen die Amphiktyonen mehr als die Orakelpriester; sie traten daher auch im Orakeldienst als herrschende Persönlichkeiten auf und übten einen entscheidenden Einfluss auf die Geschicke der Menschheit aus. Nicht minder gross war ihre richterliche Thätigkeit. Ehe sie zu Richtern wurden, waren sie Schiedsrichter, einen Ausgleich und die Versöhnung der Parteien erstrebend, ohne zu strafen. Man beruhigt die Leidenschaften der Menschen, wenn man die Streitsache verkleinert, keinem ganz Recht, keinem ganz Unrecht gibt. Parteien in der Schwebe halten, keiner das Uebergewicht über die andere einräumen, ist eben so wohl ein politischer als ein schiedsrichterlicher Grundsatz, den die Amphiktyonen befolgten. Als Richter huldigten sie einem System, welches die neuere Jurisprudenz ganz aus den Augen verloren hat; sie erstrebten Einklang. Es musste ein harmonischer Zusammenhang stattfinden zwischen der Anklage, der Grösse des Gerichtstribunals und der Verhandlung; das ist der Prüfstein eines imponirenden und geordneten Gerichtswesens; Hauptsache jedoch war die Verhandlung, das Recht der Vertheidigung, welches dem Angeklagten zugestanden wurde. Nicht die Anklage, noch der Ankläger, sondern das Ergebniss der Verhand-

lung allein bestimmte das Strafmass. Die Richtersprüche der Amphiktyonen wurden als Dekrete des Himmels angesehen, nicht weil sie mild waren, sondern weil sie gerecht waren. Man fügte sich schweigend, denn wie die Orakelpriester vor dem Orakelspruche ihre Blicke durch den offenen Hypäthraltempel schweifen liessen, um sie im Sonnengöttlichen zu baden, so wandten die Parnassusrichter ihre Blicke zum Gottestempel empor, durchdrangen sich mit dem Gefühl göttlicher Klarheit und göttlicher Gerechtigkeit, ehe sie den Richtspruch fällten. Wie die Priester durch die Amphiktyonen zu Politikern wurden, so wurden die Richter durch den Umgang mit Heliopoliten und Diospoliten zu Priesternaturen, die das Gottesgesetz über Menschengesetze stellten, mit unumschränkter Gewalt ihm Recht verschafften. Alle reichten sich in der Delphischen Priestercolonie die Hände zu einem Zwecke: zu der Verherrlichung Delphis, der Grösse Griechenlands, der Wohlfahrt der Menschheit, deren höchste Lebensinteressen: Religion und Politik, hier zur Geltung kamen.

Neben diesen hohen Würdenträgern standen fast sämmtliche Bewohner des Ortes, mit niederen Funktionen ausgerüstet, in direkter Verbindung mit dem Orakeltempel. Reich an Pflichten war die Stellung der Neokoren oder Sakristane, die innerhalb der Tempelmauer wohnten Sie mussten alle Tage mit der Sonne aufstehen, an die kastalische Quelle gehen und grosse Körbe voll Lorbeerzweige abschneiden. Mit diesen Zweigen hatten sie den ganzen Tempel zu fegen, Lorbeerkränze daraus zu winden, sie an den Thüren, Tempelmauern, Altären und Dreifüssen alle Tage frisch anzuhängen. Die schönsten erhielten die Phöbaden, um sie auf dem Kopfe zu tragen, als Schmuck sowohl, wie als Sporn zur Beredtsamkeit. Ferner hatten die Neokoren Wasser aus der kastalischen Quelle in die goldenen Vasen des Sacrariums zu füllen und in die Erzgefässe im Vestibül des Tempels, worin die Eintretenden sich die Hände wuschen als Ceremonie der Purifikation. Auch fand täglich eine Aspersion des Tempels mit geheiligtem Wasser statt und hatten die Neokoren all' diese Handleistungen des Morgens nüchtern zu vollziehen. Am Tage bestand ihre Beschäftigung darin, die Vögel mit Ausnahme der Tauben von den prachtvollen Statuen zu verscheuchen; wenn dieses ihnen ertheilte Aviso nichts nützte, sie mit Pfeilen zu tödten, denn Heiligkeit, Reinheit und Reinlichkeit waren ganz synonime Begriffe im Alterthume, hatten daher selbst die Neokoren einen untergeordnet priesterlichen Charakter.

Höher in der Würde standen die Auguren und Haruspicen, welche in Delphi zwei separate, nicht einheimische Priestercollegien bildeten.

Das Auguralwesen war in Dodona auf Schlangen, Vögel und die Naturstimmen des Waldes beschränkt worden; in Delphi umfasste die Zeichendeuterei jede von den gewöhnlichen Ereignissen irgend abweichende Erscheinung; die Auguren schlossen sich in dieser Hinsicht ganz an Creta an. Die Cretenser hatten es von den Isaurischen Völkern und den Phrygiern angenommen, die Vögel zu beobachten, ihre Bewegungen zu deuten. Tiresias von Theben, Cerre und andere Auguren erweiterten die Zeichendeutekunst; sie opferten, um von den Göttern Präventivzeichen des Glücks oder Unglücks zu erhalten und so entstand die Extispicina, die Eingeweideschau; sie erfanden nächstdem Instrumente der Communication zwischen Gott und Menschen; sichtbare Mittel, um die Dekrete Gottes errathen zu können, und unternahmen es schliesslich, jedes ungewöhnliche Ereigniss mit den zukünftigen Handlungen des Fragenden in Beziehung zu bringen. Als Danaos Lust bekam, sich des Thrones von Argos zu bemächtigen, war er vorher zufällig Augenzeuge eines Kampfes, der sich zwischen einem Stiere und einem Wolfe entsponnen hatte und in welchem der Wolf siegte. Er ging nach Creta und wünschte dieses Zeichen gedeutet zu haben. Der Augur erklärte den Stier für ein einheimisches Thier, den Wolf hingegen für ein fremdes und prophezeihte ihm den glücklichen Ausgang des Kampfes, den er zu unternehmen gedächte. Danaos verdrängte bald darauf die von Inaco gegründete Dynastie, tödtete den Argos, bestieg den Thron und er wie seine Nachkommen blieben Herrscher von Argos.

Das Auguralwesen hing auf das Engste mit der etruskischen Haruspicin, der Beobachtung des Blitzes, zusammen. Haruspicen und Auguren bildeten selten ein Priestercollegium. Beide erstrebten die Kunst: die Begebenheiten aus Zeichen zu errathen, doch sie bedienten sich dazu verschiedener Mittel, sie erkannten verschiedene Erfinder und verschiedene Schutzgötter an. Tagete wurde für den Erfinder der Blitzorakel gehalten und die Tarquinischen Stämme unter den Etruskern rühmten sich, ihn erzeugt zu haben. In Griechenland waren die bedeutendsten Auguren, welche die Haruspicin mit betrieben: Mopso, Calcante und Amphiaraus. Letzterer als Vorsteher eines Orakels, doch nicht als Orakelgott berühmt, denn nur Zeus, Apollo und Bakis waren Orakelgötter. Der Unterschied zwischen Auguren und Haruspicen tritt am deutlichsten in Rom hervor.

Numa, welcher die Gesetze der Religion bestimmt hatte, theilte die Priesterschaft in 8 Ordnungen ein. Die Pontefici, die Septemviri Epuloni, die Quindecemviri und die Auguren nahmen in der Hierarchie

die vier ersten Stellen ein, während die Haruspicen einer niederen Ordnung angehörten. Es waren in Rom oft schlichte Männer aus dem Volke, welche für Geld an öffentlichen Orten wahrsagten. Kaiser, Triumphatoren, Consuln und Präsides der Provinzen nahmen bei Inschriften den Titel Augur als Ehrentitel an, doch niemals den eines Haruspicen. Die einzige Ehre, die letzteren zu Theil werden konnte, bestand darin, als Haruspicen des Kaisers gewählt zu werden, wobei sie über die Dinge zu wachen hatten, die das Wohl des Kaisers betrafen. Die Kaste der Haruspicen bestand in Rom aus 60 Priestern, über welchen in der Spätzeit des römischen Reiches Fontejo Flaviano als Lehrer der Haruspicin stand. Auguren gab es nur 15. Numa hatte 4 Patrizier als Auguren eingesetzt; durch die Gesetze: Ogulnia genannt, wurden später 5 Plebejer hinzugefügt, die zu den Zeiten des Silla sich noch vermehrten, so dass es 15 Auguren gab, welche in einem eigens für sie erbauten, prachtvollen Collegium in Rom wohnten. Bei wichtigen Staatsangelegenheiten liessen die Römer Haruspicen oder wenigstens die Antworten derselben aus Toskana kommen, z. B. im Kriege zwischen Cäsar und Pompejus. Nachdem der Stand immer tiefer sank, das Trügerische dieser Kunst immer mehr hervortrat, erliessen die Kaiser Gesetze gegen die Haruspicen. Constantin der Grosse, im Gesetz gegen die Vatermörder, verbietet selbst den geringsten Verkehr mit ihnen; verspricht in der Absicht, sie auszurotten, denen eine Belohnung, die sie angeben. Trotz dieser Massregeln tauchen sie bei den Toskanern im 6. Jahrhundert noch auf.

Zu den priesterlichen Frauen von Delphi gehörten ausser der Pythia die Hüterinnen des ewigen Feuers im Umkreis des Tempels, wo hohe Aschenaltäre angebracht waren, auf welchen sie jedoch nicht Oel in Thongefässen, wie die Vestalinnen in Rom verbrannten, sondern frisches Holz, besonders die im Tempel schon benutzt gewesenen Lorbeerzweige und Lorbeerkränze, so zwar, dass ein grösseres Scheit Holz immer brennend erhalten wurde. Die alten Völker schöpften ihre Dogmen aus den Fundamenten der Natur. Das Feuer galt als Seele der Erde, als Urstoff aller Materie, insbesondere der Delphischen Erdkraft, als Princip der Reinheit und Symbol des Friedens auf dem häuslichen Herde. Das Feuer soll immer auf dem Altar brennen, hatte Gott zu Moses gesagt und dieser ewige Feuercult war auf alle Völker des Alterthums, fast auf jeden einzelnen Tempel übergegangen. Im Apollo- und Pallastempel zu Athen, in dem der Diana Ekbatana in Persien, der Ceres in Mantinea in Arkadien, im Tempel des Jupiter Ammon in Lybien wurde die reine, unverdorbene Substanz des Feuers,

die ewige Leuchte der Religion und des Geistes von Priesterinnen unterhalten. Wo dies nicht der Fall war, brannten wenigstens grosse Lampen, in welche das Oel nur einmal des Jahres gegossen wurde, wie Funken des ewigen, unvergänglichen Lichtes, an welches die Flammen des Glaubens, die Flammen religiöser Begeisterung geknüpft waren. In Athen wie in Delphi wählte man zu diesem Wächterdienste Wittwen, welchen man jedoch nicht einen Code voll fürchterlicher Satzungen und tödtlicher Strafen zur Seite stellte, wie den schönen, jugendlichen Vestalinnen, in denen man die Flamme der Keuschheit politisch entzünden wollte; sondern man nahm an, dass die Frauen Delphis den Dienst treu und freudig verrichten würden, da er die Heiligkeit des Ortes vermehrte, die Schönheit des Lichttempels durch die in freier Bewegung emporsteigenden Feuerstrahlen, besonders des Nachts erhöhte.

Als bejahrte Priesterin ist ferner die Simpuviatrix zu erwähnen. Die Simpuviatrix ist eine Priesterin, beauftragt, den Wein zu Libationen aus grossen, kupfernen Gefässen, den sogenannten Perirranterien, in denen er aufbewahrt wurde, auszuschöpfen und in kleinen Vasen: simpulum genannt, in den Tempel zu tragen. Diese Priesterinnenwürde ist uralt, Homer erwähnt sie schon. Ausserdem bildeten alle jungen Mädchen und Knaben Delphis Chöre, welche bei Apollo-Festen Gesänge und Tänze aufzuführen hatten, wozu Poeten zweiten Ranges Hymnen und lyrische Verse dichteten. Erwachsne junge Mädchen wurden in den Chor der Tyaden eingereiht. Thia, von Apollo geliebt, war eine Bachusnymphe gewesen. Die Tyaden waren mit der Aufführung der Musenchöre bei Festlichkeiten und Opfern betraut, mit denen Tänze und Pantomimen verknüpft wurden. Als Erfinderinnen der mimischen Sprache hiessen sie Kinder der beredten Hand; sie bedienten sich der verschiedensten Instrumente: der Lyra, Sambuca, eines den Hebräern entlehnten, dreieckigen Saiteninstrumentes, der Harfe, der Flöte. Bei der Aufführung der geheiligten Chöre gingen sie stets von rechts nach links, um die Bewegung des Universums vom Orient nach dem Occident auszudrücken; zurück von links nach rechts, um die Bewegung der Planeten vom Occident nach dem Orient zu bezeichnen. Diese zwei in graziösen Verschlingungen und mit religiöser Plastik ausgeführten Bewegungen waren von Hymnen und Oden begleitet, die in Strophen und Antistrophen zerfielen. Es war ein poetisch-schöner Musen- und Tempeldienst, den die schon von Orpheus eingesetzten Tyaden zu verrichten hatten. All diese Priesterinnen durften jedoch das Sanctuarium des Tempels nicht betreten, sondern bildeten, vereint mit allen Frauen Delphis, ein Spalier um den Tempel, wenn die Pythia nach dem Orakel-

Verkünden heraustrat, um in ihrer Lorbeerhütte nach dem erschöpfenden Akte Ruhe zu finden. Sie musste alsdann vor profanen Blicken geschützt werden, erinnerten sich doch alle Frauen Delphis am Tage dieser heiligen Handlung, dass sie geborne Apollo-Priesterinnen und Tempelwächterinnen waren.

Die Männer aus dem Volke hingegen präsidirten entweder den Bädern oder waren subalterne Opferer, Instrumentenspieler, Herolde, die öffentliche Feste anzeigten, Fremdenführer und Interpreten der Kunstschätze Delphis. Letztere waren sehr gebildete Männer, vollkommen unterrichtet über die historische und religiöse Bedeutung der Reichthümer und Antiquitäten, welche in herrlichen Vasen, erznen Dreifüssen, Schildern, Kronen, Votivtafeln, Gold- und Silberstatuen, kostbaren Aedicolen bestanden, die den heil. Hain schmückten, zum Schutz der Statuen dienten. Um die Fremden zu längerem Verweilen zu nöthigen, mussten die Interpreten sich eidlich verpflichten, über die Denkwürdigkeiten Delphis nichts Schriftliches zu verfassen, denn von einem nicht endenden Zusammenfluss von Fremden hing das Ansehn Delphis und die Existenz seiner Bewohner ab. Zu dem Religionszauber, der über Delphi lag, den ein herrliches Naturpanorama und Kunstschätze aus allen Welttheilen vermehrte, trug die Idealität der Bewohner nicht wenig bei. Religionsfrieden lag auf allen Gesichtern und herrschte in allen Gemüthern. Die Fremden kamen von Kummer belastet, von Furcht und Zweifel gequält, von irdischen Leidenschaften getrieben, von inneren Disharmonien zerrissen, das Orakel zu consultiren. Sie bedurften vor allen Dingen der Ruhe und der Beruhigung. Sie bedurften oft mehr des menschlichen Rathes als des göttlichen Spruches, mehr der Belehrung als der Prophetie. In Delphi fanden sie beides; der in sich vollendete Mensch ist für Andere ein würdiges Organ der Gottheit und das Wort des harmonisch gestimmten Geistes kann eben so wohl Heilskraft und Heilungskraft in sich schliessen, als das Wort Gottes.

Wissenschaft neben der Religion macht Priester doppelt zu Priestern und Religion neben der Politik macht Staatsmänner doppelt zu Staatsmännern; an keinem Orte der Welt sind Religion und Politik in so grossartiger und Achtung einflössender Weise verschmolzen worden, als in Delphi, wo man den Sitz der Weisheit neben dem Tempel der Weissagung aufschlug und es klar erkannte, dass die innere und äussere Befriedigung des Menschen von einem geordneten Staatsleben und einem Begeisterung erweckenden Religionskult abhängt; der Mensch nur das verehrt, was er bewundert.

Der Einklang der Gefühle, der die Bewohner Delphis durchdrang,

verbreitete sich mit Riesenschnelle über die ganze damals bekannte Welt. Es hat Orakel gegeben, besonders die ägyptischen, die von tieferem Gottesbewusstsein Zeugniss ablegen, als die Delphischen; doch an Grossartigkeit des Orakelwesens, an Apollinischer Lichtfülle, an politischer Bedeutsamkeit steht Delphi unerreicht da; so hoch, dass die Schmähungen langer Jahrhunderte gegen das Orakelthum das Ansehn Delphis nicht gebrochen haben; über den Trümmern des zerstörten Tempels, über der Asche der verbrannten Schriften noch heutigen Tages jeder Historiker zum Hymnensänger wird, der Delphi beschreibt, den Einfluss Delphis auf das griechische Volk; den Parnassos-Sitz, wo die orakulöse Kraft wie eine Segensquelle entsprang, erleuchtend und belebend die ganze Menschheit durchdrang.

Das Orakelwesen in Delphi.

Schon vor der Deukaleonischen Fluth 1574 war der Tempel zu Delphi viermal neu errichtet worden. Den sichersten Beweis von der Alterthümlichkeit des Orakels liefert das historische Factum, dass Trophonius und sein Bruder Agamédes den vierten Tempel zu Delphi errichteten; Trophonius, welcher nach der Parischen Marmorchronik 200 Jahre vor dem Ausbruch des Trojanischen Krieges lebte und etwa ums Jahr 1606 den Schatz des Minyas baute. Der erste Tempel wurde in Form einer Lorbeerhütte von Ptera errichtet, welcher die Zweige dazu aus Tempé herbeischaffte. Im Zeitraum von neun Jahren stets erneuert, verblieb die Lorbeerhütte bei dem Tempel bis in die späteste Zeit und diente der Pythia zur Behausung, die Niemand betreten durfte. Daneben erhob sich als eigentliche Orakel-Aedicola ein aus Wachs und Vogelflügeln gefertigter Bau, ein tragbarer Tempel, welchen Wanderstämme errichtet hatten und den Hyperboräern schenkten, sobald sie im Besitz eines gediegeneren waren. Zum Dank für den erhaltnen Tempel schickten die Nordländer Theorien und Erstlingsfrüchte zu den Pyanepsien auf Delos.

Der dritte grössere Tempel war von Bronce; es war eine aus Persien stammende Bauart, die äusseren Mauersteine mit Löchern zu durchhöhlen und im Innern des Tempels Bronceplatten hineinzubohren oder anzunageln, so dass der Eindruck eines Metalltempels hervorgebracht wurde. Auch die Minerva Calcieca besass einen solchen Broncetempel in Asien. Pausanias fügt zur näheren Erklärung hinzu, dass Acrisio, König von Argos, seiner Tochter einen Brautschatz von Bronce geschenkt hatte, welcher von den Argivern in einem unterirdischen Gewölbe lange Zeit bewacht, endlich zu dem Delphischen Tempel verwendet wurde. Dieser Brautschatz, Talami genannt, bestand in einer kleinen Behausung jonischer Bauart in Tempelform mit einem Frontispicium, auf welchem ein Schild angebracht war. Die Cella diente als Brautgemach; im Uebrigen entsprach die innere Einrichtung wohnlichen Zwecken. Homer in der Beschreibung Trojas, auf welches er asiatisch übliche Formen über-

trägt, erwähnt, dass am Eingange des Palastes von König Priamus funfzig solcher Talami standen, in welchen seine Söhne mit ihren Frauen wohnten. Dass Könige sich solcher Wohntempel bedienten und darin keine Entheiligung fanden, hängt mit der antiken Vermischung von Heroen, Königen und Göttern zusammen. Die meisten Götter waren Heroen und Könige der Urzeit gewesen, wie es zur Zeit der Alexandrinischen Schule, der ersten Periode, wo die Kritik sich der Mythe und Fabel bemächtigte, Euhemeros geschichtlich nachzuweisen sucht.

Auch der Broncetempel des Apollo zu Delphi war klein und bestand nur aus einer einfachen, mit Mauern umgebenen Cella; das Material war Holz, Stein und Bronce. Pindar, welcher den Tempel später besingt, versetzt Musengestalten von vergoldeter Bronce in schwebender Stellung auf das Dach; für diese Schilderung gäbe es zwar den historischen Beweis, dass Goldminen im Berge Pangeo auf Creta entdeckt waren; die griechische Kunst jedoch war damals noch nicht so weit vorgeschritten, um Ideal-Gestalten von Erz anbringen zu können. Reco und Teodoro, zwei Architekten, welche den berühmten Tempel der Juno auf der Insel Samos bauten, waren die Ersten, welche in Griechenland Bronce zu schmelzen verstanden und plastische Werke daraus anbrachten. Es war dies zur Zeit der LVIII. Olympiade.

Von dem vierten von Trophonius und Agamedes erbauten Steintempel wissen wir genau, dass er 800 Jahre stand, 636 Jahre nach dem Trojanischen Kriege abbrannte; Steintempel verbrennen jedoch niemals ganz, sondern nur das Dachwerk und die Holzbalken, die Mauern werden zum Neubau immer wieder benutzt. Restaurirt muss er bis etwa 600 Jahre vor Christus bestanden haben. Während seiner Dauer fand die Deukaleonische Fluth statt. Es war bekanntlich keine Sündfluth, sondern ein Anschwellen mehrerer Flüsse Thessaliens, welches sich bis zum Parnassus erstreckte, grosse Verheerungen anrichtete und Opfer an Menschen und Bauwerken forderte, doch keineswegs den Untergang Aller ausser Deukaleon und Pirrha herbeiführte. Gleich nachher erfolgte die Besitznahme Apollos von dem Tempel und beginnt das historische Zeitalter desselben nebst einer grossartigen Entwicklung des Orakelwesens.

Erst der fünfte Orakeltempel, welchen die Amphiktyonen und die Familie der Alkméoniden errichten liessen, machte Delphi zum Vereinigungspunkte Aller. Der Bau kostete 300 Talente, wurde 513 begonnen und ausser den Summen, welche die Delphier selbst hergaben, wurden in der ganzen Welt dazu Sammlungen veranstaltet. Seine Beschreibung gehört jedoch nicht hierher.

Es knüpfen sich an den Tempel zu Delphi Sagen und Allegorien, welche kurz erklärt werden müssen. Viele Alterthumsforscher sind zwar der Ansicht, man solle mit Uebergehung alles Nebensächlichen nur das positiv Wahre hinstellen, um zu einer richtigen Ansicht über die antike Welt zu gelangen. Alsdann würden wir jedoch nur Bruchstücke besitzen; der wirkliche Genius des Alterthums verbirgt sich hinter den mystischen und mythischen Allegorien, die alle einer tiefen Deutung fähig sind, und es ist Sache des Epopten, des geistig Schauenden, diese Deutung herauszufinden und alles Wunderbare, selbst scheinbar Lächerliche, in einer religiösen oder naturphilosophischen Auffassung verschwinden zu lassen.

Das berühmteste Attribut des Apollo war der Dreifuss. Die daran sich knüpfende Sage ist bekannt: dass er von den Fischern von Coo aus dem Meere gezogen wurde, das Orakel erklärte, er gehöre dem Weisesten, die sieben Weltweisen ihn dem Apollo zurücksandten. Auch galt es für kein Wunder, dass er aus dem Meere gezogen worden war. Dreifüsse im Allgemeinen waren Untersätze, Ständer, Träger für heilige und profane Gegenstände. Die natürlichste Annahme ist hier diese, dass er auf einem untergegangenen Schiffe benutzt und mit diesem in's Meer gesunken war. Die Tektur des Dreifusses jedoch, wie der Umstand, dass die Weisen ihn dem Apollo zurücksandten, weist deutlich darauf hin, dass er ursprünglich unter die heiligen Gefässe gehörte. Drei Cirkel dienten dazu, die drei Theile des Fusses zusammenzuhalten. Das Becken auf dem obern Cirkel war der Krater, über welchem sich drei runde Henkel erhoben. Die Hemisphäre, welche innerhalb der drei Henkel ruhte, bildete den Deckel der Vase, an welchem der berühmte kupferrothe Vorhang hing. Auf dem Deckel sass die Sphynx, das altägyptische Mysteriensymbol. Er wurde mit dem Vorhang entfernt, wenn die Pythia weissagte, der Dreifuss alsdann über und über mit Lorbeerzweigen bedeckt. Dieser Dreifuss, wie wir ihn schmucklos auf den zahlreichen Reliefs erblicken, wo ihn Herakles rauben will, weil die Phythia ihm nach einem begangenen Morde das Orakel verweigerte und Apollo herbeieilt, ihm denselben wieder zu entreissen, repräsentirte die Heiligkeit der Dreizahl. Das ganze Alterthum wurde von der Dreizahl beherrscht; um die berühmte indische Trimurty gruppiren sich in allen Culten Asiens Göttertriaden, wie im Aegyptischen: Osiris, Isis und Har-Horus Eine bilden; drei Strahlen, wie sie das Haupt der Venus Urania zieren, Sonne, Mond und Sterne symbolisirend, sind der idealste Schmuck der Götter und Priester; die drei Saiten der antiken Hermes-Lyra, das Symbol siderischer Verhältnisse. Wie Nemesis, die Königin der Parzen,

Dreigestalten beherrscht, so gab es in der Urzeit auch nur drei Musen, drei Horen, drei Charitinnen, drei Hesperidenymphen, poetische Dreigestalten aller Art, welche die Hauptgottheiten umschwebten. In der Kunst wie in der Rhetorik herrschten drei Dimensionen; Alles zerfiel in drei Ordnungen, drei Stufen, drei Unterabtheilungen, so dass das mathematische Diagramm, aus zwei ineinandergeschobenen Dreiecken bestehend, zum magischen Zeichen heranwuchs, das auf den Palladien, den Fahnen und Insignien nirgends fehlen durfte.

Der Dreifuss an sich ist ein Attribut der Poeten und Hellseher; bei musischen Agonen waren geschmückte Tripoden der Lohn des Siegers und goldne Tripoden gehörten zu den Weihgeschenken, die dem Apollo aus allen Landen gesandt wurden. Kein Ornament dieser reich verzierten Dreifüsse konnte jedoch so vielsagend sein, als die einfach geschriebene Drei in der Tektur des Tempelgefässes zu Delphi. Dieser urthümliche Begriff der Heiligkeit, der sich an ihn knüpfte, wurde noch durch drei Gegenstände vermehrt: durch eine bronzne Schlange, welche sich um die Füsse wand; durch den kupferrothen Vorhang am Deckel; durch die Blätterkrone von Lorbeerzweigen, wenn er benutzt wurde. Die bronzne Schlange war hier nicht blos Symbol der Prophetie, sondern diente auch dazu, Apollo als medizinische Gottheit zu bezeichnen. Chiron, der Centaur, Sohn des Saturn, galt als Erfinder der Botanik und der Chirurgie; Aesculap als Erfinder der Klinik, die im Alterthume die Cur der inneren Krankheiten umfasste; Apollo, der Seher, war insbesondere Arzt der Augenkrankheiten. Die Medizin und die Wissenschaft der Divination waren Schwestern, was besonders beim Traumorakel, welches aus dem magnetischen Heilverfahren hervorging und in der theurgischen Magie zur Geltung kam; das Symbol dieser Verschwisterung war die Schlange auf dem Dreifuss.

Die mystische Bedeutung des Vorhangs, der rings um den Krater fiel und dem Apollo den Beinamen: cortinipotens zuzog, kann erst verstanden werden, wenn man den allgemeinen Sinn der ewig ungelüfteten Schleier in's Auge fasst, welche im Alterthume Statuen und heilige Utensilien verhüllten. Die Isis-Inschrift zu Saïs lautete: Ich bin, was da war, was ist und was sein wird, meinen Schleier hat noch kein Sterblicher gelüftet! Das heisst: es giebt in der Religion ein letztes Wort, das nie gesprochen; ein letztes Hoffen und ein letztes Bangen, das nie genannt; ein letztes Ziel, das nie verdeutlicht werden kann. Die letzte Lösung liegt in der Hand der Gottheit; kein Priester darf sie verkünden, kein Sterblicher darf sie für gefunden halten. Für den Ausdruck dieses Gefühls wurden im Alterthume 1000 mysteriöse Schleier gewebt und für

die Erkenntniss dieser letzten Wahrheit die Epopten in den Mysterien vorbereitet. In dieser grossen Reserve des Heidenthums lag der Schlüssel für den Sieg und den Triumph des Christenthums. Das Dogma trat an die Stelle dieser nie gefundenen Lösung; die Offenbarung an die Stelle des Mysteriums. Der Sonnengott allein trug den Namen: cortinipotens, d. h. Schleiermächtiger. Nacht- und Zukunftsschleier sanken nicht vor ihm, doch er durchdrang sie; Todesschleier rissen nicht vor ihm, doch er erhellte ihre Schwärzen und sah deutlich, was hinter ihnen lag. Für Sonnenblicke giebt es kein Geheimniss, kein Dogma, auch keine Offenbarung; Lichtfülle, die aus ihnen strömt, trifft jeden Gegenstand mit Seherstrahlen, giebt ihm die richtige Färbung und lässt ihn wie ein in Purpurglanz getauchtes Sonnenbild vorüberziehn. Die Gottesmacht Apollos lag nicht im Entschleiern des Verschleierten, sondern im schleierlosen Umsichschaun in Sonnenräumen, die er sich geistig selbst geschaffen hatte. Der Heliosbegriff der Urzeit war ein Sonnensieg über alles Nächtliche; der Apollobegriff war mehr als dies, es war ein Geistessieg über alles Verborgene, ein steter Lichttriumph über die Nacht des Nicht-Gewussten.

Die Bedeutung des Lorbeers hingegen ist eine einfach natürliche. Der Lorbeer war die Siegespalme der Redner, der Poeten und der Seher. Im Innern des Tempels zu Delphi selbst stand ein riesiger Lorbeerbaum mit weissen Bandeletten: Zeichen der Sühne, Mysterienbeiwerk und Votivgeschenken reichlich behangen, der bei Apollos Antwort durch die Pythia erschüttert wurde. Poeten und Rhapsoden hielten bei öffentlichen Vorträgen Lorbeerzweige in den Händen; die Hellseher nannten ihn Ithynterium und assen die Blätter, wenn sie die Zukunft verkünden wollten. Mit dem Apollo fast gleichzeitig geschaffen, war es sein natürlichster Schmuck wie derjenige der Musen, welche überhaupt Kränze trugen. Die Mythe der sich in einen Lorbeerbaum verwandelnden Nymphe Daphne, Tochter des Flussgottes Peneo, drückt nur die natürliche Beziehung des Apollo zu dem Baum des Ruhmes aus. Apollo tändelte viel mit den Nymphen der Diana. Aus der Verbindung mit der Nymphe Arsinoe ging Aesculap hervor; von diesen Liebesabenteuern kaum berührt und nie entgöttlicht, blieb Apollo dennoch der hermaphroditische Gott des Ruhmes, welcher wie die Musen die Herrschaft der Venus nicht anerkannte. Was ist ein Hermaphrodit? Eros als Hermaphrodit soll die höchste theosophische Idee der Entzweiung und Einigung ausdrücken; die Versöhnung in der Liebe, die den Zwiespalt, den Ursprung der irdischen Uebel, aufhebt. Apollo wie Eros sind die Vermittler zwischen Göttern und Menschen, Ueberbringer von Opferduft, vom Laut der Ge-

bete und Klang der Hymnen an die Götter, Ueberbringer der Befehle und Verheissungen der Götter an die Menschen. Der Lorbeer gebührte daher dem Apollo als Kitharöde, als Orakelgott, als Herrscher und Beschützer der Musen, als Gott des Ruhmes, als Schöpfer der Hymnen und Oden, und ist in seinem tiefdunklen Grün der natürlichste Schmuck des Dreifusses, dem Hauptattribute des Apollo.

Es entsteht die Frage: wie wurde das Orakelwesen in Delphi betrieben? Die Pythia verkündete im Anfang das Orakel nur einmal des Jahres, den siebenten Tag im ersten Frühlingsmonat. Es hat dies seinen Grund in der grossen Jugend der Pythia und der noch ungeschwächten Erdkraft, welche bei öfterem Orakelertheilen ein junges Mädchen getödtet haben würde. Zur Blüthenzeit des Orakelwesens sprach die Pythia einmal des Monats; an den Nefastos, den Fest- und Trauertagen Griechenlands, war es jedoch verboten, den Gott zu consultiren; es würde ihr das Leben gekostet haben, wenn sie in's Sanctuarium gegangen wäre; sie wusste alsdann mächtigen Herrschern durch eine geschickte Antwort auszuweichen, wofür es mehrere historische Beweise giebt. Bei dem grossen Zufluss von Fremden in Delphi mussten neben dem pythischen Orakel daher verschiedene Arten der Divination bestehen.

Astrologie wurde im Tempel zu Delphi nicht betrieben. Eine nur dort heimische Orakelkunst hingegen war die Daphnomanteia: die Kunst, durch einen brennenden Lorbeerzweig wahrzusagen, welche mit zu der Aufgabe der Hüterinnen des ewigen Feuers an den Aschenaltären gehörte. Die Richtung der Flamme, die Höhe des Flammenaufschlags entschied über die Gunst oder Ungunst Apollos und bestimmte die Antwort, die nur in Ja oder Nein bestehen konnte. So lange das Alterthum durch Sonnengötter beherrscht wurde, war es natürlich die Sehnsucht nach dem Orient, welche alle Herzen erfüllte, und die Richtung nach dem Orient, welche die nach göttlicher Offenbarung dürstenden Blicke einschlugen. Gluth gegen Gluth gewendet, galt für ein günstiges Auspicium bei der Flammenbeobachtung. Hochemporschlagende Flammen hielt man für verkörperte Sonnenflügel, die ihrem Urstoffe zustreben mussten; so wollte es das Naturgesetz und jede Abweichung von ihm galt für ein warnendes oder drohendes Götterzeichen.

Zweitens wurde ein auf grosse Kenntniss der Naturgesetze gegründetes Orakelwesen betrieben. Als der 60 Kubikfuss hohe Sonnencoloss von Rhodus, zu dessen Errichtung man 12 Jahre gebraucht hatte, durch ein Erdbeben eingefallen war, nachdem er erst 56 Jahre gestanden hatte, wurde das Orakel consultirt, ob man die Broncestücke wieder zusammensetzen, den Coloss wieder aufrichten sollte? Die Antwort lautete verneinend, da es vorauszusehen war, dass sich derartige Naturerscheinungen wiederholen würden.

Ein anderes Beispiel ist folgendes: Als der See Alba, unter dem Berge Albanus gelegen, einst zu beträchtlicher Höhe anschwoll, ohne dass es geregnet hatte, was von dem vulkanischen Charakter des Berges herzuleiten war, fragten die erschrockenen Bewohner der Stadt, welche in diesem Naturereigniss ein Prodigium erblickten, das Orakel zu Delphi: was sie thun sollten, um einer Ueberschwemmung vorzubeugen?

Die einfache Antwort lautete: man müsse Wasser in die Felder abfliessen lassen, so dass es langsam verdunste, ohne sich in's Meer zu ergiessen.

Derartige auf gesunder Vernunft und physischen Erfahrungen beruhende Aussprüche gaben keine Veranlassung zu Controversen, als man zur Zeit des Christenthums anfing die Divination zu bekämpfen und als ein Spiel des Teufels zu bezeichnen.

Viel schwieriger war das Orakelwesen, welches auf der Conjecturalkunst beruhte. Die Menschenseele schliesst ein prophetisches Element in sich, eine Kraft, die ihr als Sporn und als Zügel dient, bei gegenwärtigen Ereignissen. Je mehr die Begebenheiten jedoch in die Ferne gerückt sind, desto schwerer ist es, die Wissenschaft der Zukunft unfehlbar zu besitzen, aus dem einfachen Grunde, weil sich die Hauptthatsache wohl beurtheilen lässt, doch nicht die Nebenumstände, welche von allen Seiten hinzutreten und einen fördernden oder hemmenden Einfluss auf grössere Begebenheiten ausüben. Die Gabe der Divination an sich ist etwas zwischen der vollkommenen Wissenschaft und der absoluten Ignoranz Liegendes. Es ist eine exquisite Klugheit, eine Illumination, die das Richtige enthüllt, weil sie aus innerer Erleuchtung hervorgeht. Sokrates nennt dies Mittelding seinen Dämon, weil er, wie alle Philosophen, annahm, dass der Vertreter des Dämonismus, der Demiurgos, zwischen Gott und Menschen stehe als Mittler sowohl wie als Vermittler. Der Sokratische Dämon, d. h. sein divinatorischer Instinkt, der zwischen Wissenschaft und Ignoranz lag, hatte jedoch die Eigen-

thümlichkeit, ihm immer abzurathen; es war ein Dämon, der ihm Furcht einflösste. Das Götterdämonische im Menschen hingegen drängt zur guten Handlung hin, es ist ein Genius der That, die höchste Seelenkraft, die prophetische Begeisterung, das bacchische Element im nüchternen Zustande.

Das Götterdämonische ist nur bei sehr bedeutenden Menschen ausgeprägt; nur sehr Wenige konnten daher das Orakelwesen als Conjecturalkunst betreiben. Cicero wirft dieser Kunst vor, dass sie ohne Principien sei, auf Nichts beruhe. Darin hat er vollständig Unrecht, denn sie beruhte auf ganz feststehenden moralischen Gesetzen, welche aus den Principien der Vernunft hervorgingen, sich unendlich oft bewährt haben mussten, ehe sie zur Norm werden, sich zu Gesetzen gestalten konnten.

Wenn es heisst: das Uebermass der Rache fällt auf den sich Rächenden zurück, so ist dies erst eine Ansicht; wenn diese Ansicht sich hundertmal bewährt hat, so wird sie zur Wahrheit und wenn sie immer eintrifft, zum unumstösslichen Gesetz. In der Auffindung solch geistiger Gesetze waren die Orakelpriester Meister und hervorragende Philosophen, denn die höchste Seelenthätigkeit besteht darin, individuelle Begriffe zu allgemeinen klaren Ideen zu erheben. Unter derartige Ideen-Gesetze gehörten z. B. folgende:

1. Alles erkennt der Geist durch Aussendung seiner Kräfte oder durch Einstrahlung. Nur das Homogene erkennt man durch Einstrahlung, alles Polare oder Gegensätzliche durch Ausstrahlung.*)

2. Es giebt ein naturgemässes Verhalten der Menschen zu den Dingen, wie bei den Situationen. Jedes Abweichen von demselben ist als eine Hemmung der Aktion zu betrachten.

3. In der geregelten Ordnung der Dinge ist das Folgende immer die Consequenz dessen, was voranging; das Gute erzeugt das Gute und das Ueble das Uebel.

Durch das Auffinden derartiger Ideen-Gesetze wurden die Orakelpriester zu Fortpflanzern der antiken Säulenweisheit. Bei der Conjectural-Orakelkunst kam es hauptsächlich darauf an, die geheimen Anfänge des Werdens, den Zusammenhang zwischen Ursache und Wirkung zu ergründen; die durch die Natur gezogenen Charaktere zu lesen, das heisst: die durch Aehnlichkeit gesetzten Beziehungen zu verstehen, den wechselseitigen Einfluss der Wesen untereinander.

Alles, was hier über die Conjectural-Kunst gesagt worden ist, lässt sich auch auf die Conjectural-Politik übertragen, welche zu Delphi ebenfalls betrieben wurde. Dieselbe unterscheidet sich von dem, was

---

*) Einstrahlung ist: Intuition; Ausstrahlung ist: Logik.

man politischen Scharfblick und praktisches Urtheil nennt, eben dadurch, dass sie auf historische Principien sich stützt, und je mehr dies der Fall ist, desto richtiger wird sie sein. Derartig historische Grundsätze sind etwa folgende:

1. Einklang steht höher als Einheit.

2. Das Bleibende bildet den dunklen, gleichförmigen Grund aller Geschichte, denn nur über das, was in Permanenz existirt, giebt es historische Schlüsse. Analogie enthüllt daher den Gang der Ereignisse demjenigen, der die Geschichte studirt.

3. Die Ruhe des Staates hängt von der Gleichstellung der Parteien ab.

4. Tyrannen stürzen sich oft durch das Uebermass ihrer eigenen Tyrannei!

5. Ein nie geschriebenes, wie das jus taliones den Höllengesetzen des Rhadamantis entlehntes, daher einen chthonischen Charakter an sich tragendes und doch unumstösslich wahres Gesetz war folgendes:

Ein in der Politik begangener Fehler lässt sich nicht immer durch eine grosse Klugheit redressiren, sondern oft nur durch ein Verbrechen. Der versöhnende Gegensatz dieses Gesetzes liegt darin: dass ein in der Politik begangnes Verbrechen sich oft durch eine grosse Klugheit redressiren lässt. Der zweite Fall tritt jedoch seltner ein, als der erste.

Dieses Gesetz, welches Rhadamantis, der grosse Gesetzgeber Cretas und Bruder des Königs Minos, auch auf das sociale Leben übertragen hatte, enthüllt zugleich die hohe Bedeutung Delphis. Der grösste Theil der Menschheit ist und war zu allen Zeiten rathlos. Die meisten Verbrechen werden aus Unkenntniss der bestehenden Verhältnisse, durch das Bemühen verübt, begangne Irrthümer und Missgriffe zu redressiren. Ebenso ist der Triumph des Bösen von der Kunst herzuleiten, mit welcher die Weltklugen und Schlauen die Thorheiten anderer, oft guter schuldloser Menschen für ihre Zwecke zu benützen wissen. Ignoranz steht im intimsten Verbande mit dem Verbrechen; der Ansicht schliesst sich die moderne Jurisprudenz vollständig an, indem sie Thorheiten und Versehen oft als Verbrechen behandelt und demgemäss bestraft; Eisenbahnbeamte und Fährleute verurtheilt, wenn durch ihren Mangel an Sachkenntniss, ihre Fahrlässigkeit Unglücksfälle entstanden sind. Höher jedoch als diese strenge Gerechtigkeitspflege steht das Bemühen, den Fehlgriffen Anderer zuvorzukommen, durch kluge Rathschläge sie unmöglich zu machen. Delphi ist darum ein Heilstempel gewesen, weil Jeder daselbst Rath und Belehrung schöpfen konnte; Männer der Wissenschaft es nicht verschmähten, mit dem niedern Volke in Berührung

zu treten, ihm vernünftigen Aufschluss über das Nichtverstandene zu geben und Beistand zu leisten in seinen Verlegenheiten.

Die Orakelpriester besassen den Schlüssel zum wirklich politischen Geheimwissen; denn die Dinge werden durch den freierstatteten Bericht tausend herbeiströmender Fremden, die ohne sich und Andere zu compromittiren, Rath zu schöpfen kommen, am besten gewusst und in ihrem Zusammenhange klarer verstanden, als durch die fragmentarischen Enthüllungen ausgesandter Agenten. Auch erlaubt das Wissen hundert verschiedner Thatsachen, welche an den verschiedensten Orten sich abspielen, ein logisches Schliessen auf tausend andere analoge oder entgegengesetzte Thatsachen; dies vielseitige Detailwissen verhilft naturgemäss zu einem kosmischen Ueberblick der gesammten Weltlage, welchen kein Staatsmann in seinem Kabinette erzielen kann, da ihm die Perspektive dazu fehlt. Auf Grund permanenter Wahrheiten lassen sich ganz sichere Prognostiken stellen. Wenn hingegen eine Sache ungeschickt angefangen, mit böser Leidenschaft geführt wird und Missgriffe über Missgriffe dabei geschehen, so kann man den schlechten Ausgang derselben voraussehen, ohne Prophet zu sein und einer Inspiration zu bedürfen. Die richtige Urtheilskraft steht bei weitem niedriger als die prophetische Kraft in der Politik sowohl wie im socialen Leben. Plato trennte die Prevision und Divination von allen anderen Eigenschaften des Geistes und knüpfte sie unmittelbar an Gott. Dasselbe thut Plotinus in seiner metaphysischen Ansicht über das Schauen. Er resümirt in echt antiker Weise also: es ruht die Natur ihres Schauens Werk anschauend in einem geräuschlosen dunklen Schauen! Alle Thätigkeit bei ihm ist Schauen im Reiche der Natur, Schauen im Gebiete der Vernunft und des Geistes; stellt er diese Thätigkeit höher als die That, die ihm nur ein Schatten des Schauens ist, dem die Menschen nachjagen.

Das Auguralwesen bildete in Delphi ein Orakelsystem an und für sich. Uralt wie die Welt, lernen wir es leider erst in der Zeit seines Verfalls genauer kennen und es ist eine der schwierigsten Aufgaben, heutigen Tages verständlich zu machen, dass gelehrte und bedeutende Männer der Auguralwissenschaft ihr Leben geweiht haben. Ex avium gestu heisst: Haltung der Vögel; aus dem Worte avium entstand der Name Augur. Die Wissenschaft beruhte ursprünglich nur auf den Grundsätzen der Ornithomanthie, das heisst: der Weissagung durch Vögel, und zerfiel in drei Hauptheile:

In die Belehrung durch Gesang: Oscines.
Die Prophezeihung durch den Flug: Praepetés.
Die Beobachtung des Fressens: Tripudium.

Toskaner, Aegypter, Chaldäer und Phönizier besassen Akademien, wo die in Memoiren verzeichneten Geheimnisse der Auguralwissenschaft gelehrt und studiert wurden, wo nicht nur ein fortwährender Umgang mit Vögeln stattfand, sondern Vögel sowohl wie Schlangen zu bestimmten Funktionen abgerichtet wurden. Die Schriften darüber sind alle verloren gegangen oder vernichtet worden und da die Auguren sich eidlich verpflichten mussten, als Depositäre der Religion die Mysterien der Wissenschaft nie zu verrathen, so ist der eigentliche Kern der Sache unergründlich für uns geblieben. Die Römer schickten unausgesetzt sechs Patrizier nach Toskana, um bei den Auguren zu studieren; selbst Cicero und Cato sind Auguren gewesen und obgleich Gegner der Institution, so tadelt Cato dennoch die Generäle und Magistrate Roms, die derartige Prognostiken vor dem Volke anstellen, um sie alsdann zu verachten. Appius Claudius z. B., General der Flotte, welche gegen die Karthager ausgesandt wurde, liess die Hühner der Auguren, welche das hingeworfne Futter verschmäht hatten, ins Wasser werfen, damit sie wenigstens tränken, wenn sie nicht essen wollten. Er verstiess auf diese Weise gegen die nationale Regel, denn man durfte Unglückszeichen nur dann verschmähen, wenn man nicht gefragt hatte; geforderte Zeichen hingegen sollten als Aviso der Götter betrachtet werden.

Aus verstreuten Bemerkungen antiker Autoren lässt sich schliessen, dass es auch in der Auguralwissenschaft ein esoterisches und exoterisches Wissen gab, wie in jeder anderen Priesterlehre, dass ersteres jedoch Geheimgut der etrurischen Auguralinstitute geblieben ist. Plinius erwähnt, dass er Abbildungen von Vögeln der etruskischen Disciplin gesehen hat, die Niemand kannte, deren Race seiner Zeit schon untergegangen war. Letzteres ist kaum möglich. Viel wahrscheinlicher ist hingegen die Annahme, dass die Etrusker sich Vögel aus Persien und Indien kommen liessen, mit welchen sie analog der orientalischen Theorie symbolische Begriffe verknüpften. Vögel mit prachtvollem Gefieder und aufsteigenden Federn am Kopfe wurden als Boten der himmlischen Sirenen betrachtet, als Dolmetscher höherer Befehle und als aves laetae — Freude und Glück bringende Vögel, den aves tristes, den schwarzgefiederten Klagesirenen der Tiefe entgegengesetzt. Zu dieser Symbolik gehörten ferner die aves volsgrae — Vögel, die sich im Kampfe zerfleischten und zu kriegerischen Augurien benutzt wurden; aves remores, die sich in Wirbelkreisen fortbewegten, deren Flug als ein

Zeichen der Verzögerung bei angefangnen Unternehmungen galt; aves inhibae, deren Unheil drohendes Gekrächz Unternehmungen gänzlich hinderte, und aves arculae, deren langes und lautes Gezwitscher vor schnellem Handeln warnte. Stimmvögel behaupteten in der Auguraltheorie den Vorrang vor Flugvögeln. Wenn der Vogel während der Beobachtung auf den Augur zuflog, galt es stets für eine gute Vorbedeutung; erhob jedoch ein Unglücksvogel seine Stimme, so wurde er zum altera aves — zu einem Zwischenträger, der das glückbedeutende augurium aufhob.

Die ganze Wissenschaft beruhte auf sehr feinen, subtilen Voraussetzungen.

Erstens: auf einem idealen Vogelbegriff, und zweitens: auf der Annahme, dass Gott sich den Menschen durch thierische Instrumente und Zeichen dokumentiren wolle. Vögel ersetzten in der Urzeit die Barometer; man beobachtete Vögel, um die Temperatur der Luft zu studieren, welche zum Ackerbau nöthig war. Als Wetterpropheten hatten sie viel Gutes gestiftet; es verband sich also mit ihnen der Begriff einer wohlthuenden Macht, ganz wie mit dem schlangentödtenden Ibis in Agypten. Alles Gute wurde naturgemäss mit der Gottheit verknüpft. Gott, als Naturschöpfer, der den zart organisirten Vögeln Vorgefühle gegeben hatte, konnte sie eben so wohl dazu benutzen, Vorgefühle und Warnungszeichen in die Herzen der Menschen zu senken. Sie erblickten mit geschärfter Sehkraft Alles aus der Perspektive; sie wussten sich aus dem Geist der Elemente energische Substanzen anzueignen, die ihnen Schnellkraft liehen, Gefahren zu fliehen und nur die Orte aufzusuchen, wo es gut sein war. Erdentfernung und Himmelsnähe machten ihre Sensationen subtiler; nach diesen Sensationen regelten sie ihre Bewegungen so sicher, dass Menschen unfehlbare Induktionen daraus schöpfen konnten. Ebenso waren sie Stimmpropheten; jedes störende Element tödtete in ihnen den Gesang und weckte Klagerufe; jede Feindesnähe dokumentirten sie durch Töne des Misslautes. In dieser Weise wurden sie auch in Indien vor grossen Opferceremonien benutzt. Man trug bei Opferzügen hohe Bäume, in denen Vögel nisteten, deren harmonischen Gesang man belauschte; alsdann wurde der Baum geschüttelt, dass sie erschrocken flohen und ihr geregelter oder ungeregelter Flug, die Farbenpracht des Gefieders, die sie dabei entfalteten, entschied für die Gültigkeit oder Ungültigkeit des Opfers.

So lange die Auguralwissenschaft nur auf Naturbeobachtung beruhte, lag ihr auch ein wahr-prophetisches Element zu Grunde; in's Abergläubische und Lächerliche wurde sie erst gezogen, als man annahm,

dass Vögel die Gedanken der Menschen und den Geist der Begebenheiten errathen könnten, nach den Grundsätzen der Metempsychose in Vögeln metamorphosirte Menschen erblickte. Nur eins lässt sich behaupten, dass die Leidenschaften der Menschen sich in denen der Vögel abspiegeln, was im improvisirten Vogelstaat des Aristophanes sehr deutlich hervortritt; dass also ein sympathisches Verständniss zwischen Mensch und Vogel herrschen kann, welches die Auguren wahrscheinlich durch Abrichtung der Vögel und fortwährenden Verkehr mit ihnen auszubeuten und noch zu verfeinern verstanden. Dass man jedoch die Vögel in die Politik mit verflochten hätte, davon liefert Delphi kein einziges Beispiel; diese abergläubische Schwäche oder richtiger gesagt — dieser criminelle Missbrauch einer an sich unschuldigen Sache war dem stolzen Rom vorbehalten.

Ausser Zeus Elicio, dem Schutzgeist der etruskischen Blitzorakel, galt Apollo Miriceo als Gott der delphischen Haruspicin. Elf Blitzarten: Manubien, wurden angenommen und beiden Göttern die Macht zugeschrieben, diese Blitze zu zügeln, dass sie keinen Schaden brächten.

Bei der Beobachtung des Blitzes wurde der Himmel in 16 Theile getheilt; das Auguracolo, der Ort, wo die Haruspicen standen, war gegen den Orient gewendet, wo die Planeten hervortreten, denn unter all den Zeichen, die in der erhabnen Region der Luft bemerkbar sind, waren diejenigen die besten, welche am höchstgelegnen Theile erschienen. Die von links nach rechts gehenden, hochgeschleuderten Blitze galten für glückbringend, vor den Schlachten siegverheissend; die mit der rechten Hand geschleuderten ungünstigen Blitze hingegen wurden dem Zeus Elicio zugeschrieben. Man unterschied nächstdem in der tuskischen Fulgurationswissenschaft drei Manubien: 1. den rathenden Blitz, welcher zur That drängte, 2. den abmahnenden Blitz, welcher vor der That warnte, 3. den Autoritätsblitz, welcher nach der That aufleuchtete und das unabwendbare Urtheil über sie fällte. Die Tuskier verehrten und fürchteten die Novensiles als Blitze schleudernde Gottheiten; zu der tuskischen Geheimlehre gehörten daher auch Formeln, durch welche man Blitze vom Himmel theils bittweise, theils zwingend herabziehen konnte, eine Kunst, welche schon Prometheus durch elektrische Lampen zu leisten verstand. Der Ort, wo der Blitz zu Boden fiel, wurde für unrein gehalten, von Etruskern und Toskanern mit einer Hecke umgeben, dass Niemand ihn betrete, bis er gereinigt, mit dem Blute des Opferthieres gewaschen worden war. Alsdann wurde er Bidentale

genannt, von dem geschlachteten Lamme, welches die Latiner bidente — Wiederkäuer nannten. Die Römer beriefen zu diesem Sühnungsakte die Etrusker, da sie die nöthigen Ceremonien dabei nicht kannten.

Auch in einem anderen Sinne galt Jupiter Elicio bei diesem über Meteoren und Phänomenen grübelnden Volke als Inhaber dreier Blitze. Den ersten sandte er aus eigenem Antriebe, um auf die Wichtigkeit einer Sache aufmerksam zu machen; den zweiten nach dem Götterrath der 12 Untergötter als Hemmschuh oder Triebrad bei dem Geschehenden; den dritten mit Zuziehung der verhüllten Götter, unter welche die Furien, die Unterwelts- und Todesgötter gehörten als Urtheilsspruch: niederschmetternd, todtbringend für Schuldige. Letzterer war im melancholisch-religiösen Glauben der Etrusker roth und blutig, mehr zu fürchten, als die aus der Erde hervorspringende fulgura inferna. Der geschlängelte Blitz hingegen gehörte unter die fulgura fallacia, die trügerischen Zeichenspender, war oft ohne jede Bedeutung.

Die mit der ratio fulgurales, der heil. Theorie der Blitze beschäftigten Ausleger hiessen bei den Etruskern: fulguritores. Eine ihrer Hauptaufgaben bestand darin, dem Jupiter pluvius Regenopfer darzubringen, wenn es blitzte, um Regen auf ihr schwüles Land herabzuziehn. Ein solches Opfer hiess: aequaelicium, der es verrichtende Priester: tuscus aquilex. Die Blitzorakel der Etrusker verdrängten gänzlich die urthümliche Ceraunoscopie der Cyklopen, das ist die Kunst, die Zukunft aus dem Schalle des Donners vorher zu sagen. Tagete hatte über die Blitzorakel 15 Werke verfasst, welche so drohende Orakelsprüche enthielten und so viel Furcht einflössten, dass sie Acherontische Bücher genannt wurden. Diese Bücher waren im Tempel zu Delphi vorhanden und wurden von den Haruspicen benutzt. Ausser den Fulguralbüchern bedienten sie sich der noch existirenden Ostentarien und Prodigien zur Auslegung der göttlichen Machtsprüche und zur Feststellung günstiger oder ungünstiger Auspicien.

In den Ostentarien war die Deutung aller aussergewöhnlichen Naturerscheinungen enthalten. Dazu gehörten die Ungeheuer und die Naturwunder. Ungeheuer galten stets für Warnungen und Drohungen, für ein böses Auspicium, welches man den Augen des Volkes schnell zu entziehen suchte, um ihm die Furcht zu benehmen. Es wurden desshalb feierliche Gebete angestellt, das Ungeheuer verbrannt und seine Asche in's Meer gestreut.

Aussergewöhnliche Naturerscheinungen hingegen wurden immer

übernatürlichen Ursachen zugeschrieben, direkt als Zeichen der Versöhnung oder als Zeichen des göttlichen Zornes aufgefasst. Zu derartigen Wundern gehörten vulkanische Ausbrüche: Regen von Steinen, Ziegeln und Asche; Blutregen — ein Wunder, welches sich den Naturforschern später in rothe Flecke auflöste, die eine Art Schmetterlinge hinterliess, wenn sie im Juni sich entpuppte.

Ferner: Lichtphänomene, bei welchen man mehrere Sonnen und Monde zugleich sah, was die Physiker: Parhelia und Paraselenes nannten; luminöse Nachtkörper mit Lichtschweifen, die den Aether durchzogen, sich mit einer Detonation und blitzartigen Fulguration verloren; Erhellungen, die durch keinen sichtbaren Körper erzeugt wurden, einen Theil des Himmels ganz in Flammen gehüllt erscheinen liessen, manchmal einer Entzündung des Horizontes glichen mit aufsteigenden Lichtwürfen und Lichtevaporationen von verschiedenen Farben, die mit grosser Schnelligkeit und Kraft aneinander prallten. Letztere stets an demselben Orte sich entzündenden Nordlichter nannten die alten Philosophen: chasma. In Rom wurden die sogenannten Naturwunder als politische Mittel benutzt, um wichtig gefasste Entschlüsse dem Volke annehmbar zu machen, die Execution schwieriger Unternehmungen zu erleichtern. In Delphi hatten die Haruspizen als untergeordnete Priesterkaste gar keinen Einfluss auf die Politik, dienten die Wunder als Vorbedeutungen von Misswachs, Hungersnoth, Pestilenzen oder als Vorzeichen glücklicher Ereignisse.

In den Prodigien hingegen stand die Erklärung des Portentum, des gesuchten Zeichens, um den Willen der Gottheit zu erforschen. Zu diesem Zwecke wurde die Extispicina, die Eingeweideschau hauptsächlich angewendet. Die Thiere, welche dabei geopfert wurden, waren Lämmer, Kälber und Ziegen; in Creta und auf der Insel Cypern waren es Schweine. Das Herz, die Leber und die Lunge der Thiere wurde untersucht, besonders der obere Theil derselben, die anatomische Fiber genannt. Wenn diese Theile beschädigt waren oder Farbe und Fett den Charakter des Unreinen trugen, so galt es für ein schlechtes Zeichen; man hatte den Beweis, dass das Thier ungesunde Luft eingeathmet habe und schloss daher auf das Herannahen böser Krankheiten.

Beim Portentum, dem gesuchten Zeichen, nahm man vollständig an, dass der Wille Gottes sich dabei documentire, und übertrug das Auspicium auf das in Rede stehende Ereigniss oder die gestellte Frage. War das Zeichen schlecht, so opferte man nochmals oder unterliess die Sache. Einer der wichtigsten Gründe für den Verfall des Orakelwesens lag im Portentum, in der Zeichendeutekunst, welche in Rom

zu den grössten Thorheiten und Missbräuchen führte, in Delphi jedoch nur einen untergeordneten Zweig des Orakelwesens bildete.

Seinen Hauptruhm verdankt Delphi den pythischen Orakeln, weil sie mit einer übernatürlichen Naturerscheinung in Verbindung standen, einer Segensquelle, die die Gottheit den Menschen zum Trost und heilsamen Gebrauche angewiesen hatte. Darin lag durchaus nichts Lächerliches. Die Erdkraft zu Delphi war eine vulkanische Kraft, welche in heissen Erdausdünstungen sich äusserte, eine Aufstachelung des Nervensystems herbeiführte und eine der Wirklichkeit entfremdete Redeweise. Der Mensch, der diese Dünste einathmete, erstarb gewissermassen sich selbst; sein innerer Sinn, der Allsinn genannt, wurde durch ein gewaltsames Mittel entflammt, auf einen Gegenstand angstvoll concentrirt und dadurch zu einem Erkennen einzelner Thatsachen befähigt, bei wichtigen Dingen wohl auch zu einem Gesammteindruck des Ganzen emporgehoben. Der Neuplatoniker Jamblichus äussert sich sehr fein und poetisch über die Orakelpflege zu Delphi, wenn er sagt: Die Pythia weissage durch den feinen, feurigen Geist, der aus der Erdhöhle emporsteige, nichts Anderes sei, als die Apollinische Götterkraft, welche sie im vollen Glanze erfülle. Diese poetische Auffassungsweise theilen jedoch die vielen Gegner des Orakelwesens nicht, die es als eine Erfindung des Teufels bezeichnen. Das Richtige, zwischen diesen zwei Ansichten in der Mitte Liegende ist dieses: dass das jüngere Heidenthum den Schlüssel zu der ursprünglichen Natursprache der Menschheit, dem Worte der gotterleuchteten Wahrheit schon verloren hatte und genöthigt war, ihn durch ein gewaltsames Mittel in wilder Begeisterung wieder zu finden. Der Mensch suchte den Weg in das geschlossne Heiligthum der antiken Natur nicht mehr auf den Sprossen einer Höhenleiter zu erklimmen, sondern durch einen unheimlichen Schritt in die Tiefe, der später durch die Pforte der schwarzen Magie und Gespenstererscheinungen hindurch in den dunkelsten Aberglauben hineinführte.

Vor der Ceremonie der Installation auf den Dreifuss musste sich die Pythia einer neuntägigen Vorbereitung unterwerfen. Dazu gehörte eine dreitägige Abstinenz, Bäder und häufiges Trinken aus der kastalischen Quelle, welcher Apollo berauschende Eigenschaften mitgetheilt hatte; das Kauen von Lorbeerblättern, die bei der Quelle wuchsen; das Zusehen bei blutigen und unblutigen Opfern, welche dargebracht wurden, um den Willen Apollos zu erforschen, ob er die Pythia inspiriren wolle oder nicht. War dies der Fall, so wurde der heil. Lorbeerbaum

im Tempel geschüttelt, bis die Pythia davor erzitterte, was für eine Annäherung des Gottes galt. All diese Ceremonien hatten zum Zweck, wunderbaren feurigen Durst in ihr zu entzünden, denn es war in der That eine Feuerprobe, die sie zu überstehen hatte. Sämmtliche hohe Priester: die Hosïsten, Heliopoliten, Diospoliten wie die Phöbaden begleiteten sie in das Sacrarium, bildeten sitzend einen Kreis um sie, wenn sie weissagte. Sie bestieg den Dreifuss fast unbekleidet, mit lang herabwallendem Haar, um die prophetische Exhalation zu empfangen; ein subtiler Dampf, welcher für die Metamorphose des Apollo galt, durchdrang sie wie penetrirendes Feuer; ihre Haare sträubten sich, ihr Blick wurde wild, ihr Mund schäumte, ein Zittern bemächtigte sich ihres ganzen Körpers. Die Gefühlsphasen, welche sie durchzumachen hatte, waren: Wuth, Verwirrung, Agitation, Exaltation und Enthusiasmus. Angstrufe, Wuthausbrüche und Schmerzensschreie hallten Anfangs in den Marmorhallen wieder, erfüllten die Seelen der Beistehenden mit heiliger Furcht und Erregung. Gewaltsam von den Priestern zurückgehalten, überliess sie sich endlich gänzlich dem Einfluss des Gottes; alles Sterbliche in ihr verdunkelte sich, die Gabe des Schauens begann, alle Jahrhunderte, alle Geschicke drängten sich in ihren Busen, hemmten ihr Respiration und Stimme, so dass sie nur schlecht artikulirte Worte in Intervallen hervorstossen konnte. In diesem gottbegeisterten Zustande wurde ihr die Frage vorgelegt und Sache der Priester war es, ihre Laute mit Sorgfalt aufzufangen, sie zu ordnen, ihnen Struktur zu geben, die Antwort in Uebereinstimmung mit der gestellten Frage zu bringen. Sobald die Antwort klar war, wurde die Pythia in ihre Zelle zurückgeführt, wo sie stets Tage und Wochen bedurfte, um sich zu erholen, oft Krämpfe und Ohnmachten die Folge ihrer Prophetengabe waren.

Ehe die Antwort jedoch dem Fragesteller schriftlich oder mündlich überliefert wurde, setzten die Phöbaden sie in Hexameter um, was ihnen ein Leichtes war, da sie durch den aufregenden Prozess, der in der Pythia vorging, ebenfalls in einen übernatürlichen Zustand versetzt worden waren.

Dieser aussermenschliche Kräfte erfordernden Lebensweise der Priesterin ist es zuzuschreiben, dass in der Blüthenzeit des Orakelwesens 3 Pythien zu Delphi angestellt waren, von denen keine den Dienst lange Jahre hindurch versehen konnte. Dass sich Frauen jedoch freiwillig zu diesem Opferdienste meldeten, ist ein Beweis, dass das Orakel zu Delphi ein staatliches, das Wohl der Menschheit beförderndes Institut gewesen ist; denn für eine lächerliche, nur auf Einbildung und

Täuschung beruhende Institution opfert sich das Weib nicht und am wenigsten das praktische Zwecke in's Auge fassende Weib aus dem Volke. Auch war für sie selbst kein Ruhm mit der Stellung verknüpft, denn der Name von höchstens 2 Pythien ist auf die Nachwelt gekommen, ohne nähere Angabe der Persönlichkeit.

Im Orakelwesen zu Delphi herrschte Gottesbewusstsein, Opferfreudigkeit, Hingabe an ein rein geistiges Element, politische und prophetische Begeisterung. Nur grossartige Bestrebungen erzeugen Einklang unter den Menschen; in Delphi war das harmonische Zusammenwirken ein so grossartiges, dass es alle damals bekannten Länder mit in seine Zauberkreise verflocht; die dort verkündeten Apollosprüche waren treffend, segensreich und bedeutend, selbst über die Blüthenzeit des Orakelwesens hinaus, da es den Delphischen Priestern länger und besser gelang, durch die Grossartigkeit der Institution alle lästigen Fragensteller zurückzuhalten. Ueber politische Verhältnisse ein richtiges Urtheil zu fällen, ist des Menschen würdiger und leichter, als über das verworren ineinandergreifend kleinliche Menschengetriebe. Es ist faktisch begründet, dass das Orakel zu Delphi die berühmten Siege im persischen Kriege bei Marathon und Salamis mit Sicherheit vorherverkündete; Gelone, Herrscher von Sicilien im Kriege mit den Karthagern ein kostbares Geschenk sandte, dem Apollo für das siegverkündende Orakel zu danken. Dieser Fall steht keineswegs vereinzelt da, sondern der ganze Tempel strahlte von Trophäen, von dem Tribut der Herrscher und Völker, welche Sieg und Kraft zum Siege den Orakelsprüchen zu Delphi verdankten. Krösus, König der Lydier, schenkte allein prachtvolle Vasen und Statuen, einen Löwen und 117 Halbziegeln zum Bau einer Aedicola — Alles von massivem Golde.

In der Zeit des Verfalles jedoch, als eine unheilige Neugier, kleinliche Furcht und der Spekulationsgeist anfing, den Apollo für einen Penaten zu halten, den man mit allerhand häuslichen Angelegenheiten zu incommodiren begann, wurden auch die Orakelsprüche selbstverständlich gehaltloser, abwehrender Natur und oft satirisch. Die Priester gingen dabei von dem natürlichen Grundsatz aus, dass auf eine dumme Frage auch eine nichtssagende Antwort gehöre und gaben z. B. als Jemand fragte, was er thun solle, um reich zu werden, die sehr praktische satirische Antwort: er solle all' die Ländereien kaufen, die zwischen Sicione und Korinth liegen.

Delphi erfreute sich, die Anfangsjahrhunderte abgerechnet, 1200 Jahre lang eines ungeschwächten Ansehns. Als es in den allgemeinen

Verfall mit hineingerissen wurde, waren es die bedeutendsten Kirchenväter: Origenes, Chrisostomus z. B., welche gelehrte Abhandlungen dagegen schrieben; nie jedoch fiel es dem Fluche des Lächerlichen anheim, wie das Orakelwesen zu Rom und andere sich mühsam fortschleppende Orakelsitze.

Es erstarb, wie das ewige Feuer der Vestalinnen, in reinen, unentheiligten Flammen.

Der Tempel zu Delphi.

Mysterientempel sowohl als Orakeltempel wichen in ihrer Bauart von der gewöhnlichen Architektur der Griechen ab. Da beide Tempelarten jedoch als die Grundpfeiler des Heidenthums betrachtet wurden, liess man sich ihre totale Zerstörung so angelegen sein, dass wir selbst keine Ruinen von ihnen besitzen. Der älteste Orakeltempel des Apollo war der zu Didime. Da dieses Orakel nach Christi Geburt längst untergegangen war, überdies auch in Klein-Asien stand, so existiren ausnahmsweise von diesem Tempel Ruinen. Es war ein Dipteros-Tempel ohne Dach, von innen und aussen durch eine üppige Vegetation geschmückt. Nur die Cella war ganz geschlossen, durch 3 grosse Pfeiler in 3 Theile getheilt. Vor der Cella standen 2 Halbsäulen mit Dreifüssen — eine Dekoration, welche sich in allen Apollotempeln wiederfindet. Der an den oberen Wänden des Pronaos angebrachte Fries war aus geflügelten Greifen, zwischen denen eine Lyra stand, gebildet. Greife traten auch zwischen den Blumenkapitälen der Wandpfeiler, welche Vitruv: Parasten nennt, hervor. Der Greif, ein der Sonne geheiligtes Thier, war vor allem Tempelhüter; daher auch auf den Akroterien der Dächer häufig angebracht. Greife im Kampfe mit den Giganten, denen Ovid Schlangenfüsse beilegt, symbolisirten im Alterthume den Kampf zwischen Glauben und Unglauben, denn die Giganten waren die Philosophanten des Unglaubens. Geflügelte Greife stammen vom Adler griff-aquila; ein solches Thier hat es jedenfalls gegeben, denn Moses verbot den Hebräern davon zu essen. Der Greif gehörte zu den Attributen verschiedner Gottheiten: der Isis, des Serapis, des Eros, der Nemesis, der Diana Efesia besonders, deren Mantel mit Greifen und Thieren bedeckt war. Als Sonnenvogel war er dem Apollo geweiht.

Wir besitzen ferner Ruinen von dem Tempel des Apollo Epicurius in Bassae, einer Stadt in Phigalia, welche erst im Jahre 1812 entdeckt worden sind. Er war von Ictinus, dem Erbauer des Parthenons in Athen errichtet, aus Dankbarkeit für eine Pest, welche Apollo im pelo-

ponesischen Kriege den Phigalesern mit Hülfe eines Orakelspruches vertrieben hatte. Es war ein hexastiler Tempel jonischer Bauart. Der Fries des Hauptschiffes stellte den Kampf der Amazonen mit den Griechen dar; der Fries der Cella: den Kampf der Centauren und Lapiten. Die Statue des Apollo stand im Pronaos, dem Eingange gegenüber; aus diesem Umstande ist zu ersehen, dass es ein offener Hypäthraltempel war, wo Schiff und Cella unbedacht blieben. Um die Statue zu schonen, stellte man sie alsdann in den Pronaos, der gewöhnlich von einer cassetirten Decke geschützt war. Da dieser Tempel zu den Gelegenheitstempeln von gemischtem Stil gehörte, so giebt er uns keinen andern Aufschluss über den Tempel zu Delphi als diesen, dass man gewohnt war, dem Apollo offne Tempel zu errichten, was in dem Umstande seinen Grund hat, dass man im Innern selbst Pflanzen und Bäume anbrachte, wie dies schon im ersten Apollotempel zu Delos der Fall war. In Delphi bedurften nächstdem die fortwährend aus der Tiefe aufsteigenden Erdausdünstungen eines Abflusses, um die Luft rein und athmungsfähig zu erhalten. Jedenfalls ist der Delphische Tempel ein Hypäthral-Tempel gewesen, die man ausschliesslich dem Zeus, den Sonnen- und Mondgöttern errichtete, welche Vitruv als die Idealtempel der Griechen hinstellt. Das Eigenthümliche dieser Bauart ist, dass der ganze Tempel von zwei übereinandergestellten Säulenordnungen umgeben ist, die etwa 8 Fuss von der Mauer entfernt stehen, beide bedacht sind und dass Naos und Cella offen bleiben. Die griechischen Architekten unterschieden sich von den orientalischen dadurch, dass sie Naos und Cella in Eins zusammenfassten, den Theil, wo das Simulacrum stand, Sanctuarium nannten. Die Säulen bildeten einen inneren Peristil rings um den Tempel. Die obere Säulenreihe musste $^4/_7$ kleiner sein als die untere, ihr unterer Durchmesser (imoscapo) viel geringer als der obere Durchmesser (sommoscapo) der unteren Säulen. Ein einfacher Architrav trennte die eine Säulenreihe von der anderen. Es ist selbstverständlich, dass in Hypäthraltempeln alle Malereien wegfielen, keine anderen Statuen als die der Hauptgottheit angebracht waren. Es gab 3 Arten, die Statuen vor dem Einfluss der Temperatur zu schützen und sie gleichzeitig zu idealisiren. Entweder die untere Säulenreihe wurde in der Mitte des Sanctuariums durchbrochen und die Statue unter den Peristil gestellt, wie der olympische Zeus in Selinunt; oder es wurde ein kleiner, viereckiger Säulentempel zum Schutz für das Idol errichtet, oder es wurde ein kostbares assyrisches Gewebe, mit phönizischem Purpur gefärbt und prachtvollen Stickereien versehen, schwebend über der Gottheit angebracht, bei festlichen Gelegenheiten zu den Füssen der-

selben herabgesenkt. Neben der Statue des Olympischen Zeus in Agrigent waren zwei Pfeiler errichtet, mit kolossalen persischen Sklaven: Telamoni genannt, daraufstehend, welche den Baldachin hielten.

Mit dem Tempel zu Delphi war das Asylrecht verknüpft, er gehörte daher zu den Sühntempeln. Alle Sühntempel der Griechen zerfielen der Bedeutung nach in 2 Theile, das heisst: in einen profanen und einen geheiligten Theil. Die Trennungslinie zwischen diesen 2 Theilen wurde durch Expiationsvasen, die perirranteria gebildet — dies waren bronzne Vasen mit geweihtem Wasser, welches die Opfernden zu Lustrationen benutzten. Die Lateiner nannten diese Vasen acquaminaria; das Wasser wurde von den Priestern geweiht, indem sie ein brennendes Stück Holz vom Altar nahmen und in das Wasser tauchten. Derartige Lustrationen waren bei den Aegyptern, den Griechen, Etruskern und Hebräern üblich. Dieser geheiligte Theil war im Delphischen Tempel ausnahmsweise im mittleren Theile des Schiffes auf einem breiten, erhöhten Podium angebracht, welches wir uns an beiden Seiten mit bronznen Vasen dekorirt zu denken haben. Wir besitzen über das Innere des Tempels zu Delphi 2 oder 3 pompejanische Wandgemälde, Vasenbilder und fragmentarische Schilderungen einzelner Autoren. Zur Vervollständigung des Ganzen müssen die allgemeinen Gesetze der griechischen Architektur dienen.

Der Tempel wurde zum fünften Male im 6. Jahrhundert vor Christi auf Kosten des Staates erbaut unter der Leitung des Spintaros von Korinth. Herodot berichtet, dass die zum Bau bestimmte Summe 300 Talente betragen habe, er aus parischem Marmor und Steinen von Poro errichtet worden sei.

Die meisten griechischen Städte betheiligten sich an der Construktion des Tempels in der Art, dass sie Arbeiter dazu sandten und deren Unterhalt bezahlten; dasselbe that auch Amasi, damaliger Herrscher von Aegypten. Die Umfassungsmauer, welche den Tempel, den heiligen Hain, die Lorbeerhütte der Pythia und alle Nebengebäude umgab, war — da sie den Abhang eines Bergterrains begrenzte, natürlich eine unregelmässige. Statt der Propiläen, welche sonst den Eingang bildeten, führte ein grosser, zwischen 2 Pfeilern stehender Thorbogen in den Vorhof, den Alle betreten durften. Auf den Thorpfeilern standen 2 jugendliche Gestalten, den Apollo als Hüter und Wächter der Wege darstellend. Er hiess in dieser Eigenschaft: Apollo Agieo, Apollo Vialis, und trug auf der rechten Schulter die hängende Chlamis.

Das griechische Mauerwerk bestand aus Stereobaten und Stilobaten. Stereometrie ist die Dimension der soliden Körper, Steorema — die Solidität. Stereobaten waren daher die Mauern, die den Unterbau des Tempels bildeten und einfach innere Stützmauern, immer aus grossen, viereckigen Steinen construirt. Da die griechischen Tempel niemals zu ebener Erde standen, sondern immer auf einer Erhöhung, so wurde diese Erhöhung durch Stereobaten ausgeführt und Podium genannt, wenn sie nicht ringsum in 3 Stufen zerfiel. Zu der Front, wo der Haupteingang war, führten immer 3 Stufen empor, bei Idealtempeln auch wohl 10. Führten 10 Stufen empor, so mussten die Stufen den ganzen Tempel umgeben, wie es beim Tempel der Diana Efesia der Fall war, oder auch beim Serapeum in Alexandrien, welches wie ein Luftbau sich auf 20 Stufen erhob. Vitruv setzt die Breite dieser Stufen auf $1^1/_2$ — 2 griechische Fuss fest. Wurden diese Stufen noch breiter gehauen, so bildeten sie vor dem Tempel Plattformen, welche man für die verschiedenen Opferaltäre bestimmte. Dies war hier bei dem Tempel zu Delphi der Fall, der sich auf 3 Stufen erhob, vor dessen Façade ein grosser Platanenbaum stand, der es gehindert hätte, dass die Feuersäule ungehindert zum Himmel aufschlug, wenn die Altäre am Boden gewesen wären.

Die äusseren vor dem Tempel angebrachten Opferaltäre waren stets gegen Osten gerichtet und niedriger als die Statuen in den Tempeln, damit die Betenden zu ihnen emporschauen konnten. Ihre Höhe hing von den Gottheiten ab, denen sie gewidmet waren. Dem Zeus und den Sonnengöttern wurden sie hoch errichtet, den Erd- und Meergöttern sehr niedrig. Dieser Regel wurde auch die Norm entnommen für die Bildung der Altäre im Innern des Tempels. Die Römer nannten hohe Altäre: Altaria, niedrige: ara. Die Griechen unterschieden dreierlei Altäre: den Feueraltar, den Räucheraltar, den Opferaltar für Blumen und Früchte. Auf den Feueraltären wurden Thieropfer dargebracht und ewige Feuer unterhalten, sie hiesen ara; die zweiten, in allen Tempeln benutzt, um Wohlgerüche zu verbreiten, hiessen der Vase nach, die auf ihnen stand: timiateria; die dritten, bei denen es Regel war, keine Thierköpfe anzubringen, sondern nur Festons von Blumen und Früchten, hiessen estia, in Bezug auf die Sonnenopfer, die auf ihnen dargebracht wurden. Im Sacrarium, an dem Orte, der für geheiligt, geweiht und unentweihbar galt, standen nur Timiaterien. Die Altäre im Tempel zu Delphi waren von weissem Marmor, die vor dem Tempel stehenden Opferaltäre sehr hoch, alle vier- oder dreieckig, nur für männliche Gottheiten bestimmt, ringsum mit Thierköpfen geziert,

mit Festons reich behangen, doch nicht mit Reliefs geschmückt. Man erkannte an den Thierköpfen die Gottheit, der sie gehörten, denn jeder Gottheit wurden besondere Thiere geopfert, dem Zeus z. B. der Widder, dem Bacchos die Ziege, da sie den Weinstock benagte, dem Aesculap ein Hahn, dem Mars ein Hund etc.

Der Tempel zu Delphi war ein Peripteros, das heisst: ein äusserlich mit einer bedachten Säulenreihe umgebner Tempel. Ferner unterschieden die Griechen der Säulenweite nach 5 Arten Tempel. Die Säulenweite wurde durch den Durchmesser der Säule selbst bestimmt. Der Diameter der Säule 2¼mal genommen, bildete das richtige Verhältniss; nur das mittlere Intercolumnium, zwischen welchem die Thür angebracht war, musste breiter sein, 3 Säulenweiten enthalten. Tempel, welche diesem Verhältniss entsprachen, bei denen Schönheit und Kraft zum vollendetsten Ausdruck kamen, hiessen eustile Tempel. Nur Tempel jonischer und korinthischer Bauart waren eustile Tempel. Die dorischen waren picnostile, das heisst Tempel, wo die Säulen nur 1½ Säulendurchmesser von einander entfernt standen. Die Säulenhöhe wurde ebenfalls vom Durchmesser der Säule bestimmt und betrug bei eustilen, jonischen Tempeln 8½mal, bei korinthischen Tempeln 10 mal den unteren Diameter der Säule. Beide Säulenarten waren im Tempel zu Delphi vertreten, denn aus schriftlichen Fragmenten wissen wir genau, dass er zu den tetrastylen Tempeln gehörte, deren Front aus 4 kannelirten, korinthischen Säulen gebildet war, während im Innern jonische Säulen standen.

Frontispicium.

Das Frontispicium hatte, wie das aller griechischen Tempel, die Form eines Adlers mit ausgebreiteten Flügeln. Adler wurden ebenfalls als Tempelhüter betrachtet. Der dem Zeus geweihte Adler, der König der Vögel, wurde daher im Timpanon als Reliefbild und auf den Acroterien in vergoldeter Bronce angebracht, das ganze Frontispicium auch Acquilario genannt. Unter Frontispicium verstanden die Griechen die Fläche zwischen der Bekrönung, die das Timpanon begrenzte, so wie die Akroterien mit den darauf befindlichen Ornamenten. Da das Timpanon gewöhnlich mit Skulpturen reich dekorirt war, blieb die Bekrönung einfach und schmucklos, um den Effekt der Skulpturen nicht zu entkräften. Akroterien sind viereckige, hervorspringende Fussgestelle, welche im Mittelpunkte und an den Ecken des Frontispiciums angebracht waren, um Statuen, Vasen oder Dreifüsse darauf zu stellen; Vitruv bestimmt ihre Höhe nach römischem Muster, das heisst: sie sollten die Halbhöhe

des Timpanons betragen. Die Griechen construirten sie jedoch bei weitem niedriger. Regel war es bei ihnen, dass sie mit den darauf befindlichen Ornamenten 9 Fuss Höhe nicht überschritten. Ausnahmen bildeten Kolossalstatuen, wie die der Pallas auf dem Partenon, die 20 Fuss Höhe erreichte. Auf den Akroterien im Tempel zu Delphi waren Trophäen angebracht, im Timpanon beflügelte Tritonen, die einen Rundschild hielten, auf dem das schlangenumzingelte Gorgonenhaupt hervortrat. Die Trophäen, wie das Schild der Pallas Athene, haben eine natürliche Beziehung zu Apollo, da das Orakel besonders der Kriege wegen consultirt und dem Apollo die glänzendsten Siege zugeschrieben wurden.

Thür.

Bei einfachen Tempeln waren die Thüren von Holz, bei Prachttempeln von Bronce, vergoldeter Bronce und Elfenbein. Die Griechen unterschieden drei Thüren: die einfache Thür, die zwei- und vierflügelige Thür: bifora und quadrifora genannt. Letztere war jedoch keine Tempelthür, sondern wurde nur zu Staatsgebänden verwendet. Die Tempelthüren haben sich am wenigsten erhalten und eben desswegen besitzen wir ausserordentlich complicirte Beschreibungen über sie. Vitruv unterscheidet drei Thüren: die dorische, die jonische und die attische Thür. Letztere, bei Tempeln korinthischer Bauart angewendet, ist jedoch nur eine aus dorischen und jonischen Theilen zusammengesetzte Thür. Eine jonische broncene Thür zierte den Tempel zu Delphi; denn die Säulen im Innern des Tempels waren jonische Säulen. Ueber die Höhe der Thür gab es ganz bestimmte Gesetze. Der ganze Tempel vom Fussboden an bis zu der Spitze des Frontispiciums wurde in sieben Theile eingetheilt. Die Höhe der Thür musste fünf Theile betragen, die Höhe der Thüröffnung drei Theile, die Spitze der Thürbekrönung sollte die Höhe der im Pronaos stehenden Säulenkapitäle erreichen. Die Höhe der Thüröffnung bestimmte die Breite — sie musste die Hälfte der Höhe betragen, ein Verhältniss, welches ganz der Länge und Breite eines griechischen Tempelschiffes entsprach.

Auf den zwei Thürflügeln waren vier oblonge Felder, unten zwei schmale angebracht, und mit mathematischen Figuren, Rosetten und kleinen, sternförmigen Globen dekorirt. Der Hauptschmuck der Thür lag in der reichen Verzierung der Thürpfosten, des Architravs und der Bekrönung. Die jonische Thür unterscheidet sich von der dorischen hauptsächlich dadurch, dass sie ringsum von drei reich dekorirten Gliederungen umgeben ist und an beiden Seiten der Bekrönung jonische

Consolen herabhängen. Der lateinische Ausdruck für diese Consolen ist mensole; sie sind aus Voluten und wellenförmigem Blätterschmuck gebildet, doch nicht dreieckig wie die arabischen, sondern oblong. Die Griechen benutzten zu Thürornamenten nur vier Formen: 1) die dem Meandro, einem Fluss in Phrygien entlehnte, rechteckig und rechtlinig sich um sich selbst drehende Mäander-Form; 2) die ewig Curven zeichnende, der Rotundität der Wellen entlehnte Form; 3) die Korbhenkel bildende Volutenform, aus welcher Palmetten und die drei Lotosarten: nymphaea caërulea, nymphaea lotus und nymphaea nelumbo in hundertfachen Verschlingungen hervorgingen; 4) die halbirte und ganze Fruchtform: der Kastanie, der Dattel und der phönizischen Palme entlehnt. Für diese Grundtypen hatte jedes Land seine ihm eigenthümlichen Namen.

Jonische und dorische Thüren wurden nach Innen zu geöffnet, attische nach Aussen hin. Beim Opferdienst blieben sämmtliche Thüren offen, damit die Statuen dem Auge sichtbar wurden. Bei bedeckten Tempeln waren auch Fenster neben der Thür angebracht, um mehr Licht zu schaffen und wurden diese Fenster durch mit regelmässigen Figuren durchbrochene Marmorplatten ausgefüllt.

Pronaos.

Die grosse Eingangsthür führte in den Pronaos. Wenn ich mich hier des Wortes Pronaos bediene, muss ich hinzufügen, dass nur die griechischen Kolossaltempel einen Pronaos besassen; bei kleineren Tempeln, wie bei den heutigen z. B., heisst dieser Raum der innere Portikus. Er ist stets viereckig, niedriger als das Hauptschiff und mit einer cassetirten Decke versehen; durch zwei Säulenreihen, die in ihrer Anzahl der Front entsprechen, abgegrenzt.

Es entsteht die Frage: ist der Tempel zu Delphi ein Kolossaltempel gewesen? Ueber die Grössenverhältnisse des Tempels besitzen wir gar keinen Aufschluss. Wir wissen jedoch, dass er ein Seitenstück zu dem Ephesiorum bildete und von diesem besitzen wir eine ausführliche Beschreibung, da es zu den sieben Weltwundern gehörte. Kurze Bemerkungen müssen hier genügen. 220 Jahre wurde an dem Universaltempel Asiens gebaut. Die Höhe der Säulenschäfte betrug 60 Fuss, ihr Durchmesser 7 Fuss. Die Kapitäle dieser Säulen waren 10 Fuss hoch und 8 Fuss breit; die jonische Basis hingegen, die Hälfte des Durchmessers also $3^1/_2$ Fuss hoch. Die Säulenhöhe allein betrug demzufolge $73^1/_2$ Fuss und 127 solcher Säulen stützten den dipteren, octastilen Tempel. Derselbe stand auf 10 Stufen, welche an der vorderen

und hinteren Façade zwei grosse Plattformen bildeten. Die Länge des Tempels betrug, die Stufen mit eingerechnet 425 Fuss, die Breite 193 Fuss; die Cella allein war 80 Fuss breit und 245 Fuss lang.

Der Tempel zu Delphi war jedenfalls kleiner, dennoch ersehen wir aus diesen Grössenverhältnissen, dass auch er zu den Kolossaltempeln gehörte, was sich aus der Masse der dabei beschäftigten Arbeiter und der zum Bau bestimmten Geldsumme schliessen lässt. Der Pronaos war durch jonische Säulen gestützt. Mit dem Unterbau der Säulen correspondirend zog sich um den Fuss der Mauer ein aus wenig Gliedern zusammengesetztes Ornament von weissem Marmor. Diesem Ornament entsprach im oberen Theile der Mauer ein Fries, welcher der Höhe nach mit den Kapitälen der Säulen correspondiren musste. Dieser Fries war stets im Flachrelief gearbeitet, da er nicht von weitem, sondern nur von unten aus betrachtet werden konnte, das hervorspringende Hochrelief also die oberen Theils verdeckt hätte. Er stellte einen auf Bighen, d. h. zweirädrigen mit zwei Pferden bespannten Wagen geführten Wettlauf dar, da Apollo nicht nur Schutzgott musischer, sondern auch hyppischer Agonen war.

Im Mittelpunkt des Pronaos, der Eingangsthür gegenüber stand Apollo als Musaget von den neun Musen umgeben. Es ist hier zu erwähnen, dass es in der antiken Zeit nur drei Musen gab: Melete die Meditation, Mneme das Gedächtniss und Aede, der Gesang. Als es sich darum handelte, den Tempel zu Delphi würdig zu schmücken, wählte das Volk von Sicione drei Künstler, die Musen zu stellen. Sie hiessen: Cephissodotus, Strongylion, Olympiosthenes und entledigten sich ihres Auftrags in so vorzüglicher Weise, dass man sich entschloss, die neun gefertigten Statuen in den Apollotempel zu versetzen, für welche es leicht war, Attribute und Namen zu finden. Sie bildeten hinter der Marmorstatue des Apollo, der hier halb entblösst, den Mantel um den unteren Theil des Körpers geschlagen, auf die Kithara gestützt dastand, einen Halbkreis, doch keine in sich geschlossene Gruppe. Die Musen sind eben so sehr Repräsentantinnen der allgemeinen Wissenschaft als der Künste. Sie gehören zusammen, doch in ganz verschiedenen Stellungen und in ganz verschiedener Tracht. Calliope z. B., die höchste Muse, zum Range einer Göttin erhoben, die dem Rath der Könige präsidirte, unter deren Herrschaft die politische Wissenschaft und die Rhetorik standen, verachtet die Lockungen der Harmonie und den Pomp des Theaters. Sie ist ganz einfach und einfarbig gekleidet, mit Lorbeer geschmückt, hält nur ein Buch in der Hand, doch kein Instrument. Wie keine Kunst und keine Wissenschaft isolirt dasteht, so waren auch

die Musen niemals Repräsentantinnen einer Kunst und einer Wissenschaft, sondern eines in sich verzweigten Ganzen. Calliope war nächstdem die Erfinderin und Beschützerin der Epopö, des epischen Gedichts, des heroischen Genres. Alle grossen Dichter riefen sie an und widmeten ihr Worte und Werke. Die Lyra war ihr Instrument. In der Darstellung jedoch muss das erhabenste Element, das sie vertritt, zum Ausdruck kommen; darf sie nicht als Poetin dargestellt werden, die in die Saiten greift, wie etwa die Sappho, sondern als die ernste, strenge Göttin der philosophischen und politischen Wissenschaft.

Ebensowenig darf die Muse Urania mit dem Globus in der Hand, auf den sie mit dem Zeiger hindeutet, an die Venus Urania erinnern. Sie ist nicht Vertreterin der himmlischen Liebe, sondern sie ist Vertreterin der himmlischen Wissenschaft, darf immer nur mit dem Ausdruck ernster Würde dargestellt werden.

Zu einem voluptiösen Abandon der Toilette und Stellung eignen sich nur zwei der Musen. Es sind: Terpsicore, die Muse des Tanzes, und Erato als Vorsteherin der erotischen Gesänge. In letzterer Eigenschaft muss sie ein Bild vollendeter Harmonie sein, an dem sich Alles mit bewunderungswürdigem Accord bewegt: die Hand, der Fuss, der Gesang, die Physiognomie, so dass sie alle Sinne gleichzeitig verführt und bezaubert. Nur diese beiden Musen tragen Rosen und Veilchenkränze, die anderen den Lorbeer ohne Schleier. Die Thalia und Melpomene als Musen der Tragödie und Komödie hingegen sind verschleiert und zwar tragen sie auf polichromen Bildern grüne Schleier. Die dritte Muse, welche den graziösen Dienst des Tanzes mit versah, war die Polyhymnia, als Vertreterin der Pantomime und Erfinderin der mimischen Sprache. Dargestellt in ein einzig duftiges Gewand gehüllt, mit dem Zeigefinger auf den Lippen, zeigt sie den Menschen die Natur der Götter an durch das alleinige Mittel der Form und der Allegorie. Sie ist die Muse der Fabel und der mythischen Pantomime, denn die alte Geschichte war mythische Metamorphose. Polyhymnia warf über die Mythologie den Schleier, den nur die Eingeweihten heben durften, präsidirte daher der mysteriösen Religion.

Alle übrigen Musen trugen die Vestis talaris und waren würdige, feierlich-schöne Gestalten.

Im Timpanon des Sonnentempels zu Baalbeck sehen wir Apollo auf einer Quadriga dahinstürmen, vor ihm die Morgenröthe Blumen streuend, hinter ihm die neun Musen in feurig-tanzender Bewegung ihm folgen.

Diese von den Römern später benutzte Auffassung war durchaus

ungriechisch. Im Tempel zu Delphi stand Apollo als Führer der Musen allein und die neun Musen bildeten hinter ihm einen geschlossenen Halbkreis, doch derartig, dass jede in der ihr eigenen Charakteristik und Stellung ein isolirtes Bild abgab. Später, als man es vorzog, Apollo in die Mitte der Musen zu stellen, unterdrückte man eine derselben, die Muse des Flötenspieles, und repräsentirte nur acht.

Der Pronaos war bedeckt. Suidas nennt eine mit Skulpturen gezierte, in Vierecke zerfallende Decke eine Lacunar-Decke; der modernere Ausdruck dafür ist eine cassetirte Decke. Das Lacunar der Griechen war bei einfachen und geschlossenen Tempeln von Holz, bei Prachttempeln jedoch von derselben Steinart wie die Säulen und die äusseren Theile des Baues, in Delphi daher von parischem Marmor. Die oberen Theile der Holz-Lacunare wurden mit herabhängenden Rosetten geschmückt; die horizontalen Flächen mit Sternen — die perpendikulären Flächen hingegen mit Mäandern und anderen Ornamenten bemalt, derartig, dass die rothe Farbe vorherrschte. Der Marmor behielt jedoch seine natürliche Farbe bei. Das Lacunar zu Delphi war ganz aus geformten Steinen zusammengesetzt, welche sich gegenseitig stützten, indem sie in einander eingriffen. Ein Verband der inneren und äusseren Architrave war jedoch nöthig, um eine regelmässige Disposition des Lacunars zu erhalten, welches den ganzen Umfang des Perystils bedeckte. In den Seitenperystilen waren die Querbalken nicht lang, sie enthielten nur fünf Doppellacunare; im Pronaos hingegen zehn. Es gab eine den Tempeln eigenthümliche Composition der Lacunare, deren Form gewöhnlich den ganzen Bau gleichmässig durchzog. Nur der Tempel des Apollo Epikureo in Arkadien bot den Anblick eines Lacunars, welches in verschiedene Formen zerfiel.

Zu der Schönheit eines griechischen Tempels gehörte es ferner, den Fussboden möglichst in Uebereinstimmung mit der Decke zu bringen. Beide mussten von demselben Grundsatz diktirt, in demselben Geschmack ausgeführt sein. Zu einer cassetirten Marmordecke bildete der in die Quadrate eines Schachbrettes getheilte Mosaïkfussboden von weiss und schwarzem Marmor das passendste Seitenstück. Man nannte ein solches aus viereckigen Steinchen geformtes, Quadrate nach allen Richtungen hin bildendes Mosaïk, welches sich in die verschiedensten Dispositionen von weissen und schwarzen Mustern bringen liess: ein

Tessellatum. Es ist dies die ursprünglichste, aus dem pavimentum barbaricum entstandene Form des Mosaïks. Da die Cella bedeckter griechischer Tempel jedoch stets aus Holz gebildet und derartig dekorirt war, dass die Farben Roth und Gold vorherrschten, so wählte man auch zu dem Fussboden der Cella verschiedene colorirte Compartimente, eine Vorschrift, die noch heute in Geltung ist. Bei offenen Hypäthraltempeln, wo jede Beziehung zu der Decke wegfiel, zog man es vor, den im Pronaos und im Perystil angebrachten weiss und schwarzen Marmor beizubehalten, aus welchem man auch opus a figure schuf. Derartige Figurenmosaïke, in welchen Embleme, Blumen, Früchte, Thiere und Menschen, auch Medaillons mit Götterköpfen vorkamen, waren gewöhnlich im grossen Massstabe vor der Statue in der Cella angebracht.

Ein einziges Figurenmosaïk griechischer Tempel ist erhalten: eingerahmt von einer doppelten Greca, stellt es Tritonen dar, welche einen Schild halten; es befand sich im Tempel des olympischen Zeus zu Agrigent. Der Mosaïkfussboden des Hauptschiffes konnte jedoch niemals ein einziges Gemälde bilden, wie es bei Deckenmalereien der Renaissance-Periode der Fall war, sondern zerfiel immer in verschiedene Darstellungsmotive und verschiedene Formen.

Cella.

Ueber das Innere des Hauptschiffes besitzen wir Vasenbilder. Aus ihnen ist ersichtlich, dass der breite mittlere, durch ein Podium erhöhte Theil sich bis in das Allerheiligste der Cella erstreckte. Auf ihm befand sich im Centrum der von einem netzartigen Schleier bedeckte Omphalos, dessen ich schon früher erwähnte. Jeder griechische Tempel schliesst am äussersten Ende mit einer gewölbten Absis ab. Die Absis war einfach durch zwei Halbsäulen, auf denen Tripoden standen, abgegrenzt. Vor der Absis im Sacrarium war eine Aedicola errichtet, unter welcher Apollo als Sonnengott stand. Die Statue war von massivem Golde; das Haupt von drei Strahlen umflossen, hielt Apollo in der einen Hand den Scepter, in der andern die Weltkugel. In ihm war die Macht des Lichtes potenzirt, denn als Lichtgenius war er der höchste Gott — der Gott der schützenden und verzeihenden Liebe. Dieser einfache Begriff fand hier seinen einfach-edlen, durch keinen Nebengedanken gestörten Ausdruck.

Zu beiden Seiten der Aedicola standen zwei Timiaterien, in paralleler Linie mit den bronzene Tripoden tragenden Halbsäulen. Es waren dreieckige Altäre, an den Ecken mit jonischen Voluten geziert, mit Reliefs dekorirt, welche die drei Horen darstellten.

Die Horen bezeichneten in der Urzeit die Stunden; sie waren die regelnden Göttinnen der circulären Bewegung aller Dinge; in intimster Beziehung zu den Parzen stehend, erhielten sie ihren Namen von der Eintheilung, diese von dem Abschluss aller Dinge. Eunomia, Dike, Irene: Gleichheit, Gerechtigkeit, Ordnung, bezeichneten sie gleichzeitig den Anfang, die Mitte und das Ende, das Keimen, Blühen und Vergehen in der Zeit. Sie wurden nach Art der Charitinnen leicht tanzend dargestellt, die mittlere durch die Armverschlinguugen der zwei anderen festgehalten; doch während die Grazien in die feinsten und duftigsten Schleier gehüllt waren, trugen die Horen Blumen, Zweige und Früchte in den Haaren als Spenderinnen und Administratoren menschlicher Reichthümer. Diese kleinen Räucheraltäre standen nicht auf Stufen, sondern ruhten auf einem Postament: protisi genannt. Wenn bei Festlichkeiten ein ätherischer Duft ihnen entströmte, führten die Tyaden vor ihnen ihre graziösen Bewegungen aus, wobei sie jedoch nie um die Statue herumgehen durften. Auch die hymnenartigen Anrufungen, die das marmorhelle Echo des Tempels laut und rein zum Himmel emportrug, erschallten vor diesen Altären.

Um den imposanten Eindruck eines Hypäthraltempels zu vervollständigen, müssen wir die Kunst mit in Erwägung ziehn, welche die Griechen besassen, ihre Tempel bei festlichen Gelegenheiten zu dekoriren. Der natürlichste Schmuck solch offener Tempel war immer der Pflanzenschmuck. Lorbeer, Oliven und Palmenbäume wurden in grossen Terra-cotta-Gefässen extra im heil. Haine gezogen und gepflegt, um zwischen die Säulen und im Hintergrunde der Apollostatue terrassenartig gestellt werden zu können. Es war einzig schön, den Tempel zu Delphi in einen Naturtempel zu verwandeln, da er zwei Naturwunder enthielt: die vulkanische Erdkraft und den riesigen Lorbeerbaum, dessen Zweige die Pythia erfasste, wenn sie weissagte.

Dieser Baum war ausnahmsweise mit ex-voto-Geschenken und Tänien reich behangen, mit leblosen, doch natürlich befiederten Vögeln der Prophetie besetzt. Zu diesen Vögeln gehörte vor Allem der dem Apollo geweihte Rabe, dessen Töne auf Glück oder Unglück gedeutet wurden; der Schwan, der als Todtensyrene galt, und andere.

Der künstliche Schmuck hingegen bestand im Säulenschmuck, ein Dekorationssystem, welches im heutigen Italien noch seinen prägnantesten Ausdruck findet. Mit rothem Plüsch oder Damast überzogne und mit goldnem Gürtel begrenzte Säulen sind daselbst auch in minder reichen Kirchen ganz üblich. Die Griechen jedoch dekorirten weniger die Säule selbst, als die oberen Zwischenweiten der Säulen, mit kost-

baren, einfarbigen Draperien, goldnen Schnüren und tief herabhängenden Quasten, mit deren Hülfe sie einen üppig-phantastischen Faltenwurf erzielten. An den Säulen wurde höchstens ein goldner oder silberner Blätterzweig mit bunten Bändern befestigt: ein den alt-indischen Tempeln entlehnter Schmuck, wo die Säulen mit goldnen Blätterguirlanden umwunden und Paradiesvögel darauf angebracht waren. Während in Italien jedoch das Auge sich leicht in einem überschwänglichen Dekorationssysteme verliert und Mühe hat, den Gesammteindruck herauszufinden und festzuhalten, herrschte in den griechischen Tempeln durchweg Einheit der Form und Einheit der Farbe, so dass auch auf das wenigst kunstsinnige Auge der Totaleindruck seine überwältigende Macht ausübte. Die griechischen Tempel waren wie die orientalischen: Gebetshallen, weil sie Schönheitshallen waren. Im Alterthume war die Religion an die Schönheit geknüpft, denn das Schöne beruhigt, das Schöne besänftigt, das Schöne begeistert.

Der Delphische Gott sprach zu den Menschen mit Feuerzungen, einmal durch das Orakel, welches helfend und rathend in das Getriebe der Menschen eingriff, doppelt jedoch durch den Hauch reiner Göttlichkeit, der durch die Tempelhallen wehte, die Himmelsahnung in den Seelen reifen liess.

Dach.

Das Frontispicium bestimmte die Form des schräg abfallenden Daches und umgekehrt das griechische Dach die Form des Frontispiciums. Die Dächer wurden mit Ziegeln von Kreide, Terra cotta oder Marmor bedeckt, und zwar mit Flachziegeln und spitzen Ziegeln. Die Flachziegeln waren zwei Fuss breit und drei Fuss lang; die spitzen Ziegeln eben so lang, doch $1/3$ schmäler.

Diese zwei Arten Ziegeln wurden in alternirenden Reihen angebracht, die Extremitäten jeder also gebildeten Doppelreihe mit Endornamenten geschmückt und befestigt. Die Lateiner nannten diese Endornamente: Antefixae; sie waren von Dibutades, dem Schöpfer der ersten plastischen Werke erfunden, aus sich entfaltenden Palmen oder Lotosblättern gebildet und gewöhnlich nur an den Traufseiten der Dächer angebracht. Zierten sie jedoch auch den First des Daches, so waren sie beiderseits ornamentirt, da sie von beiden Seiten gesehen wurden. Die Ziegeln von Terra cotta waren gewöhnlich bunt glasirt und in den verschiedensten Farben prangend; es ist daher anzunehmen, dass der Tempel zu Delphi mit Marmorziegeln gedeckt war. Die Römer, welche die Antefixae ebenfalls aus Terra cotta fabricirten, gaben ihnen die Ge-

stalt von Götterköpfen und menschlichen Figuren, die Griechen nur in den seltensten Fällen. Beide Völker stimmten darin überein, Eck-Antefixae bei tempelförmigen Grabmälern anzubringen, Grabstelen mit Mittel-Antefixen zu bekrönen. Die griechischen Rundtempel: der Monopteros und der Peripteros waren stets ringsum mit Antefixae verziert; der kleine Rundtempel: Tolos genannt, mit Spitzenzacken, die Vitruv: harpaginetuli nennt.

Ferner sehen wir an den Dächern der griechischen Tempel an den Traufseiten Löwenköpfe sehr zahlreich angebracht. Diese Löwenköpfe dienten dazu, das herabfliessende Regenwasser aus den Dachrinnen wegzuleiten, welches nur an den Seitenwänden seinen Abfluss finden durfte, niemals an der vorderen oder hinteren Façade. Gewöhnlich correspondirten zwei Löwenköpfe mit einer Metope; auch unter der Blätterdekoration der Säulenkapitäle finden wir sie wieder, was keinen anderen Grund hat, als die Einheit der inneren und äusseren Dekoration festzuhalten.

Heiliger Hain zu Delphi.

Der heilige Hain, welcher sich von drei Seiten um den Tempel zu Delphi herumzog, erinnerte in keiner Weise an die urthümlichen geheiligten Wälder, da die Kunst in ihm vorherrschte. Ganz Griechenland, die Inseln, sämmtliche Colonien und ein grosser Theil Asiens steuerte zu dem Schmuck des Tempels bei und sandte kostbare Geschenke, für welche Raum geschafft werden musste. Das Hauptgeschenk bildeten Statuen, von denen Nero allein 400 nach Rom überführte. Diese Statuen waren, so weit es der Raum gestattete, an beiden Seiten des äusseren Perystiles untergebracht. Die anderen, deren Zahl im Laufe der Jahrhunderte sich stets vermehrte, wurden im heil. Haine, gebildet aus Oliven, Palmen und Lorbeerbäumen, aufgestellt. Man errichtete desshalb einfach gewölbte Nischen und kleine tragbare Tempel von den verschiedensten Formen, welche die Statuen zu schützen, die Tropengewächse abzugrenzen und zu gruppiren bestimmt waren. Bei den Prozessionen war es orientalische Sitte gewesen, die Statuen auf heiligen Gerüsten herumzutragen, welche in Form eines Tempels, geschnitzt, von Menschen und Thieren gezogen wurden. Diese Sitte ahmten die auf Eroberung ausziehenden Colonisten und die wandernden Stämme nach. Je prachtvoller sie nun diese Gerüste zu schmücken vermochten, desto gewaltiger war der Eindruck, den sie auf die Urbewohner eines Landes machten. Die Aegypter nannten diese heiligen Gerüste: Plaustri; die Griechen: Thense. Es waren vierräderige Wagen mit Intarsiaturen

von Gold, Silber und Elfenbein, auf welchen eine flache Marmor- oder Metallplatte die Basis des Tempels ausmachte. Darüber bildeten zwei oder vier Säulen mit ägyptischem oder griechischem Dach gedeckt eine Cella, in welcher die Statue stand. Inwendig war die Aedicola mit kostbaren Stoffen behangen, bei langen Wanderungen auch ganz mit Leinwand geschlossen. Kleine Tempel ohne Wagen stellten die Griechen auch im Penetrale ihrer Häuser auf; sie hiessen alsdann Lararium und dienten den Statuen der Dei Lari als Schutz. Jede Familie hatte ihren Zeus domestico oder Apollo domestico, oft sogar mehrere Hausgötter, mit Altären, auf denen Blüthen, Wein, Milch, Salben, Weihrauch, selbst Lämmer geopfert wurden und vor denen grosser Luxus an Vasen, Blumen, Candelabern, Lampen und bunten Glaskugeln entfaltet wurde.

Das Auge war an diese kleinen Tempel gewöhnt; man liebte sie, denn man hatte vor ihnen gebetet, den Göttern gedankt, eine Welt reicher Gefühle vor ihnen niedergelegt. Kleine Tempel mit Statuen gehörten daher zu den üblichsten Weihgeschenken für den Delphischen Apoll. Waren sie von Silber und so klein, dass man sie in der Hand tragen konnte, so hiessen sie Tesori — es waren Tempelmodelle, die die Götter selbst oft hielten. Rundtempel mit zeltartigem Dach und Zackenspitzen ringsum für weibliche Gottheiten, hiessen: Tolos; Nischentempel hingegen waren an drei Seiten geschlossen, um mehrere Statuen aufstellen zu können, die Nischen gewöhnlich vergoldet, denn nur den höchsten Gottheiten wurden Nischentempel errichtet.

Denkt man sich all' die kleinen Tempel nun graziös und prachtvoll dekorirt, in Blattvertiefungen gestellt, oft auch inmitten eines kleinen Sees, von heiliger Stille umgeben, so wird man begreifen, welch poetischer Zauber den Tempel zu Delphi umfloss; wie jene kleinen Tempel sich insbesondere zu einsamen Gebeten liehen, zu denen der Drang in jeder Menschenbrust vorhanden ist; denn das Gebet in seiner erhabensten Form ist Weltflucht und Absorption in das Ausserirdische.

Die Blüthe des Orakelwesens aller Zeiten wird an den Tempel zu Delphi geknüpft; dies ist insofern eine Wahrheit, da er als Weisheitstempel dastand, dem die Musen als Kariatyden dienten. Kunst und Wissenschaft sind im Leben oft streng geschieden. In Delphi waren sie vollkommen geeinigt, einen Zweck verfolgend, einem Gotte huldigend, einen Ruhm erstrebend — den Namen Delphi mit unauslöschlichen Zügen in das Buch der Geschichte zu zeichnen.

Die Trophoniushöhle in Griechenland.

Institutionen, welche ihrem Verfalle entgegengehen, werden, ehe sie ins Lächerliche herabsinken, entweder tragisch oder fürchterlich. Je mehr sie den Charakter des Göttlichen getragen haben, desto intensiver ist ihre Scheu ins Komische zu sinken, desto instinktiver gerathen sie ins Abschreckende hinein. So geschah es mit dem Orakelwesen in Griechenland. Die Menschheit sank und mit ihr das Gottesbewusstsein, die Gotteskraft im Individuum, selbst die Hoheit der olympischen Götter. Das chthonische Element gelangte sowohl im Mysterien- wie im Orakelwesen mehr und mehr zur Herrschaft; während in ersterem jedoch Götterdämonen Triumphe feierten, waren es im zweiten Menschendämonen, welche durch die Pforten der Tiefe, über Leichname und Bilder des Entsetzens schreitend, den Weg in das geschlossne Heiligthum der alten Naturoffenbarung suchten. Der antike Gründer solch' infernaler Orakel war Trophonius, der, vom Apollinischen Geiste unberührt, als Repräsentant des jüngeren Heidenthums dasteht, welches die Divination durch unerlaubte Mittel und die Geheimnisse der Infernalität erzwingen wollte.

Es heften sich an seine Persönlichkeit viele Fabeln; die wahrsten Berichte von ihm finden wir in der Geschichte der Baukunst, welche ihn sowohl wie seinen Bruder Agamedes als tüchtige Baumeister bezeichnet. Beide gehörten der Urzeit an, lebten 200 Jahre vor dem Untergang Trojas, etwa 1600 vor Christi. Die Blüthezeit des Trophonius-Orakels fällt jedoch mit der Delphis zusammen und bis in die Verfallzeit Roms hinein bewahrte es seinen urthümlich ihm gegebenen chthonischen Charakter. Trophonius und Agamedes waren Söhne des Erginus, Herrschers von Orcomenien und errichteten in ihrer Jugend höchst kunstvolle Tempel und Wohnungen, z. B. den Tempel des Neptuno Equestre bei Mantinea aus Eichenholz, wie den vierten Delphischen Steintempel. Zu dunkler Berühmtheit gelangten beide durch den Bau der Schatzkammer des Minyas, ein domartiges Kuppelgewölbe, welches sie derartig construirten, dass sie des Nachts unvermerkt einen

Stein herausziehen konnten, um zu den Gefässen voll Gold und Silber zu gelangen, welche den Schatz des Minyas bargen. Der König erstaunt die tägliche Abnahme seines Schatzes bemerkend, während alle Schlösser und Siegel unversehrt blieben, gab Befehl, Netze über die Gefässe zu weben, um der Diebe habhaft zu werden. Agamedes der Voraneilende verfing sich unrettbar in diesen Netzen, wesshalb Trophonius, um als sein Bruder nicht erkannt und als fürstlicher Dieb nicht gebrandmarkt zu werden, ihm den Kopf abschlug und die Flucht ergriff. Dieses tragische Ereigniss, welches wiederum den Beweis liefert, wie oft ein Verbrechen ein grösseres in unvermeidlicher Folge nach sich zieht, machte seinem Berufe als Baumeister ein Ende und metamorphisirte ihn in einen Orakeldämon voll dunkler Sühnideen und Todesvorstellungen.

Verheimlichte Verbrechen schaffen Menschendämonen. Sie umnachten das Gedankensystem, jagen das Gespenst der Furcht in die angstdurchwühlten Seelentiefen, verwandeln das ganze Leben in eine grosse, mit Geschick durchgeführte, mit unheimlichem Lichte übertünchte Lüge. Der maskirte Verbrecher will Gutes thun und gut scheinen; ihm fehlt jedoch die natürliche Inspiration, die nur aus einem reinen Gemüthe und einem gotterleuchteten Gedanken strömt; nothgedrungen greift er daher zu einer künstlichen, die seinem Thun den Stempel der Undeutbarkeit aufprägt, es in Widerspruch mit seinem Selbst stellt, es als etwas Räthselhaftes erscheinen lässt. Wird dieses Räthselhafte im Wirken der Menschendämonen nun in Connex gebracht mit dem Unbegreiflichen in der physischen Welt, so entsteht der ächte Typus eines von Infernalität durchwehten Geistes, wie Trophonius es war. Seine Geschichte verschmolz fortan mit der sagenhaften des Königs Hyriéus, der einst nach Lebadea in einen Wald floh, daselbst von einem plötzlich entstandenen Erdschlunde verschlungen worden war. Lebadea lag in Böotien, dem vielstimmigen Lande der Göttersprüche, dem ältesten Sitze der Mantik.

Hier gründete Trophonius ein Schlundorakel, in welchem er mysteriöse und bizarre Antworten, gleichsam der Hölle entnommen, wortlos durch Bilder und Visionen verkündete. Solche stets im Walde gelegene Schlundorakel wurden Anfangs in Tropfsteingrotten ertheilt; später in souteränen Gewölben, welche die Natur geschaffen hatte, die von Orakelvorstehern in einen complicirten Tiefhöhlenbau umgestaltet wurden. Den Eingang in derartige Schlundorakel bildete das Nympheum, ein kleiner idealer Tempel, der direct in andere Felsengrotten leitete. Das Nympheum hat seine eigentliche Geschichte voll Poesie und Religion in Griechenland; die Zeit seines Verfalls beginnt im üppigen

Rom, wo der Begriff Nymphe in Orgiennymphen und Höllennymphen ausartete.

In Griechenland gab es etwa 3000 Nymphen, welche eben so phantastische als reizende Nymphenchöre bildeten, in deren Verbande sich asiatische Sitten wiederfanden. Die Hellenen betrachteten sie ursprünglich als Seelen der Verstorbenen, denen sie Wein, Milch, Honig und Oel opferten. Als die Religion sich materialisirte, sanken sie zu idealen Naturbildern der Schöpfung herab und es entstanden Luftnymphen, Erdnymphen, Wassernymphen, zu denen die Nereïden im mittelländischen Meere gehörten, die Najaden bei Fontainen, die Potamiden bei Flüssen, die Limnaden bei Seen und Teichen. Oreaden und Orestiaden waren Bergnymphen, Dryaden und Hamadryaden: Waldnymphen, Melien und Lisnoniaden: Wiesennymphen. Zu den Jagdnymphen gehörten ausser den Diana-Nymphen die Bacchantinnen und die Furien; Sirenen hingegen im thyrrenischen Meere an den Küsten Italiens waren Gesangnymphen, gehörten zu der Klasse der Venusnymphen. Keuschheit bildete den Hauptzug im Charakter des Nymphenwesens, obgleich alle jung und schön waren, sich grosser Unabhängigkeit erfreuten, mit Ausnahme der Diananymphen die Berechtigung hatten, sich zu verheirathen oder in freier Liebe sich hinzugeben. Ihren ächt weiblichen Tugenden verdankten sie allein die Ehre, dass man ihnen die Kindheitspflege der Götter anvertraute, wie wir dies aus den Bacchos-, den Apollo- und den cretensischen Zeus-Mythen ersehen, in welch' letzteren die Kyklopennymphen Adrastea und Ida als Erzieherinnen des Gottes galten; es zeugt von hoher Weiblichkeit, die Tugenden der Mutter zu besitzen, ohne je geliebt zu haben. Zwei heilige Naturgefühle: die Liebe zur Gottheit und die Liebe zur Freiheit, ersetzten den Nymphen den berauschenden Venustaumel. Wie Spottvögel der Liebe hausten sie auf Bergesrücken und in Waldesgrotten, den ewig monotonen Klang des Echorufes sich in spielender Unschuld zuwerfend, die fieberhaften Variationen der Liebe darüber vergessend. Die Nymphen kannten nicht das Amazonengefühl sich zu vertheidigen, doch das erbebende Gefühl der Jungfrau, die sich zu entheiligen fürchtet. Weibliche Scheu war so instinktiv in ihnen, dass sie das vegetative Pflanzenleben, die Starrheit des Felsens, die Metamorphose in irgend ein Naturbild dem Hauche irdischer Leidenschaft vorzogen.

Das Weltgewühl fliehend, stellt sie uns daher die griechische Kunst meistens vereinsamt dar, unter Felsenwölbungen mit Muscheln spielend, Schilfkränze und Korallenzweige in den Haaren, an der Quelle träumend oder in Gruppen ein phantastisches Gefolge anderer Gottheiten bildend,

wie die Oceaniden, die den Zug der Europa durch das Meer geleiten; nie jedoch sehen wir sie wie die indischen Luftnymphen in fast unmöglichen Körperverschlingungen die tiefsten Geheimnisse der Sinnlichkeit verrathen oder als Fackelträgerinnen über den Gewässern mit gluthgeschwängertem Lichte ihre eignen Reize enthüllen.

Man muss den Charakter der Keuschheit und Reinheit des Nymphenthums festhalten, um den einfach-heiligen Bau des griechischen Nympheums zu verstehen. Das Nympheum der Urzeit war eine fabelhafte, durch Moosbildungen und Wassergefälle dekorirte Höhle, für aussermenschliche Wesen bestimmt, wie eben die Nymphen, die Satyrn und Panisken es waren. Die Kunst entwickelte diese Höhlen in reizende Rundtempel von weissem Marmor, deren Mittelpunkt stets eine springende Fontaine oder ein Wasserbecken bildete, an dessen Rändern grünes Blattwerk in üppiger Fülle prangte, welches den Statuen jungfräulicher Nymphen zum Piedestal diente. Wie stumme Träumerinnen, mit einer Wasserschaale in der Hand, schienen sie dem Blättermeere zu entsteigen, beglückt die reine Marmorluft zu athmen, dem Krystallwurf sprühender Gewässer zuzusehn. Nicht alle Nympheen waren bewohnt; die Cythéroniden z. B. auf dem Berge Cythéron in Böotien dienten theils zur Sammlung, zur Ausübung mysteriöser Cultushandlungen, theils den Venusymphen zur Wohnstätte. Auch Hochzeitsceremonien und Feste wurden in ihnen gefeiert, wesshalb man phantastische Marmorsitze hin und wieder anbrachte, welche orientalisch dekorirt zu Zeiten Farbenpracht und asiatischen Luxus von Draperien auf die Nympheen übertrugen. Aus ihrer ganzen Construction ergab es sich, dass sie dem Wanderer als Erfrischungsorte dienen konnten, welcher Nutzanwendung sie ihre Uebersiedelung nach Rom verdankten, wo jeder reiche Villenbesitzer als Epikuräer auch ein Nympheum besass. Diese ihre Verpflanzung in die Gärten vornehmer Römer benahm ihnen selbstverständlich den Charakter der Heiligkeit, verwandelte sie in Luxustempel, die mit Flachreliefs, Statuen, schwebenden Gestalten, Medaillons und kostbaren Mobilien überfüllt, zu Pflanzstätten der Libertinage herabsanken, von den Verehrerinnen der Venus Pandemos und der Lubentia besucht wurden.

Das Nympheum, welches der Trophoniushöhle zum Eingang diente, war jedoch kein derartiges, sondern ein griechisches Waldnympheum voll einfacher und strenger Schönheit. Die in ihm vertretnen Pflanzen waren: der Taxus und die Myrthe, ein heiliger Baum, welcher von jeher mit Tod und Unterwelt in Verbindung gesetzt wurde. Schon in Creta trug man bei Festlichkeiten einen 14 Meter langen Myrthenkranz

herum, welcher der Sage nach die Gebeine der Europa enthalten sollte. Dargestellt waren nächstdem die das düster-chthonische Element verrathenden Danaïden als Quellnymphen, in deren bodenlose Urnen zwölf versteckt angebrachte Wassergefälle mit ewig monotonem Klange fielen, sich inmitten des Baumwuchses unterirdisch verloren. Trophonius und seine Nachfolger bewohnten dieses Nympheum nicht; da sie von der Tiefe verschlungen gelten wollten, wagten sie sich als Orakelvorsteher nie mehr an die Oberfläche der Erde; es galt vielmehr für die Behausung des Agathodämon, des Genius des guten Glückes, bei welchem die Orakelfrager neun Tage zu verweilen hatten, um ihr Gemüth für das Aussergewöhnliche vorzubereiten, sich dem Schutze eines guten Geistes anzuempfehlen.

Agathodämon hiess der schwebende Genius über altägyptischen Tempelportalen, welchen die Orphiker als ein Symbol der Gottheit selbst betrachteten. Es bestand bekanntlich aus einer Kugel, der die Kugel umfassenden Königsschlange Uraeus und zwei das Ganze idealisirenden und beschattenden Flügeln. Die Kugel repräsentirte das Antlitz Knephs — des Urlichtes, der verborgnen Gottheit, die die Welt trägt und hält, sich in der Zeit im grossen lebendigen Ringe der Schlange als Fatum offenbart. Die Schlange — Symbol der Zeit, rollt sich auf als Weltjahr, in dessen Mitte die göttliche Providenz waltet und welches beflügelt in die Ewigkeit hinübergleitet. Der orphische Gott, als dreiköpfige, beflügelte Schlange gebildet, hiess jedoch nicht Agathodämon, sondern Phanes — der Ewige.

Der in das Nympheum Eintretende hatte vor allem den Zweck seines Kommens anzugeben; dann wurde ihm während der Vorbereitung eine weisse Tunika angelegt und weisse Bandstreifen an die rechte Schulter geheftet — ein Sühncostüm, wie es Orestes von Furien umgeben im Apollotempel zu Delphi auf Vasenbildern trägt. Die Zeit wurde mit Expiationen, Thieropfern, deren Eingeweide die Haruspizen untersuchten, und Waschungen im Fluss Herkinas ausgefüllt.

Dreizehnjährige Knaben: Hermen genannt, rieben den ganzen Körper des Sühnenden mit Oel ein, um himmlische Kräfte auf ihn herabzuziehen; führten ihn alsdann tiefer in die Grotten hinein, wo zwei Quellen: Lethe und Mnemosine flossen, aus denen er trinken musste, auf dass profane Gedanken in ihm erstarben und heilige Gedanken in ihm erwachten. Erst in den letzten Tagen wurde er vor die Statuen des Trophonius und der Quellnymphe Herkina geführt, um vor ihnen zu beten. Erstere soll an Grösse und Schönheit nur von der des olympischen Zeus von Phydias übertroffen worden sein; die

Herkina galt als Tochter des Trophonius; sie trug einen Schlangenstab als Zeichen der magischen Kraft, ihr Name bedeutete: Göttin der Schattenwelt und fiel sie in dieser Eigenschaft mit der Kora zusammen. Beiden Göttinnen war eine Gans geheiligt, die sie verfolgt und unter einem Felsstücke hervorgezogen hatten, wobei die Quelle Herkyna entdeckt wurde. Am neunten Tage fand zu Ehren des Agamedes das Hauptsühnungsopfer: Criobolia genannt, statt; ganz in der Art der Taurobolien, nur mit dem Unterschiede, dass statt eines Stieres ein Widder geschlachtet, der Neophit innerhalb der Grube mit dessen Blute begossen wurde. Unmittelbar nachher führten ihn die Hermen zum nächtlichen Bade, zur Quelle Herkyna zurück, wobei in der Grotte angebrachte Harzfackeln ein schauerliches Licht umherwarfen. Ganz in Schleierlinnen und in ein Purpurgewand gehüllt, stieg er jetzt eine Tiefenleiter hinunter zu einer konisch ausgehauenen Höhle, wo seine Hände mit Lanzen und Honigkuchen für die in der Tiefe hausenden Schlangen bewehrt wurden. Alsdann liess man ihn allein, befahl ihm sich zur Erde zu legen, die Füsse nach einer im Hintergrunde angebrachten Oeffnung zu wenden. Durch diese Oeffnung ward er gleichsam wie von einem Stromwirbel erfasst, mit Kraft und Schnelligkeit in eine dritte Höhle hinabgezogen, die mit stark riechenden, das Gehirn verwirrenden Essenzen geschwängert schien. Begleitet war dieser Höllenschub von einer künstlichen Erschütterung, die man durch meteorische Eisenmassen und durch lärmende Schlaginstrumente hervorzubringen pflegte. Die rasselnde und klappernde Taumelmusik Phrygiens hatte sich aus dem Kybeledienst auf fast alle Geheimculte übertragen; derlei Erschütterungen fanden auch am Trauerfest Epachthes in den Höhlengemächern der Demeter Achäa statt. Die meisten der in die Trophoniushöhle Tretenden glaubten aus diesem Krach eine Todesbotschaft herauszuhören; der Zweck desselben war jedoch ein anderer. Man wünschte den Ankömmling zu betäuben, durch die Besinnungslosigkeit einer langen Ohnmacht der Erdoberfläche gänzlich zu entrücken, geisterhaft an die Enthüllungen des Schlundorakels zu bannen, welche ihm in schwer deutbaren Bildern vorgeführt werden sollten. Es herrschen über das Trophoniusorakel sehr falsche Vorstellungen, hervorgebracht durch malende Künstler, welche ihrer Phantasie hier frei den Zügel schiessen liessen, was sie um so mehr versucht waren zu thun, da kein Buch existirt, welches bestimmten Aufschluss über dies Höhlenorakel giebt. Wenn es existirte, würde die Wahrheit aus ihm auch nicht zu erfahren sein, denn wie das Mysterium der Göttlichkeit ewig unergründlich und unergründet bleibt, so bleibt auch das wahrhaft

Dämonische immer räthselhaft und unenträthselt, was hier um so mehr der Fall war, da die vorgeführten Bilder in wechselnder Erscheinung vorüberzogen und auf die spezifisch gestellte Frage des Fragestellers Bezug hatten. Moritz von Schwind in München zeigt uns die Trophoniushöhle mit bläulich zuckendem Lichte erleuchtet, Otterngezücht und fabelhaftes Gewürm von allen Seiten heranschleichend, während gespenstische Schattengestalten voll drohender Bewegungen dem Fremdlinge sich nähern. Dies Bild beruht auf einer hekatischen, der schwarzen Magie entlehnten, ganz falschen Vorstellung. Schlangen, Eidechsen und sonstige Höhlenthiere waren die unvermeidlichen Begleiter des Trophonius-Orakels, da sie Höhlenbewohner sind; man bewaffnete daher den Eintretenden gegen sie, doch es lag keine Absicht vor, denselben in persönlichen Contakt mit Thieren und Gespenstern zu bringen; man wünschte im Gegentheil seinen Geist frei zu halten für die physischen Eindrücke, welche der unerbittliche Dämon voll Grausamkeit zu schaffen wusste, für die bizarren Antworten, die er orakulös verkündete.

Es gab im Alterthume eine infernale Communion, wobei ein Kind geschlachtet wurde; es gab auch ein infernales Orakelwesen, bei dem die Geister der Vernichtung präsidirten. Nun entsteht die Frage: was ist Infernalität? Infernalität ist: Entstellung der Wahrheit, feindlicher Doppelsinn, geheimes Manövriren, versteckte Drohung, Furcht erweckende Undeutbarkeit, räthselhafte Verkündigung des Unglücks. Wenn das Wort oder das Bild das ist, was es sein soll, so muss es das innerste Wesen, die Idee der bezeichneten Sache ausdrücken. Die Wahrheit allein beruhigt, denn sie ist ein Ausfluss der Gottheit. Ironie ist immer Dissimulation, Satyre ist immer eine Vermischung des Göttlichen mit dem Infernalen, Unklarheit erzeugt immer Verwirrung der Begriffe, Zweifel sind immer Ruin des Glaubens und der Wissenschaft. Infernalität tödtet nicht physisch, sondern moralisch; sie tödtet das Höchste, was der Mensch besitzt: das Sicherheitsgefühl, das ruhige Vertrauen, die Ueberzeugung selbstgestählter Kraft, das innere Gottesbewusstsein. Pythagoras erfand für diese höchsten Güter das Wort: Katharsis — es bedeutet: Gleichgewicht in der geistigen Haltung des Menschen. Derjenige, in dem Alles wankt, der sich an Nichts mehr anklammern kann, ist rettungslos verloren; die Besonnenheit des Handelns fehlt ihm, er fällt dem Irrthum, der Sünde, dem Verbrechen anheim. Der also Zerfallne wird oft reif zum Bruch mit dem Schicksal, fähig zu jedem Aeussersten durch seine Schwäche, innere Erregung und Verwilderung. In diesen Zustand versetzte Trophonius die Menschen nicht mit Hülfe der Goëtik, sondern mit Hülfe einer

infernalen Politik. Die Orakeltempel des Alterthums waren, selbst wenn sie nicht vom Staate eingesetzt und geschützt wurden, wie das Orakel zu Delphi, Pflanzstätten der Diplomatie, wo eine die Herrscher der Nationen wie die Völker umfassende, oft sehr gefährliche Geheimpolitik getrieben wurde. Trophonius war kein Orakelgott, sondern ein Orakeldämon. Das Dämonisch-Menschliche in höchster Potenz wird durch expansive Thätigkeit gesteigert zu einer infernal politischen Kraft. Trophonius, als eine im Hintergrunde der Erscheinungen webende Macht gefasst, herrscht blind und mit eisernem Willen über die Menschheit durch Drohungen, Elemente des Schreckens, Erpressungskünste, visionäre Furchtgespenster, womit er reine Seelenspiegel trübt, die Erschrocknen bewusst oder unbewusst zu Werkzeugen seiner diplomatischen Gewaltakte macht. Er selbst verborgen weiss das Verborgne, weil er es krampfhaft aus verborgnen Gedankentiefen herauszutreiben versteht. Er besitzt das Geheimniss perfider Interpretation; die in der Angst und Verwirrung ausgestossnen Worte sucht er nach Belieben zu deuten und für seine mysteriösen Orakelzwecke wieder zu benutzen. Trophonius kennt alle Gesetze und auch die Elasticität aller Gesetze; weiss durch sie erstarrend auf die Menschheit zu wirken, langsam und blutlos zu tödten; blutlos — denn es lebt die Mordscheu in ihm, doch der welkende Hauch des Todes zieht über Alles dahin, was mit ihm in Berührung kommt. Scheinbar das Gute wollend und oft unwissentlich das Gute fördernd, spritzt er es in die Welt wie den Extrakt von Giftblumen, den er sinnverwirrend in die Menschenherzen verpflanzt. Sein ganzes Leben ist der Erschöpfung seines infernalen Ich's geweiht, welches er allein ergründet, der in Furcht gehaltnen Menschheit als dunkles Räthsel zu errathen aufgiebt. Für ihn selbst existirt kein Gesetz; sein einziges Gesetz besteht im Reüssiren, im unskrupulösen Verfolgen geheimer Pläne und geheimer Ziele.

Das auf diese infernal-politische Kraft gegründete Orakel verkündete Trophonius jedoch nicht durch Worte, sondern durch Visionsbilder. Visionen wurden im Alterthume auf zweierlei Art hervorgebracht. Erstens konnte das äussere Sinnesleben durch Expiationen, Ceremonien, Räucherungen und allerhand künstliche Mittel in ein inneres verwandelt werden, so dass auf die Seele eine Art Zwang ausgeübt wurde, ihr selbst die fremdartigsten Phantasmen und Visionen entstiegen. Diese heimlichen Einflüsse: Influenzen, mussten mit den Bestandtheilen des Körpers Concurrenz haben, mussten den vier Elementen entnommen sein, von denen der Mensch ernährt wird.

Zu dem System religiös-scientifischer Sätze, welche in den Samo-

thrakischen Mysterien verdeutlicht wurden, gehörte folgender: Es giebt vier verborgene Kräfte, welche von der Hestia ausstrahlen, der im Mittelpunkt der Erde wohnenden Feuerkraft; diese vier Kräfte sind identisch mit den vier Prinzipien, das heisst: es sind die ideellen Urstoffe der vier Elemente, denen wir unsere Körperform verdanken; in kosmogonischer Hinsicht die ersten Gründe alles Daseins, die die innersten Gesetze unseres Körpers bedingen. Materiell genannt heissen sie: das Feste, das Fliessende, das Aetherische und das Feurige. Ideell genannt heissen sie: Ceres-Hestia, Poseidon, Zeus und Apollo. Wir tragen sie in unserem Körper, wir tragen sie in unsrer Seele vom Feueräther zusammengehalten, denn unsere Seele ist der Weltseele analog gebildet; es sind die vier Penaten der Etrusker, die sie jedoch anders nannten — Pales z. B. das Urwasser; es sind Götter, durch die wir leben und weben, sind und bestehn, Hestia der Feueräther geheimnissvoll darunter waltend.

Der Mensch ist jedoch nicht an die Vierzahl gekettet, sondern an die Dreizahl. Die Drei ist die vollkommene Zahl, das Symbol der Concordia, das Symbol auch der Gesundheit. Apis, der schöpferische Urstier, trägt daher ein Dreieck als Zeichen des Lebens, als Zeichen des Heils an der Stirn. Pythagoras, erhaben in der Kunst zu symbolisiren, erfindet die Ternera, die Dreiheit von drei Einheiten; wählt das fünf Dreiecke bildende Pentagon als Zeichen des Seelenheils.

In Samothrake, wo die Mysterien mehr auf die Natur der Dinge, — als auf Götter Bezug hatten, wurde nun Folgendes geheimnissvoll verdeutlicht: Drei Substanzen müssen im gesunden Körper concordiren, das heisst: gleichmässig walten, die vierte jedoch muss präponderiren. Ebenso müssen in der gesunden Seele drei Gottheiten gleichmässig herrschen, die vierte jedoch muss prädominiren. Die präponderirende und prädominirende Potenz im Menschen soll das Leuchtende sein, der Sonnengott, die Lebenswärme, die die ätherische Bewegung im Körper schafft, der Feueräther, der der Menschenseele geheimnissvolle Flügel webt, empor zu streben. Von dieser Ordnung der Dinge hängt die Gesundheit und die Idealität des Menschen ab. Wird sie verrückt, so kommt der erdenschwere Mensch zum Vorschein, so erstirbt in ihm ein Theil des Göttlichen. Zur Verdeutlichung dieses Mysteriums wurden in der Priesterlehre die verschiedensten Darstellungsweisen benutzt. Unter Anderem wurde dem Axiokersos, dem Feuergott zu Samothrake, ein Stier, als Gott der Kraft gefasst, mit Pomp und unter grossem Ceremonialdienst geopfert; der Ceres-Hestia darauf drei Kühe in einfachster Weise, ohne jedes Gepränge. Immer jedoch musste bei derartigen sym-

bolischen Handlungen die Dreizahl vertreten sein im intimsten Anschluss an die dominirende Vierzahl.

Wenn es nun heisst: Influenzen mussten mit den Bestandtheilen des Körpers Concurrenz haben, mussten den vier Elementen entnommen sein, von denen der Mensch ernährt wird, so ist darunter zu verstehen: alle verborgenen Kräfte im Menschen mussten durch das Geschehene angeregt, in einen gemeinsamen Strahlenpunkt vereinigt werden! Die aktive Kraft im Menschen wie in der Natur ist immer das Leuchtende, die Sonne; sie verleiht innere wie äussere Sehkraft — die bestimmte Vision selbst in dem unbestimmten Gebiete des Geisterhaften.

Nur den Wenigsten gegenüber konnte dieser Ceremonial-Prozess jedoch zu einem Resultate führen. Trophonius wählte daher das einfachere Mittel: durch das plötzliche Hinwegheben eines Vorhanges oder einer schleierartigen Wolke dem Auge ein Visionsbild im unheimlichen Lichte zu zeigen. Visionsbilder sind immer flüchtiger Natur, schwer deutbar, schnell erscheinend und verschwindend; daher geeignet, den Geist in die Region des Ausserirdischen zu stürzen, eine phantastische Gefühlswelt zu erzeugen. Diese Visionsbilder haben wir uns jedoch nicht in der Art unserer heutigen Nebelbilder zu denken; um davon einen klaren Begriff zu fassen, müssen wir vor Allem die innere Beschaffenheit der Trophonius-Höhle kennen.

Ueber ganz Griechenland und den dazu gehörenden Inseln waren Zufluchtshöhlen, sogenannte Kresphygeton verstreut, welche von politischen Flüchtlingen oder Verbrechern als Zufluchtsstätten benutzt wurden. Dies waren oft natürliche Höhlen, oft alte Bergwerke, die sichersten jedoch waren ausgebeutete Steinbrüche. Unterirdische Steinbrüche sind der Conservation von Bausteinen vortheilhafter; ursprünglich nur zum Gewinn von Quadersteinen bestimmt, gestalteten sie sich oft zu einem sehr complicirten Raubbau für die Diebe, welche Baumaterial daraus stehlen und es auf geheimen Wegen und Treppen befördern wollten. Ein solcher labyrinthischer Steinbruch war die Trophoniushöhle der späteren Zeit; schmale und niedrige Gänge leiteten in grössere oft ausgemeisselte Höhlengemächer; hängende Felsen und zerrissne Seitenwände machten mitunter auch grossen behaunen Steintafeln Platz, über denen es leicht war, schnell skizzirte Bilder anzubringen. Bänke von Bruchsteinen waren in den einzelnen Kammern aufgestellt und Treppen von verschiedener Höhe leiteten aus einem Höhlengange in den andern, schliesslich irgend einem Ausgange zu. Die Luft dieser unterirdischen Räume war in den Gängen schwül und drückend, in grösseren Gemächern jedoch gegensätzlich schroff und kalt. Durchweg schwach

beleuchtet, fand eine effective Lichtverschwendung nur in der Nähe der Orakelbilder statt und richtete sich die Beleuchtungsfarbe stets nach der Intensität der Höllenscene, welche auf die grell aufgestachelte Einbildungskraft des Fragenden wirken sollte. Trophonius war ein Verbrecher und sein Seelenspiegel war von Blut getrübt; wann immer er hineinschaute, erblickte er das Bild seines gemordeten Bruders, dessen Blut ihm seine Schuld zurückrief, in dunkler Strömung sich ergiessend, ein schauerliches Nachtstück schuf. Dies Bild lebte so wach in seiner Seele, dass, in das Gewand eines tiefen, geheimnissvollen Dogmas gehüllt, er es für immer mit seinem Orakelwesen, ja mit jedem einzelnen Orakel verflocht, was er ertheilte. Trophonius, der tief in den Schatzgewölben der Erde wühlende, Diebstahl am unterirdischen Thesaurus begehende, seinen Bruder hinschlachtende, wurde gefasst: als der mysteriöse Mauerbrecher, der die Pforten des Grabes sprengt, den Tod bewältigt, um der unsterblichen Seele den entfesselten Flug in höhere Regionen zu öffnen. Dies Bild, trostreich in seiner mysteriösen Deutung, qualvoll erregend in seiner physischen Bedeutung und nur den Wenigsten verständlich, bedingte den Charakter all der Bilder, durch welche in der Trophoniushöhle den Fragenden Antwort ertheilt wurde. Das orakulöse Element war darin an Religionsgeheimnisse geknüpft, welche auf das Leben nach dem Tode Bezug hatten; alle jedoch waren berechnet, ein dunkles Ahnungsgefühl zu erwecken, scheinbar den Höllentiefen entlehnt, unverständlich, peinlich impressionirend. Die Imagination leitet aus dem Endlichen in's Unendliche, aus dem Natürlichen in's Uebernatürliche sowohl als ins Aussernatürliche. Die Imagination streng fesseln, ist daher auch der Anfang aller Infernalität. Die strenge Imagination eines Anderen kann tödtlich auf Menschen wirken. Wenn Jemand einen Gegner lähmen, entsetzen, perhorresciren will, muss er das Schreckensinstrument erst in sich attrahiren, dann mag er es imprimiren und es wird seine Wirkung nicht verfehlen. Es ist dies ein Naturwunder, welches durch das Mittel der Impulsion ausgeführt werden kann. Wie es ungesunde Wasser giebt, die darüber hinfliegende Vögel durch die circuläre Pulsion der Luft in den tödtlichen Abgrund hineinreissen, eben so kann der Mensch in die infernalen Tiefen seiner Seele Andere hineinziehen — den Gesetzen der Attraktion zufolge, welche in der corpusculären Philosophie enthalten sind. Wir Menschen besitzen alle mit Bewusstsein oder nicht die leitende Eigenschaft des Magneten; gleich ihm besitzen wir die Gabe, den doppelten Effekt der Union und der Decomposition hervorzubringen, wenn wir wollen. Alle in der Natur enthaltenen Gesetze spiegeln sich ab in der Sphäre des Geistes. In der Auf-

findung solch verborgener Geist-Gesetze waren die Orakelpriester Meister. Die Kunst des Trophonius beruhte auf dem Wechseleinfluss zwischen Mensch und Mensch. Dieser Einfluss war weder auf Sympathie noch auf Antipathie gegründet, sondern auf Cohäsion. Niemand konnte seinem weithin treffenden, autonomen Willenseinfluss sich entziehn; dies kosmische Phänomen war ihm die versteckte Macht, durch die es ihm gelang, Menschen in ihrer Kleinheit noch zu verkleinern, ihnen das grosse Geheimniss ihrer Schwäche zu offenbaren. Der Götterdämon giebt Kraft und verklärt das menschliche Thun zur Freiheit! Der Menschendämon schmiedet Ketten und füllt das Herz mit Feigheit und Knechtssinn an! Je mehr das Infernale im Dämon zurücktritt, desto mehr wird er Götterdämon; je mehr das Infernale in ihm überwiegt, wird er Menschendämon, tritt er in Opposition mit der Gottheit und dem Göttlichen im Menschen. Daher kommt es, dass ein Menschendämon auf schwache Wesen viel stärker einwirken kann, als auf starke; weil die Kraft, durch den Willen einzuwirken, Grenzen hat; ihre Wirksamkeit durch Widerstreben gebrochen werden kann. Der mit hohem Gottesbewusstsein ausgerüstete Mensch konnte die geschauten Höllenscenen geistig erfassen, ruhig erzählen und ihre Deutung den Priestern überlassen. Der in Aberglauben und Angst befangne Mensch hingegen brach vor dem Anblick dieser infernalen Schlundorakel zusammen, erholte sich von dem gehabten Eindruck niemals wieder; für ihn gab es gar keine Deutung des Orakels, er blieb ohne Weisheit und Kunde, wurde oft düster und schwermüthig, da er des Geschehnen sich nicht anders als mit starrem Schrecken zu erinnern vermochte.

Die widersprechendsten Nachrichten sind über das Orakel des Trophonius verbreitet worden. Alle die es consultirten, behaupteten einerseits Stimmen gehört und andrerseits die Antworten stumm im Bilde geschaut zu haben. Beide Nachrichten sind in Uebereinstimmung zu bringen, wenn wir annehmen, dass die Orakelfrager sich unmöglich allein in diesem labyrinthischen Steinbruche zurechtfinden konnten, daher eines unsichtbaren Führers bedurften, der sie von Bild zu Bild begleitete, ihnen den Weg angab, sie schliesslich zum Ausgang führte. Die neuntägige Vorbereitung der Ankömmlinge lässt darauf schliessen, dass sehr umfassende Vorkehrungen getroffen wurden, um den Fremden vor allen Eventualitäten zu sichern; sonst würde der Ruf des Orakels zu Grunde gegangen sein, sonst hätten die Einkünfte der dabei angestellten Priester sich sehr verringert. Trophonius als Vorsteher und seine direkten Nachfolger sind nie dabei sichtbar gewesen, und zwar aus politisch-religiösen Gründen.

Dämonen und Heroen, welche in den dämmernden Hintergrund der Unterwelt zurücktraten, gingen nach der Vorstellung der Griechen in göttliche Kreise über. Todesgottheiten wurden als Erdkräfte gefasst, als Schlüsselträger und Austheiler guter und böser Gaben. Ebenso galten die Seelen der Urväter als unsichtbare Beschützer. Zu diesen unterirdischen Schutzgottheiten gehörte der Psychopompe: Hermes Chthonius. Er galt als das ordnende, die Masse durchdringende Princip, als Seelen führende Intelligenz, als Geist der Erde. Die Gabe der Weissagung wurde in Griechenland bekanntlich auch als eine Erdkraft betrachtet, die begeisternde Gewalt über den Menschen ausübt. Trophonius fand den Glauben an die elementarische Prophetie und den Glauben an den Hermes Chthonius, an welchen diese geistige Erdkraft geknüpft wurde, ganz ausgebildet vor, als er sein Schlundorakel gründete; zwei Anschlusspunkte, die er mit politischem Scharfsinn zu benutzen wusste. Trophonius, als unterirdisch wirkende Intelligenz verschmolz gänzlich mit dem Psychopompen: Hermes Chthonius; als solcher besass er ziehende Gewalt über die Seelen; rief er fort und fort als ewige Stimme aus der Tiefe, beherrschte er die Kräfte des Abgrunds, wurde er unter mystisch-schauerlichen Gebräuchen den Einen zum wohlthätigen Schlüsselgeber und helfenden Gotte, den Andern zum circeïschen Knotenschürzer, zum labyrinthischen Dämon, der betäubend ineinanderwirkende Kräfte benützt, um zu verwirren, zu verstricken und zu verfangen.

Orakeldeuter waren es, welche den Heraustretenden zu der Kapelle des Agathodämon zurückführten, ihn auf den Stuhl der Mnemosine geleiteten, sich über das Geschaute Bericht erstatten liessen und es auslegten. Mit Bestimmtheit wird berichtet, dass das Orakel des Trophonius noch tief in das Staatsleben der Griechen eingriff, als die anderen Orakel mit Ausnahme Delphis schon aufgehört hatten, Machtsprüche zu ertheilen, und dies wäre nicht der Fall gewesen, wenn es die Ereignisse nicht oft zum Nutzen und Frommen der Griechen verkündet hätte. Das Bewusstsein, welches die Hellenen dem Trophonius-Orakel gegenüber erfüllte, war dieses: die orakulöse Kraft als Gotteskraft sei in der Abnahme; die Kraft der Tiefe hingegen sei noch unerschöpft, das Dämonisch-Mystische in höchster Potenz könne die fehlende Gotteskraft ersetzen. Der allmälige Verfall und Untergang des Orakelwesens belehrt über diesen historischen Irrthum, auf welchen ich später zurückkommen werde.

Das Orakelwesen in Rom.

In Creta gab es eine kolossale Erzstatue: der eherne Talôs genannt, ein Stiersymbol, dargestellt als Gigant mit einem riesigen Stierkopfe, welchem die Wacht Cretas anvertraut war. Mit diesem erzgliedrigen Wächter verknüpfte sich die Sage, dass er früher den Argonauten das Landen verwehrt habe, dreimal jährlich die Insel umkreise, in's Feuer spränge und nachher die Fremden an seine Brust drücke, bis sie unter sardonischem Lachen den Geist aufgaben. Es war dies eine jener grausigen Chronosgestalten, denen Menschenopfer gezollt wurden, die man als Wächter Cretas nationalisirte.

Dieses Stiersymbol kann gleichzeitig als ein schauerliches Symbol des Verhältnisses gelten, welches zwischen Rom und Griechenland bestand. Rom, der Rechtsstaat, liebte Griechenland mit zermalmender Liebe. Griechische Religion, Philosophie, Kunst, Cultusfeste und Orakel, alles wurde mit Leidenschaft aufgenommen, gepflegt und erstarb dennoch unter einem erbarmungslos gegebenen Kusse. Die Römer wussten ihren Rechtsstaat durch griechische Pilaster zu stützen, hellenisches Licht und hellenische Bräuche hineinzuziehn; als Wächter dieses Staatsgebäudes ernannten sie jedoch zwei trügerische Chronosgestalten: Aberglauben und Unglauben. Beide benahmen ihnen die klare Erkenntniss der Weltlage, schwächten in ihnen die Kraft des sittlichen Handelns, ertödteten den Rechtssinn im Volke und mit ihm erstarb der Geist Gottes. Es ist sehr wahr zu sagen, das Christenthum habe dem Orakelwesen ein Ende gemacht; doch wenn kein Christenthum gewesen wäre, könnte man mit gleicher Sicherheit behaupten: Rom habe dem Orakelwesen ein Ende gemacht, denn es zog es in's Lächerliche herab, tödtete den Lebensnerv in ihm, gab es dem Spotte der gebildeten Welt preis. Die Römer waren gleich gross im Schaffen wie im Zerstören und wo dies der Fall ist, siegt schliesslich immer der Geist der Vernichtung; denn der Zeitgeist an sich ist vernichtend und sekundirt das zerstörende Element, wo immer es herrscht. Nur ein festes Sichanklammern an die Dinge bewahrt sie vor dem Verfalle; die Römer jedoch, die Alles

ergriffen und Alles besitzen wollten, stellten dem Gesetz der Zerstörung nichts Anderes entgegen, als die stolze Gleichgültigkeit des römischen Epikuräers. Der Gottesblick fehlte ihnen das untergehende Element zu erkennen, das sie selbst in sich trugen; darum erstarb Alles bei ihnen, das Göttliche sowohl, als das Ungöttliche.

Göttlich behauptete sich das Orakelwesen in Rom nur noch durch die Sibyllen. Das Weib, wenn es sich in sich concentrirt, von der Aussenwelt scheidet, bleibt auch in den ungünstigsten Zeiten, wo Materialismus, Skepticismus und Entsittlichung herrschen, die Trägerin einer hohen göttlichen Kraft. Die römischen Sibyllen lösten ein Problem, welches keine anderen Frauen des Weltalls je wieder gelöst haben; sie waren bejahrt, unschön, Frauen aus dem Volke ohne Patrizier-Bildung und dennoch Herrscherinnen an Geist, gelehrtem Wissen und prophetischer Kraft. Die Römer, weder durch die Staatsreligion noch durch den Volksglauben zu einer ethischen Gottesverehrung gestimmt, fühlten dem grossen prophetischen Bewusstsein dieser einfachen Frauen gegenüber das Erwachen eines göttlichen Instinktes in sich. Sie stellten sie höher als die Vestalinnen, verehrten sie als gottgesandte Persönlichkeiten; Kaiser und die höchsten Staatsbeamten consultirten nicht blos ihre Bücher, sondern sie selbst und befolgten ihre Rathschläge. Ueber die Zahl, das Alter, das Vaterland der Sibyllen sind die Römer nie in's Klare gekommen. Aus allen Landen herbeigezogen, galten sie als letzte gotterleuchtete Vertreterinnen des prophetischen Alterthums. Die erythräische, die cumänische Sibylle und die Tiburtina waren die berühmtesten. Nach griechischer Etymologie heisst Sibylla: göttlicher Rath; sibyllisiren: vom göttlichen Geist ergriffen sein. Die Geschichte der Sibyllen ist mit der Divination, mit der des menschlichen Geistes verbunden, daher antiken Ursprungs. Sie waren nicht Tempeldienerinnen, sondern wie die Bacchantinnen des Alterthums, die Peliaden zu Dodona: Naturpriesterinnen, die das heil. Feuer in sich zu nähren wussten. Es gab zwei erythräische Sibyllen, welche beide, doch zu verschiednen Zeiten, in der Stadt Erythräa in Jonien lebten und wirkten. Strabon erwähnt eine, Aténaïs genannt, die zur Zeit Alexanders lebte; die ältere, die 1000 Jahre vor Christus auftrat, als die Stadt Erythräa durch einen Sohn des Codrus gegründet wurde, ist die berühmte Herophile des Plutarch, welche auch Pausanias erwähnt. Die erythräischen Sibyllen besassen eine von Gott ertheilte Gabe des Vorausahnens, welche sie durch freie, fessellose Bewegung der Seele zur Ekstase zu steigern wussten, in welcher es ihnen gelang die Zukunft zu enträthseln. Ihre kunstlose Mantik verrieth die unmittelbar Gott entlehnte Kraft, denn

ihre Aussprüche waren so wahr, dass Kaiser Augustus Gesandte nach Afrika und Asien schickte, wo sie als Wanderpriesterinnen gelebt hatten, um all' ihre schriftlichen und mündlichen Aussprüche zu sammeln. Auch waren sie die Einzigen, die ihre Bücher mit ihrem Namen bezeichnet hatten, wesshalb nach der Feuersbrunst des Capitols zur Zeit des Marius, als ihre Schriften mitverbrannt waren, die Römer sofort nach Erythräa schickten, den Verlust auszugleichen.

Die cumänische Sibylle, im Gebiet von Troja geboren, lebte in Italien in einer tiefen Höhle, in der Nähe des avernischen Sees; ihr Grabmal befindet sich jedoch auf einer Insel im Hain des Apollo Sminteus. Bei Cumä war die ganze Gegend vulkanisch; rauchende Wasser- und Schwefeldämpfe machten die Luft so ungesund, dass die Vögel oft todt niederfielen. Ihr Wahrsagen war das der Pythia, hervorgebracht durch künstliche Raserei. In diesem Zustande war sie allein; sie selbst entwirft davon folgende elegische Schilderung: Ich bin ganz gestreckt und mein Leib ist betäubt, dass ich nicht weiss, was ich sage! Allein Gott befiehlt mir zu sprechen — warum muss ich diesen Gesang Jedem verkünden? Und wenn mein Geist von der göttlichen Hymne ausgeruht hat, so befiehlt mir Gott von Neuem zu weissagen. Ich weiss die Zahl des Sandes und das Maass des Meeres, die Höhen der Erde und die Zahl der Menschen, ich kenne die Gestirne, die Bäume und die Thiere! Von diesem ihrem Naturwissen giebt Plutarch den Beweis, welcher erwähnt: dass sie den Feuerausbruch des Vesuvs verkündet habe, der Pompeji, Herculanum und Stabiä verschlang. Erst wenn sie wieder zu sich gekommen war, schrieb sie ihre Antworten auf Palmblätter, legte sie an den Eingang der Höhle, wo der Wind sie den Fragenden entgegenwehte. Ihr Leben war in dieser mit Todeslüften geschwängerten Höhleneinsamkeit noch opferschwerer, als das der Pythia, welche im Delphischen Heiligthume den Zauber eines herrlichen Natur-Panoramas und die grossartigen Scenen, welche der Apollinische Cult mit sich brachte, genoss. Es war ein schwer erkämpfter Unsterblichkeitskampf, den die cumänische Sibylle kämpfte, doch um so rühmlicher, da er mit ihrem göttlichen Berufe zusammenfiel.

Die Tiburtina, welche zu Tibur ihre Orakelsprüche verkündete, verdankt ihren Ruf hauptsächlich ihrer Gelehrsamkeit, wesshalb sie auch stets mit einem Buche in der Hand dargestellt wird. Auf sie hat der Ausspruch des Sokrates Bezug: was man nicht durch Weisheit erfahren könne, erfahre man durch Weissagung.

Die Erscheinung eines ahnenden, hellsehenden Geistes stellt Sokrates als die Frucht sittlicher Reinheit und den Lohn gottsuchender Wahr-

haftigkeit hin. Dieses grosse prophetische Bewusstsein erreichte die Tiburtina durch unausgesetztes Studium, Lehre und Schriftthum; sie ertödtete die Sünde in sich durch fortwährende, auf das Gute gerichtete Thatkraft, strebte nicht nach Heiligkeit, vermied doch jeden unheiligen Gedanken. Sie knüpfte ihr irdisches Wissen an Gott und gelangte dadurch ohne Anstrengung zu göttlichem Wissen. Ihre praktische Thätigkeit wurde von den Römern besser verstanden und daher auch höher gewürdigt als die der anderen Sibyllen; man zollte ihr den Tribut göttlicherVerehrung und ihre Statue kam auf Verordnung des Senats nach dem Tempel des Jupiter Capitolinus.

Die sibyllinischen Bücher, 406 nach Christus vom Consul Stilicon verbrannt, waren eine Sammlung von Orakelschriften Italiens, Griechenlands, Afrikas und Asiens, welche die Kaiser von den ältesten Zeiten her sich zu verschaffen suchten, nachdem sie den hohen Werth der drei ersten dem König Tarquinius überbrachten Bücher erkannt hatten. Die geschichtlich darin aufbewahrten Sprüche waren in homerischer Sprache und heroischem Versmass geschrieben.

Der zweite unter Sylla gesammelte Recueil enthielt 1000 Verse, von denen bei der zweiten Revision unter Augustus noch viele als unächt verworfen wurden. Alle Verse, welche nicht der Form eines Akrostichons entsprachen, waren unächt. Cicero explicirt die Form also: die ganze Sammlung zerfiel in verschiedene kurze Abtheilungen; die Buchstaben in jeder einzelnen, welche der erste Vers enthielt, fanden sich als Initialen in derselben Ordnung am Anfang der folgenden Verse wiederholt, derartig: dass die Zusammenstellung dieser Initialen auch die Wiederholung des ersten Verses der Sektion bildete.

Beim Untergang der prophetischen Bücher beschuldigte man den Stilicon, dem Reiche das Hauptpfand seiner ewigen Dauer entrissen zu haben. Es gab bekanntlich ausserdem 7 derartige Pfänder, welche die Vestalinnen in ihrem Tempel zu schützen hatten.

Wenn man den Verfall einer Institution beschreibt, verfällt man dem unrhetorischen Gesetz, vom Guten zum Schlechten herabsteigen zu müssen. Dies ist beim Orakelwesen der Römer um so peinlicher, da jede sufenweise Vermittlung zwischen dem gottdurchwehten Orakelthum der Sibyllen und dem krassen Aberglauben fehlt, welchem der grösste Theil der Nation anheimfiel. Dieser Aberglauben durchdrang das ganze Leben der Römer und wurde mit Leidenschaft cultivirt.

Je mehr die innere göttliche Sehkraft in den Menschen erlosch,

desto acuter wurde die Neugier, das Nichtgewusste zu wissen, desto intensiver gestaltete sich die Furcht vor dem Ungewussten. Der grösste Fluch der Sünde ist die Furcht vor einer Schaar von Eventualitäten, welche der göttlich erleuchtete Verstand entweder vermeiden kann, da er sie vorhersieht, oder als unmöglich gar nicht anerkennt. Der sinnlich-befangene Mensch wird schliesslich ein Sklave dieser Eventualitäten, die ihn wie fliegende Ameisen umringen, die er weder zu zertreten, noch zu fliehen vermag. Dies war der Zustand, in welchem sich selbst der römische Patricier befand, den er durch allerhand Gaukel- und kleinlich-magische Künste von sich abzuwehren suchte.

Zu dem künstlichen Wahrsagen gehörte vor Allem die Zeichendeuterei. Nach dem Grundsatz, dass alles Lebendige in Gemeinschaft zu einander stehe, glaubte man tiefes Mitgefühl der Natur mit menschlichen Schicksalen annehmen zu dürfen. Daher beobachtete man die Vögel, göttliche und dämonische Stimmen, Naturerscheinungen, Opferzeichen, ja selbst aus der Begegnung gewisser Thiere schöpfte man Vorbedeutungen. Die Auguren, Träger und Leiter der Divination, bildeten die vierte Priesterkaste in Rom, rangirten nach den Pontifexen und den Flamines; sie bekleideten auch Staatsämter, besassen schriftlich geheim gehaltene Urkunden. Nur die Magistrate hatten das Recht, Auspicien im Namen des Staates anzustellen, sie mussten jedoch einen Augur zu Rathe ziehen. Das Costüm der römischen Auguren bestand in einem purpurgestreiften Gewande: Trabea genannt, einem Kranze von Olivenblättern und der auf Geheimwissen deutenden, weissen Kopfbinde, welche auch die Philosophen trugen. In der Hand hielten sie einen Krummstab. Sehr eigenthümlich war es, dass die Römer den schlimmen Vorbedeutungen mehr Spielraum gönnten, als den guten; die guten waren gewissermassen Exception, die schlimmen vorherrschend. Bei einem öffentlichen Opfer durfte z. B. kein Thier festgebunden sein; zeigten sich die Thiere widerspenstig, so galt es für ein schlimmes Zeichen; während in Delphi dies erst der Fall war, wenn das Lamm sich nach der Libation nicht schüttelte. Auch wenn das Thier nicht richtig getroffen und sofort getödtet wurde, oder wenn beim Verbrennen der Eingeweide Rauch und Fettdämpfe nicht ruhig und gerade emporstiegen, war es Unglück verkündend.

Bei der römischen Augural-Wissenschaft kam es nur auf das Erforschen der Zustimmung oder Missbilligung der Götter in Bezug auf eine Handlung an, wobei die Auguren sich falscher, ungeistiger Mittel bedienten, sich mit der Gottheit in Verbindung zu setzen. Dabei unterschied man Prodigien und Omina. Prodigien fielen in das Bereich

des Sehorgans, Omina in's Bereich des Gehörs. Zu Stimmvögeln benutzte man den Raben, die Krähe, den Specht, die Nachteule, den Hahn; zu Flugvögeln, deren Flügelschlag entscheidend war: Adler und Geier. Auf der tiefsten Stufe steht das Vogelorakel durch das Tripudium, die geheilgten Hühner, deren Fressen man beobachtete. Fiel ihnen der vorgeworfene Mehlkloss zur Erde und pickten sie augenblicklich hinein, so galt es für ein günstiges Auspicium; zeigten sie jedoch keine Esslust, so galt es für ein so schlechtes Zeichen, dass man oft Kriege desshalb unterliess.

Der grosse Fehler, welchen die Römer begingen, war: dass sie das orientalische Element gänzlich aus dem Auguralwesen verbannten. Das orientalische Element war das wissenschaftliche Element. Den Magiern, Chaldäern und Aegyptern war der Wille Gottes eine verborgene Macht, welche sie nur durch complicirte Systeme, durch einen grossen Aufwand von Wissenschaft zu ergründen wagten. Bei den Orientalen z. B. war das Tripudium, das Fressen der Hühner: Alektryomantie, hing mit der Mythe über Alektrion, den Liebling des Mars, zusammen. Derselbe hatte das Wächteramt bei den heimlichen Zusammenkünften der Venus und des Mars, welches er jedoch so schlecht verwaltete, dass Hephäston einst die Liebenden überraschte. Zur Strafe wurde Alektryon vom Mars in einen Hahn verwandelt, gleichsam mit dem Fluche des ewigen Wachens behaftet, zum unausgesetzten Achthaben und Aufmerken auf Alles, was vorging, verdammt. Der Hahn allein wurde daher von antiken Auguren zum Tripudium benutzt.

Sie beschrieben einen grossen Kreis auf eine sandige Fläche, theilten ihn in 24 gleiche Theile, legten in jeden ein Gerstenkorn und schrieben daneben einen Buchstaben des Alphabets in den Sand. Darauf holten sie den Hahn herbei und gaben genau Acht, welche Körner er nacheinander wegfrass; die dabeistehenden Buchstaben setzten sie alsdann in Worte zusammen und verkündeten daraus den Willen der Götter. Enthielten die Worte etwa keinen Sinn, so mussten sie zu cabbalistischen Buchstabenversetzungen ihre Zuflucht nehmen, um die Deutung herauszufinden. Von diesen cabbalistischen Versetzungen ist später die Rede.

Die Römer hingegen erstrebten einen unmittelbaren Rapport mit den Göttern, glaubten sich dieselben durch lächerliche Geheimmittel und kleinlich magische Künste unterthänig machen zu können. So galt der Esel von jeher als typhonisches Thier. Die Römer benutzten ihn daher zum Blitzzauber, indem sie einen abgehäuteten Eselskopf unter Zaubersprüchen als Schreckbild an einen Grenzstein befestigten, um Blitze

abzuwenden. Zur Entsühnung der Orte, wo der Blitz eingeschlagen hatte, verwendete man: Zwiebeln, Menschenhaare und Sardellen, welche als ein unblutiges Menschenopfer betrachtet wurden. Officielle Wetterzauberer benutzten mit Charakteren beschriebene Talismane, mit Amethyst besetzte Amulete, um Hagel abzuwenden, Wolken und Winde zu vertreiben; opferten das Blut und die Eingeweide eines Hundes gegen Fruchtbrand. Bref: die divinatorische Magie, welche undisciplinirte Schaaren wie die Orpheotelesten, die Agyrten und Menagyrten, die Schlangenbeschwörer und Galeoten — das ist eine sicilianische Traumdeuterzunft — auf offner Strasse trieben, trug mit zu dem Verfall des Orakelwesens bei, an welchem sich jetzt die niedrigsten Volksklassen, auch Frauen und Kinder betheiligten. Einmal populär gewordne, orakulöse Vorstellungen gingen mit reissender Schnelligkeit auch auf Patrizierkreise über. So galt es für ein schlechtes Zeichen, schnell davonlaufenden Thieren wie Hasen oder Wieseln zu begegnen oder solchen Thieren, welche im Traume auf Unglück deuteten, wie: Spinnen, Katzen, Frösche, Eidechsen etc. Die vornehmsten Römer glaubten an derartige böse Auspicien und scheuten sich nicht, ihren praktischen Sinn in so weit zu bezeugen, dass sie, der bösen Vorbedeutung ausweichend, mit schneller Besonnenheit laut die Worte sprachen: Ich nehme das Auspicium nicht an.

Es gab ferner Loosorakel und Billetorakel. Letztere waren eine Parodie auf die Kunst, welche hervorragende Apollopriester besassen: auch über die geheimsten Gedankenfragen Auskunft ertheilen zu können, was ihnen jedoch nur bei bedeutenden Menschen und hochstehenden Personen gelang. Die Priester verlangten nur den Namen des Fragestellers zu wissen, zogen sich alsdann in eine Grotte zurück, tranken aus verborgner Quelle und antworteten in Versen. Römische Feldherren sollen den gewagten Versuch im Tempel des Apollo von Claros angestellt haben. Dieses Trinken aus verborgner Quelle kann allerdings ein figürlicher Ausdruck sein für ein Nachschlagen in den Berichten über wichtige Begebenheiten und bedeutende Persönlichkeiten, welche den Apollo-Priestern von anderen Orakeltempeln zugingen; denn es bestand schon damals ein wechselseitiger Einfluss und unausgesetzter Verkehr zwischen den Religionssitzen derselben Priesterschaft, wie noch heutigen Tages zwischen den Klöstern.

Die römischen Billetorakel erinnern gänzlich an unser heutiges Zeitungswesen. Man hielt in allen Ländern Correspondenten, welche die Hauptangelegenheiten von allen Orten berichteten. Die versiegelten

Billete, welche die Fragen enthielten, wurden gewöhnlich durch Diener überbracht. Während ein Priester das Billet öffnete, begann ein zweiter den Ueberbringer herumzuführen, ihn auszufragen und so mit Hülfe auswärtiger Berichte und des eben Gehörten brachte man mitunter eine ganz orakulös klingende Antwort zu Stande, welche, durch ein versiegeltes Billet zurückgegeben, oft einen praktisch-guten Rath oder eine sehr angebrachte Warnung enthielt. Ein derartiges Orakel kann mit grossem Geldaufwande noch zu einer vernünftigen Institution heraufgeschraubt werden.

Das Loosorakel hingegen beruhte auf den Effekten des Zufalls. Zwei sehr berühmte Loosorakel waren die der Fortuna zu Präneste und das zu Antium. Fortuna war Vorsteherin aller den zufälligen Bewegungen unterworfnen sublunarischen Körper, in astrologischer und horoskopischer Bedeutung. Dass das von Wandelsternen beherrschte Menschengeschick wandelbar sei, war antiker Glaube. Man consultirte daher vorerst die Göttin, ob man das Loos entscheiden lassen solle. Fiel die Antwort bejahend aus, so wurden vier mit Charakteren beschriebne Würfel von dem Fragenden auf einen Tisch geworfen. Sache der Priester war es nun, die oben sichtbaren Charaktere in Worte zusammenzufassen, die Erklärung derselben auf Tafeln zu suchen. In dieser Weise wurde das Loosorakel schon in der Urzeit im Tempel des Buräischen Herakles betrieben, vor seiner auf einer Ara stehenden Büste. Das schicksalsschwere Wort: der Würfel ist gefallen! verdankt diesen Loosorakeln seine Entstehung.

Oder man benutzte dazu mit Sentenzen beschriebene Zettel, welche man in einer Urne mischte, dreimal durch ein Kind hervorziehen liess. Die Worte wurden alsdann im Auguralsinn gefasst, ebenso diejenigen, welche das Kind dabei zufällig aussprach. Derartige Loose nannte man: sacra pueri sortes = geheiligte Kinderloose. Ihnen präsidirte Jupiter als Kind, der mit Juno, die hier als seine Schwester gefasst wird, auf dem Schooss der Fortuna zu Präneste sass. Eine dritte Art Loose waren Runenstäbe, in welche Schicksalssprüche mit uralten Schriftzeichen eingeschnitten waren; die Rune wurde von jeher als ein Vehikel der Weissagung betrachtet. Runen sind Pfeilschriften; Pfeile — Embleme der abwärts fliessenden Welle, der Zeit und des Zeitmessers, der Sonne. Der schöpferische und tödtende Sonnenpfeil oben findet sein Gegenbild im Schreibepfeile unten, der Licht, Lehre, Rath und Trost, doch auch Tod bringen kann; die mit Sternenschrift eingezeichneten Urtypen oben finden ihr Gegenbild in der Runa auf Erden — dem magischen Geheimzeichen, welches zur Kalender- und Arzneikunde, zur Weissagung und

zur Beschwörungskunst benutzt wurde. Zur Weissagung in einfachster Weise: ein Knabe zog aus zusammengebundenen Runenstäben den Orakelspruch hervor, den der Exeget alsdann enträthselte. Der Staat hat von diesen Loosorakeln nie Gebrauch gemacht; Privatpersonen benutzten sie um so lieber, da sie die Frage, oft sehr kleinlicher Natur, dabei nicht preiszugeben brauchten.

Den Zufallsorakeln schloss sich Folgendes an: Man verweilte eine Nacht im Tempel irgend einer herrschenden Gottheit — des Merkur z. B., und rief dieser eine Frage in's Ohr. Des Morgens beim Heraustreten galten die ersten menschlichen Worte, welche man hörte, sei es von Vorübergehenden oder direkt Angesprochenen, als Antwort auf das Gefragte.

Mehrere der römischen Orakel fielen in das Bereich der Cabbala. Das auf mündlicher Tradition beruhende Geheimwissen der Juden, in einen Körper methodischer Doktrin gebracht, bildete die Cabbala, Jahrtausende früher, ehe dies Geheimsystem niedergeschrieben wurde, was erst kurz vor der Entstehung des Korans der Fall war. Zu den Principien der Cabbala gehörte es, zu sagen: menschliche Wissenschaft beruhe auf Erfahrung und Raisonnement; höhere Wissenschaft jedoch beruhe auf einer Combination von Buchstaben, Zahlen und Symbolen. Gott selbst habe bei der Schöpfung verschiedene Grade der Analogie der Wesen, verschiedene Grade der Subordination gegründet, so zwar: dass es hervorragende Engel unter Engeln, hervorragende Sterne unter Sternen gebe. Die Charaktere dieser Beziehungen habe er in Zahlen, Buchstaben und Symbole geprägt, und Sache der Cabbalisten sei es, die Manier zu studiren: Zahlen, Buchstaben und Symbole consultiren zu können, um Aufschluss über das Mysterium der Gottheit, das Verhältniss aller Geschöpfe zu ihr und untereinander in der Cabbala zu finden. Aus diesem Princip entstanden die Meinungen der Cabbalisten über den Verkehr der Geister untereinander, den Einfluss der Sterne auf Menschen, über alle geheimen Tugenden der wirklichen und symbolischen Wesen, magische Worte, Buchstaben und Zahlen. Die Vereinigung aller Punkte der Doktrin bildet den Körper der Cabbala. Innerhalb der Cabbala ruht der Geist der Prophetie und die Kunst: Wunder zu thun; die einzelnen Ideen der Cabbala finden sich daher im ganzen Alterthume zerstreut, welches der Geschmack am Wunderbaren durchweg beherrscht. Religion, Wissenschaft, Aberglaube und Ignoranz haben dazu beigetragen, die Ideen der Cabbala zu verbreiten.

Pythagoras, der zu den Zeiten des Plato von Uneingeweihten schon für einen Narren mit unverständlicher Lehre gehalten wurde, war Schüler der Chaldäer und grossartiger Cabbalist gewesen. Der Verfall des Orakelwesens in Rom tritt nirgends deutlicher hervor, als wenn man die Arithmomantie, das Wahrsagen der Römer aus Zahlen, mit den grossartigen Aufschlüssen vergleicht, welche die Pythagoräer im Zahlenculte fanden.

Pythagoras wandte die Zahlen auch auf das Metaphysische an, löste Räthsel der Arithmethik, welche ihm die ganze verborgene Mechanik des Weltalls enthüllten. Er unterschied wesentliche und virtuelle Zahlen, sprach oft von der Energie der virtuellen Zahl; ferner Central- und Circumferenzzahlen, Progressionszahlen, welche er immer auf einfache Grundzahlen zurückzuführen wusste.

Nach der Cabbala sind Buchstaben sowohl als Zahlen in ihrer irdischen Erscheinung Abbildungen himmlischer Kräfte. Die Eins wie das hebräische Wort Ächad: die Einheit, war dem Pythagoras der Gegensatz aller Zahlen; er verstand darunter Gott — den hebräischen J'hovah!

Die 4 war ihm hochheilig, weil alle Evolution in dem Typus der Zahl 4 beschlossen ist; weil die 4 hebräischen Buchstaben, welche das Wort J'hovah bilden, die geheimnissvolle Form oder die Signatur der 4 Grund-Principien enthalten, aus welchen die Welt erschaffen worden ist. Das Wort J'hovah ist einer zwölffachen Versetzung d. h. Vertauschung der Buchstaben fähig. Die Worte, welche aus dieser Versetzung hervorgehen, stellen das wechselweise Ineinanderwirken dieser einfachen Grundkräfte dar, wodurch die Mannigfaltigkeit der Schöpfung entstanden, die in dem Typus der Zahl 4 und 12 enthalten ist. Die Vier war ihm ferner hochheilig, weil die 4 ersten Grundzahlen in ihr enthalten sind, welche in der Zusammensetzung 10 ergeben, zu der Dekas — der vollkommenen Zahl hinleiten, unter welcher Pythagoras das Weltall verstand. Die Pythagoräer leisteten daher den Eid auf die Zahl 4, auf die Tetraktys,*) in welcher für sie alle Symphonien und Kräfte der Natur verborgen lagen. Eins und Vier zusammen ergeben die 5 — es war ihnen das Zeichen des Ganzen, wie Gott und das Weltall zusammen ein Ganzes bilden. Die Uebereinstimmung aller verbundenen Weltzahlen, die Harmonie des grossen Ganzen knüpften sie daher an die 5. Das ἐι, der fünfte Buchstabe des griechischen Alpha-

*) Tetraktys — Geviert-Element. Höhere Tetraktys — Zeus, Here, Aïdoneus, Nestis. Niedere Tetraktys — Feuer, Erde, Wasser, Luft.

bets, war desshalb auch das geheimnissvolle Zeichen, welches Pythagoras mit eigener Hand an den Tempel zu Delphi eingegraben hatte, wo es neben weltweisen Sprüchen als kurze Gotteshymne seinen ehrenvollen Platz fand.

Auch die Arithmomantie der Römer beruhte auf der Annahme, dass in den Zahlen- und Buchstaben-Verhältnissen eines jeden Wortes verborgene Geheimnisse liegen. Zahlen und Buchstaben stammen nach der Cabbala aus einem gemeinschaftlichen Princip. In der hebräischen Sprache haben die Buchstaben zugleich den Werth von Zahlen; a z. B. den der 1, b den der 2, g der 3, h der 5, w der 6, p der 80, z der 90 und so fort.

Aus Metall geformte Ziffern, bis zur Zahl 100 hinaufsteigend, befanden sich regellos durcheinandergeworfen in einem verdeckten Behältniss. Der Fragende griff hinein, zog mehrere Ziffern heraus, welche von den Orakelvorstehern der Zahlen-Mystik gemäss in ein hebräisches Wort verwandelt wurden. Die Zahl 5251 ergab z. B. das Wort Ahabah: die Liebe. Mit solch' einem gegebenen Worte wurde alsdann durch Evolution operirt. Wie himmlische Kräfte durch eine innere Evolution beständig zeugen und die Zahlen vermehren, so suchte man durch die Evolution der einzelnen Buchstaben, indem man dieselben ausschrieb oder in ihre Elemente entfaltete, eine Progression von Zahlen herbeizuführen. Sämmtliche Zahlen eines Wortes konnten alsdann einzeln genommen und jede zu einem besonderen Worte gebildet werden, so dass ein vollständiger Satz entstand; oder die ganze Summe konnte addirt und in ein correspondirendes Wort verwandelt werden.

In beiden Fällen gelangte man zu mystisch-magischen Worten, zu deren Enthüllung menschlicher Scharfsinn, durch welchen die römischen Orakelausleger die göttliche Erleuchtung der antiken Cabbalisten zu ersetzen strebten, nicht ausreichte. Das Gefährliche der Arithmomantie lag eben darin, dass die Fragenden dem mystischen Processe nicht zu folgen vermochten, blind den spitzfindigen Klügeleien ungöttlicher Rathgeber anheimfielen.

Ein zweites derartiges der Cabbala entnommenes Orakel war die Daktyliomantie. Die Buchstaben-Combinationen der Cabbala liessen sich auf vier Arten von Operationen zurückführen. Erstens: auf das Anagramm — das ist die Kunst, die Buchstaben eines Wortes derartig umzusetzen, dass ein anderes sinnreiches Wort dadurch entsteht. Das neu entstandne Wort muss immer die Erklärung des Grundwortes oder wenigstens eine Nebenbedeutung desselben enthalten.

Zweitens: auf das Akrostichon — das ist die Kunst, die Buchstaben

eines Wortes als Initialen von so viel verschiedenen Worten oder Versen zu benutzen, als Buchstaben sind.

Drittens: auf eine Art Geheimschrift; jeder Buchstabe diente als Chiffre, als Geheimzeichen für einen anderen Buchstaben und zwar nach verschiedenen Arten der Unterschiebung; für jede Chiffre gab es daher mehrere Schlüssel, je nachdem man diese oder jene Geheimschrift benutzen wollte.

Viertens: Auf die Theilung der 22 Buchstaben des hebräischen Alphabets in zwei Theile; so zwar, dass die elf Buchstaben des zweiten Theiles an die Stelle der elf Buchstaben des ersten Theiles traten oder umgekehrt, je nachdem das Wort Buchstaben aus dem ersten oder zweiten Theile des Alphabets enthielt.

Diese Alphabethsordnung, durch welche man das *a* durch den zwölften, das *b* durch den dreizehnten, das *z* durch den elften Buchstaben ersetzte, und so fort — nannte man in der Cabbala: Albam. Durch diese Versetzung lag in jedem Namen ein zweiter verborgen.

Jene vier Arten von Buchstaben-Operationen wurden nur dann cabbalistisch, wenn man mittelst der Namen und ihrer Veränderungen in das geistige Wesen der Dinge eindringen wollte, um im aufsteigenden Wege ihre Kraft zu erhöhen oder auf retrograde Weise ihre Kraft zu schwächen.

Die sich daran lehnende Daktyliomantie der Römer bestand nur in der Lösung eines Namenräthsels; auf einem Tische waren 24 aus Metall gearbeitete und erhöhte Buchstaben angebracht; darüber wurde ein im Gleichgewicht schwebender, an einem Strick befestigter goldner Reif geschwungen; durch das Anschlagen desselben an die Buchstaben suchte man die Namen von Persönlichkeiten herauszubekommen, welche man im Verdacht hatte über bereits Geschehenes oder feindliche Projekte ausführen zu wollen. Noch im fünften Jahrhundert nach Christus bedienten sich hochgestellte Persönlichkeiten der Daktyliomantie, um über die Nachfolge im Reiche Aufschluss zu erhalten. Dem Orakelvorsteher blieb es überlassen, sich der angeschlagnen Buchstaben zur Bildung eines Anagramms oder irgend einer Chiffre-Sprache zu bedienen. Gewöhnlich war Letzteres der Fall, da diese Combination sich am leichtesten zu der Formirung eines sinnvollen Namens verwenden liess. Es begreift sich wohl, dass ein derartiges Orakel, wenn es sich um Schuld oder Unschuld handelte, zu sehr verderblichen Consequenzen führen, den bösen Leidenschaften Einzelner grossen Vorschub leisten musste.

Die Daktyliomantie und die Arithmomantie durchdrangen sich beide in der Onomatomancie: der auf den Namen einer Person gegründeten

Divination, wobei es auf die Zahl der Buchstaben, aus welchen der Name zusammengesetzt ist, ankam.

Auch die Astrologie war bei den Römern in tiefsten Verfall gerathen. Die Astrologie gehörte bei den Orientalen unter die schauende, auf das Ueberirdische gerichtete Magie.

Nach der Cabbala steht Alles was existirt in einer magischen Verbindung, im Grossen wie im Kleinen. Alles ist in der Natur beseelt, auch die Gestirne haben Einfluss auf den Menschen. Die Constellation bestimmte die physischen und geistigen Anlagen schon bei der Geburt. Die Chaldäer des Alterthums stellten dem Kinde das Nativitäts-Prognostikon auf der Sternwarte, wenn sie der Schlag an eine Metallscheibe von der Geburt benachrichtigte.

Die Genethlialogie — die Nativitätsstellung war vom Orient nach Griechenland und Rom durch den babylonischen Priester Berosus gelangt, der zu Alexanders Zeit lebte. Die Astrologie hing bei den Chaldäern nicht mit dem Glauben an ein unabwendbares Verhängniss zusammen, sondern beruhte auf einem Gefühl des Zusammenstimmens mit dem Geist der Gestirne. Der Mond war ihnen nach der Cabbala das Bild des heiligen Geistes; das unmittelbare Organ, durch welches alle höheren siderischen Einflüsse zu uns herabkommen. In den Sternen war ihnen das durchdringende Band alles Weltsinns verschlungen, mit dem das Siderische im Menschen correspondiren musste. Das Siderische im Menschen ist nicht der gottbewusste Geist, sondern ein Wesen, das von den Sternen kommt, mit ihnen in Verbindung steht und ihre Kräfte an sich zieht. Das Siderische liegt auch nicht in der Seele, sondern ist dem Astralleibe anerschaffen, dass er die heimlichen Influenzen der Sterne empfinde und offenbare. Die Chaldäer nahmen an: der Ursprung der Divination ruhe im siderischen Leibe, wenn er mit dem ihm zugesellten äusseren Gestirne sich vereinige. Träume, Ahnungen, Vorbedeutungen, Vorgefühle waren dem siderischen Leibe zugetheilte Geschenke. Der siderische Leib im Menschen prädominirte nur dann, wenn der elementarische Leib in ihm zurücktrat. Menschen mit groben Fehlern und bösen Leidenschaften giebt das Gestirn nichts; sie vertreiben die firmamentische Operation und widerstehn dem Gestirne; denn wie alles Leuchtende, Geistige im Weltall in einem geheimen Rapport steht, so stehen auch alle Dinge zu einander in einer Beschattung. Alles beruht auf Wechselleben und wechselseitigem Einfluss. Die Astrologie bei den Orientalen basirte auf ausserordentlich feinen,

ätherischen Annahmen, welche in späterer Zeit nur die grossen arabischen Philosophen und die bedeutendsten Mystiker des 13. und 14. Jahrhunderts noch in sich aufzunehmen fähig waren. Uns selbst ist das Verständniss dafür so sehr verloren gegangen, dass wir die Astrologie im Allgemeinen als eine Thorheit betrachten, obgleich ihr in der Urzeit, wo der Mensch und die Natur noch im innigsten Zusammenhange stand, ein wissenschaftliches Element zu Grunde lag.

Von der Astrologie der Orientalen ist der sabäische Sterndienst gänzlich zu unterscheiden, der in der Provinz Sabiä, an der Südwestseite des glücklichen Arabiens, seinen Ursprung hatte; im Sabäïsmus galten die Sternkörper als Häuser der Gottheiten, als Lichtwesen und Planetengeister, die zwischen den höchsten Göttern und Menschen standen, durch ihre Bewegungen bestimmenden Einfluss auf die Natur und alle Wesen ausübten, zu Faktoren des Weltlebens wurden. In der Regelmässigkeit ihrer Sphärenzeichnung trugen diese Sterngeister den Charakter einer kalten, fühllosen, unabänderlichen Naturkraft an sich. Diese Entfremdung und starre Gesetzmässigkeit gegenüber menschlichem Thun und menschlichem Empfinden wurde in Arabien Quelle der Zauberei. Die Astrolatrie ist weniger Planetenverehrung als Planetenfurcht. Der sabäische Sterndienst wurde zauberisch in dem Bemühn, die Wirksamkeit der Sterngeister zu heben, zu bedingen; durch subjektives Thun die Fügung des Schicksals und die Gesetzmässigkeit der Naturkraft bewältigen zu können.

Das Streben nach Zauberwirkungen ist in seinem Ursprunge immer ein Resultat der Furcht. Je beschränkter der Gesichtskreis des Menschen ist, desto mehr erscheint das Leben als ein Spiel unbegreiflicher Kräfte, dem der Mensch entgegen zu arbeiten versucht. Diesem natürlichen Drange gehorcht er zuerst durch grauenvolle, blutige Sühnen, Lustralweihen, Opfer, Gebete, eine phantastische, ausschweifende Verehrung. Macht er jedoch die Erfahrung, dass ein excentrisches Cultgefühl die begehrten Wunder nicht zu leisten vermag, so treibt ihn das Gespenst der Furcht endlich in ein zauberlüsternes Durchspüren der Natur hinein und es entwickelt sich daraus ein mehr goëtisches als magisches Thun und Treiben.

Diese letzte Consequenz des Sabäïsmus, welchem erst Muhamed in Arabien ein Ende machte, war in das römische Volk übergegangen. Chaldäer, die letzten gesunknen Abkömmlinge der Vorzeit, trieben daselbst ein Gemisch von Astrologie und Astrolatrie, durch welches sie

fatalistische Gewalt über die Gemüther in allen Schichten der Gesellschaft ausübten.

Römische und griechische Philosophen: Cicero, Sextus, Plotinus und die Neuplatoniker schrieben gegen sie und bemühten sich die Freiheit der Seele zu retten, gegen Dämonenglauben und Astraleinfluss zu behaupten. Die Zweiseelentheorie verdankt diesen Bestrebungen ihren Ursprung. Plotinus und seine Anhänger nahmen eine Naturseele an, die unter das Fatum gebunden sei und an den Sternen hänge; gleichzeitig eine höhere Psyche, die autokratisch herrscht, frei vom Fatum und den Gestirnen die Läuterung und Vergöttlichung des Menschen zu bewirken wisse. Unter Vergöttlichung versteht Plotinus immer das Aehnlichwerden der Seele mit dem Göttlichen.

Die bedeutendsten unter den Chaldäern in Rom waren Hofastrologen; ihnen waren jedoch Antworten über die Familienverhältnisse der Kaiser verboten. Aus den gegenseitigen Stellungen der Gestirne zu einer bestimmten Zeit wurde der Ausgang einer sich zutragenden Begebenheit vorher bestimmt. Sie beobachteten daher auf das Genaueste die Stellung und Bewegung des Mondes und der Planeten, theilten die letzteren damals bekannten in Glück- und Unglück-bringende ein. Jupiter und Venus galten als wohlthuende, Mars und Saturn als Verderben bringende Mächte, Merkur hingegen bald Glück bald Unglück verkündend. Mit jedem Jahrhundert verfiel die Astrologie mehr und mehr, bis sie endlich zu einer Deuterei himmlischer Zeichen herabsank, welche in das Bereich des Auguren oder Haruspizen schlug. Derselbe ging nach Mitternacht mit einer Laterne aus, nach Süden gewendet; wenn er in's Freie gelangte, an Orte, wo Einsamkeit und Stille herrschte, grenzte er ein Quadrat auf der Erde ab, bedeckte es mit einem Zeltgerüst, so dass der Eingang auf der Südseite offen blieb und dieser Standpunkt hiess nun sein Templum oder das Auguracolo. Hier still sitzend, theilte er den ihm sichtbaren Himmel durch zwei sich schneidende Luftlinien und flehte die Götter an, ihm bestimmte Zeichen zu gewähren; er unterschied dabei erbetne oder sich von selbst darbietende. Das Wetterleuchten, Sternschnuppen und Blitze bildeten die Haupthimmelszeichen; jede zur Linken stattfindende atmosphärische Erscheinung galt bei den Römern für ein günstiges Auspicium, zur Rechten nicht; von den Novensiles, den neun blitzschleudernden Gottheiten der Etrusker, behielten die Römer nur zwei bei: den Jupiter und den Summanus. Die in den Tag- und Nacht-Uebergang fallenden Blitze hiessen provorsa fulgura; auch unterschied man fulmina perpetua, die für ewige Dauer Geltung hatten; fulmina finita, die für den Privatmann

auf 10 Jahre, für den Staat auf 30 Jahre hinaus Bedeutung hatten, und fulmina praerogativa, die als Drohblitze galten, doch nicht unmittelbare Wirkung hatten, da sich ihre Drohung verschieben oder als Warnungszeichen deuten liess. Durch diese Art Astrologie zu treiben, ging natürlich jedes wissenschaftliche Element unter.

Es ist bekannt, dass das sich zur Herrschaft emporringende Christenthum seine ganze Energie darauf richtete, dem Orakelwesen ein Ende zu machen. Mit Berücksichtigung jedoch des krankhaft leidenschaftlichen Hanges der damaligen Menschheit die künstliche Divination zu betreiben, den verschwiegnen Willen der Gottheit durch ein sichtbares Zeichen offenbart zu sehen, tolerirte die Kirche eine Orakelquelle, ja man erzählt, dass sich die Kirchenväter ihrer selbst mitunter zu weltlichen Zwecken bedient hätten. Wenn man in grosser Verlegenheit war und den festen Willen hatte das Richtige zu ergreifen, schlug man ein heiliges Buch auf und die erste Stelle, welche das Auge berührte, galt als Aviso der Gottheit. Diese Art Orakelwesen hielt man für unschuldig, da kein Zauberspuk damit verbunden war, es aus religiöser Anschauung hervorging. Dennoch ist es trügerisch und gefährlich. Trügerisch darum, weil die Gottheit spricht, wann sie will und sich nicht zwingen lässt; gefährlich, weil es den Menschen in ein blindes Handeln hineintreiben kann, ohne Ueberlegung und tiefe Erwägung der Consequenzen, welche alles Thun nach sich zieht.

Der ganze Hass des Christenthums traf jedoch ein anderes Orakel, welches aus der Urzeit stammend, sich bis in das 6. Jahrhundert nach Christus erhielt, da es keine staatliche Sanctionirung erforderte, sondern Jeder es für sich betreiben konnte. Es ist dies das sogenannte Steinorakel, an welches sich zur Zeit des Orpheus abenteuerliche Fabeln knüpften, welche erst vergessen werden mussten, um an den Nucleus dieses Orakels zu gelangen. Zu den spärlich gelichteten Mysterien des Alterthums gehören die Baetylen. Sie verdanken ihren Namen dem ersten dem Jehovah geweihten Steinaltare in Bethel, an welchem der Patriarch Jakob die Consekration vollzog, nach einem verheissungsvollen Traume, den er verewigen wollte. Der Name Bethel ging jetzt auf consekrirte, geheiligte Steine über. Zu diesen gehörten die vom Himmel scheinbar gefallnen Sideritsteine, von Naturforschern Hysthérolithen genannt. Solche Steine: religiosa silex, fielen von einem leuchtenden Feuerglobus umgeben herab, voltigirten in der Luft und lagen auf der Erde wie erloschene Sterne, obgleich sie auch andere Formen,

besonders die runde Form des Casquets annahmen. Es gab zwei Arten von Bätylen: die vulkanischen, gewöhnlich auf Bergen, auf dem Lybanon z. B. gefundenen und Stein-Petrifikationen vegetaler und thierischer Körper, gewöhnlich in Flüssen entstanden, wo wirkliche oder zerstörte Körper Eindrücke auf weichen Materien hinterlassen, welche später versteinern. Beide Steinarten galten als figurative Steine, an die sich religiöse Beziehungen knüpften, denen astrale oder cabbalistische Einflüsse zugeschrieben wurden; sie waren rund, schwarz, voll gravirter Linien und Zeichen auf der Oberfläche, die wie Hieroglyphen aussahen. Die zwei durch sie entstandnen Sagen sind folgende: Apollo habe dem Trojaner Helenus einen vom Himmel gefallnen Orakelstein geschenkt, welcher die Gabe des Wortes besessen und nachdem er ihn 21 Tage m Busen getragen hätte, durch die Bewegung des Schleuderns beseelt worden wäre, um ihm den Fall Trojas zu verkünden.

Petrificirte Steine hingegen, zuerst im Flusse Sagaris oder Sangarius gefunden, sollen der Sage nach aus der Nymphe Sagaritis entstanden sein, der unkeuschen Geliebten des Attys, welche Rhea ihre Mutter desshalb in einen Stein metamorphosirte, wesshalb derartige Steine nicht blos Hieroglyphenzeichen, sondern vollständige Körper aufzuweisen hätten.

Die Wahrheit ist nun diese: Jeder Bätylus wurde einer bestimmten Gottheit geweiht, der er zum Organ diente; dieses Organ war jedoch ein stummes. Wollte man ihn zur Divination benützen, so wurde der gewöhnlich runde Stein zur Hälfte in ein Mauerloch gesteckt und zwar mit geschlossenen Augen; das Orakel bestand nachher in der Entzifferung der Zeichen, welche dem Auge sichtbar waren. Die Hieroglyphenlinien konnten in jeder beliebigen Sprache gedeutet werden; es war daher ein sehr gelehrtes, auf grosser Sprachkenntniss beruhendes Orakel, welches Neuplatoniker und andere Philosophen als tragbares Orakel mit sich führten, wo sie gingen und standen. Ein französischer Priester bemerkt darüber: der Dämon des Orakelwesens habe als letzte elende Zuflucht einen Stein benutzt, um die Philosophen in der Idolatrie zu erhalten. Die Kenntniss des Steines ist jedoch uralt wie die Welt; schon der Phönizier Sanchoniathon, Autor vor der Zerstörung Trojas, erwähnt Bätylen als beseelte und gesalbte Steine, welche von Phöniziern und Persern zu magischen Operationen benutzt wurden, besonders um Erd-Dämonen zu verscheuchen. In der Alterthumskunde spielen Bätylen eine so grosse Rolle, dass trotz aller Aufklärung das Interesse für sie noch nicht erloschen ist.

Das Urtheil über das Orakelwesen in Rom kann nur ein absprechendes sein; sein endlicher Verfall ist aus dem Religionssystem der Römer selbst herzuleiten. Die Religion der Griechen und Römer war eine politische Staatseinrichtung, die mit ihren verzweigten Culten, unausgesetzt schwärmerischen und künstlich arrangirten Feiern und Festen das ganze Leben beider Völker absorbirte. Dieser Staatsreligion mit aus allen Ländern herbeigezogenen Göttern fehlte in Rom jedoch das göttliche Element, der Eine herrschende Gott, dem die Griechen unausgesetzt Altäre errichteten, obgleich er nur in den Mysterien genannt wurde.

Neuere Gelehrte nehmen an, Pythagoras habe den Apollo göttlich verehrt und die Pythagoräische Katharsis, in welcher sich die grosse Idee: Nachfolgen dem Gotte, concentrirte, sei aus Apollinischem Cultgefühl hervorgegangen. Dies ist einem so grossen Theologen gegenüber, wie Pythagoras es war, eine unmögliche Annahme, welche er durch seine symbolischen Lehrsätze selbst widerlegt. Pythagoras, wie die Griechen überhaupt, wussten ihre Götter, als einzelne Gotteskräfte gefasst, vollständig mit dem Universalgenius, der unsichtbaren Gottheit zu identificiren; der Hellenismus forderte greifbare Formen für das Mystisch-Göttliche und Apollo der Lichtgott, Gründer und Beschützer des rechtlichen und gesetzlichen Staatslebens, dessen Lyra Beruhigung und Besonnenheit in die Gemüther senkte, war dem Pythagoras der Gott, der ihn mit geistiger Allgewalt anzog, dem er öffentlichen Cult zollte. Die Römer jedoch standen isolirt inmitten einer trügerischen Götterschaar; man warf es ihren Philosophen vor, dass sie Alle das letzte Wort schuldig blieben — es war dies sehr natürlich; weder der Atheïst, noch der Skeptiker, noch der Pantheïst kann es finden — es kann nur aus dem Monotheïsmus geschöpft werden. Im Heidenthum jedoch auf seiner untersten Stufe wird Gott zum planlos regierenden Fatum, wendet sich der Mensch nur an die Mittelkräfte der Natur um Schutz, Hülfe und Glück, geht ihm jede höhere Einheit, jedes Vertrauen verloren. Daher bemächtigte sich der Menschenbrust innere Zerfahrenheit, eine unbefriedigte Leere, ein äusserliches Forschen nach dem Göttlichen, welches in der künstlichen Divination, in der Liebe zum Wunderbaren seinen Ausdruck fand. Man wollte Alles wissen, nur die Hauptsache nicht; man fürchtete Alles, nur die Gottesfurcht fehlte; man schöpfte Beruhigung aus dem Prodigium und dem Portentum, dem Omena und Auspicium — nur nicht aus dem Gottesbewusstsein. Die Neuplatoniker, die Eklektiker, die Alexandriner, selbst christliche Gnostiker bemühten sich vergebens, die antike im strengsten Monotheïsmus gipfelnde Weltanschauung wieder zur Herrschaft zu bringen; die Himmelsleiter

war umgestürzt und führte nicht mehr empor. Die Repulsionskraft erhielt das Uebergewicht im Römerthume; Empfänglichkeit für geistige Einflüsse nahm mehr und mehr ab, ein Zustand der Vergröberung, der Materialität trat ein, der erdenschwere Mensch kam ganz zum Vorschein. Es folgte der Irreligiosität endlich Religionslosigkeit; der positiven Kraft zum Bösen Ermüdung und Erschlaffung; dem gesteigerten Selbstbewusstsein — das Gefühl totaler Ohnmacht. In diesem Vernichtungsprozesse, wo Alles erstarb, würde auch der Parteienkampf über das Orakelwesen ein naturgemässes Ende erreicht haben, wenn er durch die Erhebung des Christenthums zur Staatsreligion nicht gewaltsam zum Schweigen gebracht worden wäre.

Anhang.



Der Schicksalsbegriff des Pythagoras.

Zu den Sätzen, welche Pythagoras in einfach klarer Schöne den Orientalen entnommen hat, um sie seinen Schülern zu verdeutlichen, gehören folgende: Oberhalb des Mondes wird Alles in fester Ordnung von der Vorsehung und dem, dem göttlichen Willen folgenden Geschick geleitet, ohne dass ein Eingriff stattfindet. Unterhalb des Mondes aber regieren vier Ursachen: Gott, das Geschick, unsere Wahl und der Zufall.

Es ist in diesen kurzen Worten, durch die Annahme zweier Geschicke, das grosse Problem zwischen zwingender Nothwendigkeit und der Freiheit des menschlichen Willens gelöst, über welches spätere Theologen, der hl. Augustin z. B., lange und schwülstige Commentare geschrieben haben, um es zum Verständniss zu bringen. Dieser orientalischen Ansicht schlossen sich die Griechen an; sie unterschieden das Geschick oberhalb und unterhalb des Mondes, wie sie Sphären oberhalb und unterhalb des Mondes, unsterbliche und sterbliche Geister unterschieden. Das Geschick oberhalb des Mondes war das unabwendbare Dekret der Gottheit, welches den Gang der Begebenheiten regelt, im Grossen und Ganzen die höhere Weltordnung aufrecht hält, die nur durch die Gesetze der Harmonie besteht. Pythagoras erfand für seine Schüler einen Schwur, in welchem sie Gott als Hüter der Ewigkeit anerkannten und sich banden: alles Göttliche in dem Zustande der Ordnung zu erhalten, die es hatte. Gott wirkt und schafft für die Ewigkeit, die er selbst ist. Dieses ewige Gesetz, der göttliche, sich selbst gethane Schwur ist das Schicksal oberhalb des Mondes; die Vorsehung, die Alles zum bestimmten Ziele leitet, der gegenüber der Mensch machtlos dasteht.

Das Schicksal unterhalb des Mondes hingegen war eine blinde Macht, welche Alles durch eine Macht regelte, deren Effekte sie weder voraussehen, noch verhindern konnte. Diese Macht war keineswegs der Zufall, sondern es war die natürliche Consequenz und Verknüpfung der Dinge. Dieser blinden Schicksalsmacht gegenüber fand

der freie Wille des Menschen Spielraum: sie war abwendbar und abzuwenden vermöge einer grossen Klugheit oder einer grossen Kühnheit.

Die Griechen, welche jede religiöse Vorstellung, selbst wenn sie im Geheimwissen der Orientalen wurzelte, zu verkörpern verstanden, schufen die Parzen als Priesterinnen dieses zwiefachen Geschickes. Sie präsidirten der Geburt, dem Leben wie dem Tode, standen jedem Menschen in zwiefacher Gestalt: als absolut herrschende und als freundlich regelnde Schicksalsgenien zur Seite. Sie wurden daher auch in der antiken Kunst auf zwiefache Art dargestellt. Als Priesterinnen der höchsten Gottheit, um die Ewigkeit der göttlichen Dekrete zu markiren, alle drei als uralte Frauen; sie trugen in dieser Eigenschaft lange weisse Gewänder; in den Haaren Kränze aus groben, weissen Wollflocken gebildet, mit Narzissen untermischt und weissen Bändern befestigt. Man verehrte sie selten, da sie unerbittliche Göttinnen waren; die Sicyonen allein zollten ihnen Furiencult in heiligen Hainen, opferten dabei schwarze Schafe, Cedernzweige, Stachelrosen, Safran und Ingwer; verrichteten Ceremonien, wie sie bei infernalen Gottheiten üblich waren. Ovid versetzt diese 3 Frauengestalten in einen Palast, wo die Geschicke der Menschen auf Erz eingegraben standen, so ehern und unauslöschlich, dass weder der Blitz des Zeus, noch die Bewegung der Planeten, noch irgend ein Umsturz in der Natur sie verwischen konnte. Zu diesen Priesterinnen der höchsten Gottheit stand selbst Zeus in einem gänzlich untergeordneten Verhältniss; um dieses Abhängigkeitsverhältniss des Zeus unter die Parzen zu versinnbildlichen, stellten die Griechen im Tempel zu Megara eine Zeusstatue auf, die das alte Gesicht einer Parze auf dem Kopfe trug.

Als Priesterinnen des irdischen Schicksals hingegen wurden die 3 Parzen verschieden dargestellt: Clotho jugendlich, im bunten, langen Gewande, eine Krone von 7 Sternen tragend, den Knäuel haltend, dessen mysteriöser Lebensfaden Himmel und Erde berührte. Lachesis als eine reife Frauengestalt im sternenbesäeten Gewande; inmitten von Spindeln stehend, spann sie als Sinnbild aller Begebenheiten unseres Lebens ein Gewebe entweder auf schwarzem oder weissem Grunde, auf welchem verschiedene Fäden und Farben im wirren Durcheinander sich mischten, die blinde Macht des Schicksals charakterisirend, von welcher wir einen Theil schwarz oder weiss enthüllt sehen, während der Rest unter undurchdringlichem Geheimniss verborgen liegt. Atropos, die älteste Parze allein ist die Trauergestalt im schwarzen Gewande, die unbeweglich dastehend, den Faden mit der Scheere durchschneidet. Letztere 3 Parzen als Executoren unterirdischer und menschlicher Geschicke finden wir in

der antiken Kunst bald zu den Füssen des Zeus Stygien in der Unterwelt wieder, wo sie wie Adrastea als Minister der Rache auftraten; bald den strafenden und lohnenden Gottheiten, der Nemesis z. B. zugesellt; auf der Erde hingegen waren sie Schicksal webende und executive Mächte, welche die unvermeidliche Verknüpfung der Dinge zum Fatum heranbildeten. Das gereifte Fatum war unabwendbar, wie das Dekret der Gottheit oberhalb des Mondes; das langsam heranreifende Fatum jedoch war in seinem Entstehungs- und Werdeprocess abwendbar und in dem Bemühen, es abzuwenden, kommt die dritte der regierenden Ursachen: unsere Wahl oder der freie Menschenwille zur Geltung.

Es ist sehr wesentlich, die Macht und Ohnmacht des menschlichen Willens zu begrenzen, ehe man ihn in ein Kampfverhältniss wider das Fatum stellt.

Wenn die antiken Völker ein Geschick oberhalb und unterhalb des Mondes unterschieden, so ergiebt sich naturgemäss daraus, dass sie auch ein göttliches Gesetz oberhalb und unterhalb des Mondes unterschieden. Das göttliche Gesetz oberhalb des Mondes regelt die Constitution des Universums, umfasst die Ordnung, den Rang, die Verschiedenheit aller Wesen, trennt und vereinigt Alles, denn Trennung und Union bildet die Constitution der Welt. Dieses Gesetz ist fest, unwandelbar, unumstösslich, Gott selbst unterwirft sich ihm. Kraft dieses Gesetzes besteht die Creatur bei weitem mehr wie die Gottheit aus einer ursprünglichen Doppelheit: aus ihrem unfreien, real leidenden und ihrem freien, idealen, thätigen Selbst. Die Worte der Wissenschaft für beides sind: Heteronomie und Autonomie — natürlicher Zwang und freies Wollen. Durch Heteronomie war und ist der Mensch fest an die Gottheit geknüpft, gezwungen mit der ewigen göttlichen Einheit und Harmonie zu wollen. Diese leidende Gebundenheit, die Basis der Creatürlichkeit heisst im Menschen: Natur, vermöge der er als organisches Bestandtheil des Ganzen, der Gesammtheit und den Einwirkungen des allgemeinen Lebensstromes hingegeben ist.

Das göttliche Gesetz hingegen unterhalb des Mondes ist die Gerechtigkeit, begleitet von der Vorsehung. Gott präsidirt, Alles durchschauend, den menschlichen Thaten, beurtheilt sie und daraus entsteht die göttliche Fügung. Der Mensch wählt aus freier Bewegung der Seele — Gutes und Böses, die Gott wohlgefällige oder Gott verleugnende That. Die Mischung unseres freien Willens und der nach stabilen Gesetzen der Gerechtigkeit erfolgenden göttlichen Fügung bildet den Rathschluss

Gottes oder das Verhängniss. Ueber den Guten waltet der Rathschluss Gottes, über den Bösen das Verhängniss. Beides ist göttlicherseits stets vorher gewusst, doch nie vorher bestimmt, denn erst die Obstination im Bösen, das gewaltsame Begegnen des Gesetzes mit dem verdorbenen Willen schafft das Verhängniss. Der Rathschluss Gottes oder die Fügung und das Verhängniss ist eins mit dem Schicksal unterhalb des Mondes. Es ist der Theil, der Jedem nach Verdienst zukommt, das von den griechischen Dichtern geschilderte Fatum, welches Sühne fordernd die Schuldigen ereilt, selbst in der Antigone die Uebertretung des Gesetzes straft. Der Mensch ist bei weitem mehr Schöpfer desselben, als der präsidirende, prüfende, nach feststehenden Gesetzen strafende und richtende Gott.

Die Macht, vermittelst deren der Mensch sich zum Schöpfer seines eigenen Schicksals aufwirft, heisst: autonomische Kraft. Autonomische Kraft ist das Gefährliche, doch auch das Gottähnliche im Menschen und je mehr die magische Kraft des Wollens und Vermögens sein eigenes Sein ausmacht, desto mehr erringt er Freiheit und Persönlichkeit. Die autonomische Kraft in höchster Potenz ist eine Schicksal bildende und Schicksal hemmende Macht; doch während sie diese ihre Aufgabe erfüllt, tritt sie weit öfter in Kampf mit dem göttlichen Gesetz als mit dem menschlichen und kann verhängnissvoll für den Kämpfenden werden. Wir haben daher vor Allem den Kampf mit dem göttlichen Gesetz in's Auge zu fassen.

Es giebt sehr wenig Menschen, deren Grundcharakter es ist, die Dinge in Gott zu erkennen, gleichförmig mit der göttlichen Einheit und Harmonie zu wollen. Greifen beide Willensmächte: der göttliche und autonome Menschenwille in einander, so entsteht Einklang und die Ereignisse erreichen ihren naturgemässen, der göttlichen Fügung analogen Abschluss. Erhebt sich hingegen der menschliche Wille feindlich gegen den göttlichen, so wird er durch denselben keineswegs zermalmt, sondern es entsteht eine unvorhergesehne, aus zwei entgegengesetzten Machtwirkungen hervorgehende Combination, die Ereignisse finden alsdann meistens gar keinen Abschluss, sondern spinnen sich in unberechenbarer, capriciöser, eigenthümlicher und unharmonischer Weise weiter, je nachdem der Menschenwille sich dämonisch stark, kühn und klug äussert. Wenn diese nie zum Abschluss führenden Combinationen jedoch den Ereignissen eine andere Wendung gaben, so nannten die Orientalen, Griechen nnd Römer sie: Zufälligkeiten. Die ersten Ursachen schufen niemals Zufälligkeiten. Die Union des heranreifenden Verhängnisses, der sich abwehrend verhaltenden autonomischen Kraft, schuf den Zufall.

Es gab keinen direkt eintretenden Zufall, sondern jeder Zufall, sei es, dass er im Kampfe mit dem göttlichen Gesetz oder im Kampfe mit einer feindlichen Menschenmacht entstand, war ein lang vorbereitetes, aus Thatsachen, sichtbaren und unsichtbaren Erscheinungen hervorgehendes Etwas, welches den Verlauf der Dinge modificirte — viel schwerer vorher zu bestimmen als die unabwendbaren Dekrete Gottes und das von den Griechen gefürchtete und daher stets beobachtete Fatum.

Ich resümire also: Fatum und Zufall stehen sich gegenüber, wie sich der göttliche und menschliche Wille gegenüberstehn. Der menschliche Wille hemmt oft den göttlichen, lenkt ihn durch eine energische Opposition oft gewaltsam in andere Geleise, nach einer anderen Richtung hin; ebenso hemmt der Zufall das in logischer Folgerung sich entwickelnde Fatum, durchkreuzt es in seinem geordneten Verlauf, drängt es oft gewaltsam zu einem ungeahnten, mit dem Gewesenen in Widerspruch tretenden Abschluss hin. Im göttlichen, nach stabilen Gesetzen geregelten Willen wie im Fatum liegt etwas Naturgemässes, im steten Fortschritt sich gleich Bleibendes. Der Orakelgrundsatz: In der geregelten Ordnung der Dinge ist das Folgende immer die Consequenz dessen, was voranging, kommt bei den Fügungen des göttlichen Willens und beim ruhigen Werdeprozesse des Fatums vollständig zur Geltung. Im Menschenwillen jedoch wie im Zufall liegt etwas Abruptes, ein stossweise agirendes Element, das einmal zurück — ein anderes Mal vorwärts drängt, daher den Charakter des Seltsamen, Unmotivirten, Unberechenbaren trägt. Diesen jedem Calcül spottenden Zufall vorherzubestimmen, war die schwierigste Aufgabe der Divination, der Prüfstein der wahrhaft orakulösen Kraft.

Im Orakelwesen der Urzeit spielte der Schicksalsbegriff des Pythagoras eine wesentliche Rolle. Für die Apollopriester, die ihn annahmen, vollständig verstanden, sich oft der um Rath fragenden Menschheit gegenüber warnender und drohender Aussprüche bedienen mussten, entstanden in Bezug auf ihn zwei sehr wichtige Fragen.

Erstens: Wie ist das unabwendbare Dekret der Gottheit von dem abwendbaren irdischen Schicksal zu unterscheiden?

Zweitens: Wann tritt der Moment ein, wo das gereifte Fatum mit dem unwandelbaren Dekrete Gottes zusammenfällt?

Die Unterscheidung war für die Apollopriester so wichtig, dass sie den Aufschluss darüber nicht in der philosophischen Spekulation, auch

nicht in Worten suchten, sondern in der Geheimsprache, die nach Ansicht der Urvölker Gott selbst gewählt hat, um sich den Menschen nach dem Sündenfalle noch verständlich zu machen, nämlich: in Bildern und Natur-Signaturen. Es gab im Alterthume eine räthselhafte Theologie, welche man durch die Sphinxgestalt verkörperte, in allegorischen Bildern und Symbolen fortpflanzte, die sie den Eingeweihten erschlossen, den Profanen mit einer Schattenenveloppe umgaben. Die Bildersprache beruhte auf dem ewigen Gesetz, dass alles Untere seinen Typus im Oberen hat und alle sichtbaren Dinge nach dem Gleichniss der unsichtbaren oberen Dinge gemacht sind. Noch schwerer war das Symbol zu verstehen, da es seinem Wesen nach Gedanken durch kurze Ausdrücke explicirte, welche unter einem einfachen Sinne einen figürlichen bargen. Es lehrte zwei Dinge gleichzeitig: eine praktische und eine psychische Wahrheit. Wer diesen Doppelsinn, den eigentlichen und den figürlichen, die im Connex stehen mussten, richtig verstand, für den ergab sich alsdann ein dritter, nämlich ein mystischer Sinn, der die eigentliche Offenbarung Gottes enthielt, nur dem gotterleuchteten Verstande klar wurde. Nach der geheimnissvollen Dreiheit der menschlichen Natur, dem daraus entspringenden dreifachen Hauptbedürfen unseres Wesens zerfiel die traditionelle Offenbarung in drei Stufen: die reale, die moralische und die mystische. Die symbolische Allegorie ist in ihrer höheren Steigerung Mystik — ein Hinweis auf das Unsichtbare. Nur das Versenken in dieselbe erschloss den oberen Typus. Darum sind die meisten Symbole des Pythagoras trotz aller Explikationen seiner Schüler und anderer Philosophen selten verstanden worden, in ihrem theosophischen Sinne ohne Aufschluss geblieben.

Wenn es zum Beispiel heisst: Sei dem Cypressenkoffer gegenüber enthaltsam! so liegt darin die einfache Vorschrift: Iss nicht vom Todtenopfer! Die Steigerung des figürlichen Sinnes enthält im Anschluss daran die Mahnung: Vermeide allen Prunk bei Leichenbegängnissen! Der eigentlich mystische Sinn, durch den die göttliche Vorschrift schimmert, enthüllt jedoch die höhere Wahrheit: Zügle Deinen Schmerz! Betrachte den Tod als einen Wink Gottes, der die übernatürliche Wiedergeburt, die Verklärung der Creatur nur durch den irdischen Abschluss erreicht.

Trotz der Erhabenheit der symbolischen Sprache bediente sich Pythagoras zum Aufschluss der höchsten Offenbarung nicht des Symbols, sondern der von höherer Hand gezeichneten Natur-Signatur. Natur-Signaturen sind der Natur entlehnte Formen, aus denen die mathematischen Formen hervorgegangen sind. Aus der äusseren Signa-

tur oder Diukna erkannte der Urmensch die innere typische Form der Dinge und bewegte dieselbe durch die magische Kraft seines Willens. Die Enthüllung dieser Geheimformen, wie der Zahlen und Buchstaben, war in der Cabbala enthalten, deren geistvollster Interpret Pythagoras war. Ihm war die Geheimschrift Gottes leserlich, weil er immer mit Gott begann, Alles an Gott knüpfte, Alles auf Gott zurückführte.

Er bediente sich zum Beispiel fünf Figuren solider Körper, um das ganze Universum physisch zu construiren. Um die Stabilität der Erde zu bezeichnen: des Cubus; um die Flüchtigkeit des Feuers zu bezeichnen: der Pyramide; um die nach acht Richtungen hinstrebende Luft zu bezeichnen: des Octaeder, einer Form, wo zwei Pyramiden durch eine viereckige Basis vereinigt sind; um die unregelmässige Bewegung des Wassers zu bezeichnen: des Icosaeder, einer Form, die aus zwei Fünfecken oder Pentagonen besteht, die auf eine mit regulären Triangeln umgebne Rundung sich stützen; um die höchste Sphäre des Universums zu bezeichnen: des Dodecaeder, aus 12 regelmässigen Pentagonen geformt. Der mystische Sinn dieser Form ist: Einschluss alles Bestehenden. Die 12 Seiten schliessen das Firmament, die 7 Himmel, die 4 Elemente ein, und wenn man die theosophischen Ideen hinzufügt, welche die Pythagoräer an die 4, an die 7 und an die 12 knüpften, so begreift man erst den universellen Begriff, den Pythagoras mit dieser Form verband. Um dies annähernd zum Verständniss zu bringen, muss man sein complicirtes System vor Allem zu vereinfachen suchen. Die Eins war ihm bekanntlich Gott. Der Eins entsprach die 7, die aus sich selbst geborne Zahl, die Jungfrau ohne Mutter, die die Vollkommenheit der Einheit besass, nicht erzeugt und nicht zeugend dastand. Die Heiligkeit der 7, wir finden sie in den 7 Himmelssphären oberhalb des Mondes, in der 7-saitigen Hermesleyer, im Planetencultus der iranischen Völker wieder. Die arithmetische Mitte zwischen der 1 und der 7, zwischen den zwei ungeschaffenen Einheiten hält die 4, die in der Addition die 10 erzeugt. Die Stütze der Zehnzahl ist die 4; sie trägt alle Tugenden in sich, die Macht aller erzeugenden und erzeugten Zahlen, welche in der 10 enthalten sind. Die 4 war dem Pythagoras daher die geheiligte Quaterna, die Quelle der Natur, deren Lauf ewig ist, der Universalbegriff des Weltalls; sie umfasste alle Wesen, Elemente, Zahlen mit ihren Progressionsstufen; alle Jahreszeiten, Zeitalter, Gesellschaften, selbst die Geistesfähigkeiten und die Wissenschaften. Alles hing von der Quaterna ab, wie von seiner Wurzel. Die Mannigfaltigkeit der Schöpfung war ein zweites Mal im Typus der Zahl 12 enthalten, die ihre Vollendung durch die Hinzufügung der Zahl 1 erhält. Die Constitution

der Welt besteht bekanntlich aus Union und Trennung. Die Quaterna ist das Bild der Union; die 12 ist das Bild der getheilten Union, erst die 13 ist die Zahl der ewigen und vollständigen Liebesvereinigung. Das cabbalistische Geheimniss der Zahl 13 war vorbildlich angedeutet durch Jakob und seine 12 Söhne, ging später durch Christus mit seinen Aposteln in Erfüllung.

Zahlen sowohl wie mathematische Formen wurden im Alterthume als Initiationen in das Wesen der Dinge betrachtet; sämmtliche der Natur entlehnte Formen als göttliche Schriftzüge, das allegorisch offenbarte Wort, dessen Deutung ein freies Wirken des Geistes erforderte. Wie man daher einen Zahlen- und einen Zeitbegriff kannte, um dem Mysterium der Gottheit näher zu treten, so kannte man auch eine Form, aus welcher man Revelationen über das Wesen der Gottheit zog. Diese Form war die Sphäroïde, denn die Form der Sphäre wurde als die vollkommenste Figur betrachtet. Nicht nur der Gottbegriff, sondern auch die älteste religiöse Tradition über die primordiale Welt, welche man sich als die Coexistenz aller Wesen ohne Zwiespalt, ohne Kampf der Elemente und der bewegenden Kräfte dachte, wurde an die Sphäre geknüpft. Die antike Fabel darüber war folgende: Sphèrus der Kreis enthielt alle Elemente, alle Wesen, welche durch Liebe geeinigt, ein vollkommen glückliches Leben voll Heiligkeit und Andacht führten. Fremde Götter waren ungekannt, nur die Potenz der Liebe herrschte; selbst der Hass verbannt an den Grenzen der Peripherie herumirrend, konnte die unauslöschliche Harmonie nicht stören. Jedes Gesetz durchbrechend, drang der Hass endlich in den Sphèrus ein, trat mit der Liebe in Kampf, dessen Resultat die Welt mit all' ihren Phänomenen, der Mischung entgegengesetzter Kräfte war.

Ebenso finden wir im griechisch-orientalischen Mythus die Poesie der Sphäre und die Verwandtschaft Gottes mit der Sphäre wieder:

Der Mond bildet den Mittelpunkt zwischen höheren und niederen Regionen. Von ihm aus steigt eine Lichtsäule empor mit acht Kreisen oder Sphären von verschiedenen Farben; in ihr dreht sich die Spindel des Himmels lauttönend mit ihren Wirbeln. Diese Sphärentöne haben körperlichen Bestand in himmlischen Sirenen, von denen jede die Pleias, die siebensaitige Hermesleyer in der Hand hält. In der achten allumfassenden Sphäre thront Zeus, der Weltökonom, unwandelbar. Von ihm aus gehen zwei Boten: der himmlische Hermes — der mächtigen Rede und Fügung Künstler, und Apollo der Poet, der der uranischen Sirenen Gesang und Spiel zu einem Tone einigt. In jeder der sieben unteren Sphären steht Eine und indem die Kreise sich drehn, greift sie in die Saiten und

schlägt einen Ton an. Innerhalb der siebenten Sphäre steht Polyhymnia, die Erfinderin der Harmonie, in nachdenkender Stellung, den Zeigefinger auf dem Munde, ein tief sinnendes Wesen. Sie steht als Herrscherin über den Plejaden, dem Siebengestirn, dem Geschlecht der uranischen Sirenen, welches zauberisch alles unter die Herrschaft des Zeus fügt, denn wie die sieben zusammenfallenden Töne auf diese Weise eine einzige Harmonie bilden, den Einlaut der himmlischen Sirenen, so müssen die Stimmen des Weltalls zum Einklang sich fügen, in einen einzigen Hymnenton sich auflösen, um die Nähe Gottes zu documentiren! Dies ist nach Pythagoräischer und Platonischer Auffassung die Harmonie der Sphären, an welche die übrige Weltordnung, der Kreislauf der Dinge aufwärts und abwärts gebunden ist; ein Philosophem der Urzeit, welches der ägyptischen Priesterlehre entnommen ist, nach welcher das aufgestellte rollende Rad in den Tempeln den Kreislauf der Dinge im Allgemeinen bezeichnete; nach welcher Polygnot in der Lesche zu Delphi, wo er ausschliesslich Religionsgeheimnisse darstellte, die Schicksalsgöttin mit dem Fusse das Rad: Prefericolo genannt, regieren lässt, während sie in der Hand Buch und Griffel hält, Sentenzen einzuzeichnen. Sphäricität war Bedingung aller Vollkommenheit und Schönheit; Sphäricität war das Merkmal der himmlischen Region, des in geistiger Verwandtschaft zu ihr Stehenden. Darum knüpfte jene Lichtlehre des Orients auch das Geschick an die Sphäricität und die Bewegungen der Planeten und der Sterne, denn Gott, der Mensch und das Geschick lassen sich nicht trennen.

Darüber waren alle Urvölker einig und diese Ansicht findet ihre höchste wissenschaftliche Beglaubigung in der Cabbala. Bestimmte Lehrsätze derselben lauten also:

Das Leben des Universums besteht in einem ununterbrochenen Kreislauf von centrifugalen und centripetalen Aktionen.

Die Gottheit im Universum bildet ein in sich selber kreisendes Leben, das weder Anfang noch Ende hat.

Die Gottheit verhält sich zu der Schöpfung, wie das Centrum zur Peripherie.

Es giebt einen Akt der Centrifugal-Aktion Gottes und einen Akt der Centripetal-Aktion. Die Centrifugal-Aktion Gottes besteht in einer stufenweis fortschreitenden Offenbarung und Entwickelung von Wesen und Welten; in einem grossen, aus drei Regionen bestehenden Gesammt-

leben. Die Centripetal-Aktion der Gottheit hingegen besteht in dem Zusichziehen der Geschöpfe. Centrifugalität und Centripetalität ist Allmacht und Liebe, schaffende und erlösende Kraft. Daher selbst in der Gottheit ein steter Wechsel von centrifugaler und centripetaler Bewegung.

Die dritte Weltregion, auf welche der Mensch angewiesen ist, in welcher das Ideale sich zum Realen depotenzirt hat, ist der Spiegel der zwei oberen Regionen; verhält sich zu den oberen wie Original und Copie; doch im Grossen wie im Kleinen finden dieselben Gesetze sich wieder. Der Mensch unten setzt sich durch Formen in die Gleichförmigkeit mit der oberen Form.

Die Creatur besteht aus drei verschiedenen Existenzstufen, einer allgemeinen, besonderen und concreten — Einheit, Vielheit und Allheit. Das allgemeine Sein begreift: den Geist; das besonderliche Sein: die Seele; das concrete Sein: den Leib. Die Creatur bildet in ihrer Dreiunterschiedenheit ein in sich selber kreisendes, in der Identität ihrer Einheit, Vielheit und Allheit sich selbst bethätigendes Leben, ähnlich wie die Gottheit. Der Anfang geht in das Ende, das Ende in den Anfang über.

Die Creatur hat ein naturnothwendiges Bedürfniss zu empfangen, um durch die Einswerdung mit dem, was sie nicht ist, ihre Mangelhaftigkeit zu ergänzen. Diese ihre doppelte Empfänglichkeit richtet sich nach innen und oben zum Urquell oder in das Centrum, nach aussen und unten zu der Mitexistenz oder in die Peripherie. Die Neigung zum Centrum und zur Peripherie begründet im Leben der Creatur einen beständigen, oscillirenden Wechsel; ein Gegensatz negirt den andern; ruft, wenn er bis zur Vollendung und Sättigung gesteigert ist, seinen entgegengesetzten Pol hervor. Daher die Creatur ein ewiges, in sich selber fortschreitendes Kreisleben bildet. Der oscillirende Wechsel von Thätigkeit und Leiden ist Centripetalität und Centrifugalität.

Das Leben breitet sich in einem zweifachen Kreislauf aus, von denen einer in den andern beständig eingreift. Der erste Kreis, welcher von aussen nach innen und von innen nach aussen geht, bedingt die Existenz des concreten Daseins. Der zweite, so von unten nach oben und von oben nach unten gewendet, unterhält die Verbindung des

Concreten mit seiner höheren Lebenswurzel. So ist der Mensch immer ganze Totalität.

Der ursprüngliche Fall des Menschen wiederholt sich durch ein fortschreitendes Losreissen von Gott. Diese überwiegende Centrifugalität nimmt ab, wenn das Leben in seiner höchsten Centricität angelangt ist; der Mensch kehrt alsdann in kleineren excentrischen Kreisen zu dem verlornen Mittelpunkt der Seele wieder. Der Böse hingegen wird nach dem Tode in immer grössere excentrische Bahnen geschleudert, aus dem Kreise der Harmonie ausgestossen.

Das gefallene menschliche Leben besteht in einem grossen, in eine weite excentrische Bahn gezogenen Rotationsumschwung, der wieder unendlich viele relative Umschwünge in sich begreift, welcher mit der Erscheinung des irdischen Daseins anhebt, mit der Zerstörung desselben endet. Es ist Evolution und Involution seiner selbst.

Ebenso ist in der Cabbala oft von einer cyklischen Rotation der Schöpfung, vom harmonischen Kreislauf der stillen Ewigkeit die Rede. So heisst es z. B.: die dreieinige Gottheit*) bildet ein sich selbst erregendes, ewig in sich kreisendes, absolutes Leben. Ebenso bildet die Creatur und die gesammte Schöpfung mit ihren drei Stufen ein in sich kreisendes, sich in sich selbst erregendes und bedingendes Leben.

Alles dies sind Grundideen der Cabbala, die sich in unerschöpftem Parallelismus in derselben verstreut finden. Ich habe so lange dabei verweilt, um es fest zu begründen, dass Gott sich selbst an die Sphäre gebunden hat, der Mensch und das Schicksal es ebenfalls sind, weil im Weltall sich überall dieselbe typische Gesetzmässigkeit wiederfindet. Nach der Ansicht des Pythagoras stand der Mensch zu Gott in einer ersichtlichen und in einer geheimen magischen Beziehung. Diese letztere knüpfte er sowohl wie die Cabbalisten und Astrologen seiner Zeit an die Sphärenwelt. Er schloss sich der ägyptischen Ansicht an: die Seele sei aus dem kalten und warmen Aether entnommen, ein subtiler Körper voll Mond- und Sonnensubstanzen, der sich erst nach der Form des Körpers formt, den sie belebt und gänzlich durchdringen soll. Um das flüchtige, expansive Element der Seele zu bezeichnen, verkörperten die Aegypter die Seele durch den Sperber und liessen sie nach dem Tode

*) Dreieinig bezieht sich hier auf: Einheit, Vielheit und Allheit.

einen zweiten Tod sterben, durch welchen sich die Trennung der Seele und des Geistes vollzog. Dieser Ansicht schloss sich Pythagoras nicht an, sondern er kettete den luminösen Theil der Seele fest an die höhere Lichtpotenz. Treu dieser Analogie schrieb er ihr die sphäroïde Schicksalsbahn vor, die sie selbst zu beschreiben hatte, inmitten von anderen sphäroïden Schicksalslinien, die den Menschen umkreisen, wie der Stern seine firmamentische Bewegung inmitten anderer Sternenbahnen verfolgt.

Gott ist die Einheit und versteht allein die Einheit in der Vielheit festzuhalten; er regelt die Einheit der Bewegungen aller Gestirne, er regelt die Einheit der Bewegungen aller Geschicke; er ist Herr der Sphären und was er lenkt, muss Sphärenbahnen zeichnen, der firmamentischen Operation sich anschliessen. Was aus der Sphäre heraustritt, in capriziösem, ungeregeltem Rhythmus sich fortbewegt, bleibt zwar im Zusammenhange mit Gott, verliert jedoch den Charakter des absolut Göttlichen. Das unabwendbare Dekret der Gottheit ist eine Schicksalslinie, die uns sphärisch umgiebt, in deren Sphärenkreis wir gewaltsam hineingelenkt werden und den wir beobachten können, noch ehe wir ihn ganz durchzogen haben. Eine Krankheit zum Beispiel, die schwach anfängt, in ununterbrochener Entwicklung in uns fortwirkt, mit den Jahren sich steigert, haben wir als ein unabwendbares Dekret der Gottheit zu betrachten, unsre Auflösung von ihr zu erwarten. Eine Krankheit hingegen, welche periodisch auftritt, uns einmal an den Rand des Grabes bringt, zu Zeiten uns ganz verlässt, deren Ab- und Zunahme von äusseren Einflüssen bedingt wird, ist als eine irdische Fügung zu betrachten, die wir abwenden können, der Pflicht der Selbsterhaltung gemäss auch abwenden sollen. Der Glaube an die Sphärenlinie des Schicksals, an den geregelten Kreislauf der Dinge lebt tief im Menschen; so tief, dass er ganze Völker in den Fatalismus hineintreibt, die meisten Menschen das Unabwendbare oft mit dem Abwendbaren verwechseln. Wenn wir z. B. moderne Kriege verfolgen, so werden wir fast immer die Erfahrung machen, dass diejenige Partei Sieger bleibt, welche die ersten Schlachten gewonnen hat und zwar desshalb, weil die Zuversicht auf den bereits dokumentirten Beistand Gottes, der Hinblick auf die leuchtend gezogne Schicksalslinie die anfangs siegenden Heere begleitet, den Unterliegenden fehlt. Und doch gehören Kriege nie zu den unabwendbaren Dekreten der Gottheit; in jeder einzelnen Schlacht ist dem freien Willen, der energischen Thatkraft, dem die Situation ändernden Zufall ein unendlicher Spielraum gegönnt. Das Sphärische ist das Ununterbrochne, ruhig sich Entwickelnde, im gleichmässigen Fortschritt

dem Endziel Zustrebende. Wenn die Apollopriester im Unklaren darüber waren, ob eine dunkle Schicksalslinie den Menschen sphärisch umgab oder nicht, stellten sie nur den gewaltsamen Versuch an, die Aktion zu hemmen, einen Stillstand herbeizuführen. Gelang ihnen dies, so war es ein sichrer Beweis, dass die Schicksalslinie keine kreisende Bewegung verfolgte, dass sie in eine excentrische Bahn hineingetrieben werden konnte. Alles, was unterbrochen werden kann, ist abwendbar und abzuwenden, vorausgesetzt, dass dem Menschen die nöthige Klugheit und Kühnheit zu Gebote steht. Alles periodisch Auftretende, ungeregelt Fortschreitende ist nicht das von Gott Ausgehende, das absolut Göttliche; denn Gott ist wie die Liebe das einende Princip, das im ruhigen Wechsel Beharrende, Schönheit und Ebenmass gründend, den Kreislauf der Welten bestimmend. Was von ihm ausgeht und zu ihm gehört, verfolgt wie das All auch eine ruhig kreisende Bewegung. Wie und von welcher Seite daher der Schicksalsbegriff des Pythagoras aufgefasst wird, er nöthigt immer zu einer Hymne Gottes, er drängt immer zur richtigen Gotterkenntniss hin. Ein Atheïst könnte den Lehrsatz behandeln, er wäre genöthigt, dem orientalischen Grundprincip zu huldigen, welches: Emanation und Rückkehr zu Gott heisst, oder er könnte die Sätze überhaupt nicht beweisen. Den Apollopriestern leisteten sie die wichtigsten Dienste, denn sie liessen sie die Grenzlinie finden, die zwischen dem drohenden oder warnenden Orakelspruche lag, und was noch schwerer war, sie enthüllten ihnen, in welchen Fällen der Ausspruch Warnung und Drohung zugleich enthalten musste, da das irdische Schicksal mit dem unabwendbaren Dekret der Gottheit zusammenfällt, wenn es dem Menschen an autonomischer Kraft und an Sittlichkeitsgefühl gebricht, es abzuwenden.

Dem Pythagoras war die Divination ein Theil der Moral, denn das natürlich in uns geprägte Gesetz der Vernunft, welches uns zur Klugheit verhilft, spricht nur, wenn weder die Schuld noch die Leidenschaft den Geist verfinstert. Wenn wir die Sätze: Oberhalb des Mondes wird alles in fester Ordnung von der Vorsehung und dem, dem göttlichen Willen folgenden Geschick geleitet, ohne dass ein Eingriff stattfindet. Unterhalb des Mondes aber regieren vier Ursachen: Gott, das Geschick, unsre Wahl und der Zufall — wenn wir die Sätze fest in's Auge fassen, so ist es immer der zweite, welcher unser Menschenthum berührt, daher eines umfassenden Commentars bedarf.

Innerer Zwiespalt ist mit uns geboren; der Trieb: das Joch der

göttlichen Gesetze abzuschütteln, liegt im Menschen, die Macht der Versuchung tritt von Aussen an ihn heran. Trotzdem ist das ethische Gefühl so wach in Allen, dass nur die Wenigsten den Tag mit dem schnöden Vorsatz anfangen: Heut wirst du diese oder jene böse That verrichten, Dem oder Jenem Schaden zufügen. Die Meisten jedoch wissen die Opportunität von der Sünde nicht zu unterscheiden, wenn es sich darum handelt, einer Gefahr zu entgehen oder sich selbst einen Vortheil zu verschaffen auf Kosten Anderer. Jeder Mensch, in dem das Gottesbewusstsein nicht das Hervorragende ist, gewahrt in sich einen dunklen, ungewissen Abgrund, ähnlich der Meerestiefe, in welcher nicht ausgebildete Gestalten und Gedanken, sondern nur Lebensagitationen herumzucken; jeder solche Mensch trägt ein ängstliches Gefühl von Sein oder Nichtsein mit sich. Wird dieses Gefühl durch die Annäherung einer Gefahr, einer am Horizonte sichtbaren hieroglyphischen Schicksalslinie erhöht, so steigert es sich zur Furcht, Seelenpein, zu qualvolleu Vorgefühlen vor dem Ungewussten. Es war dies der Zustand, welcher Tausende und aber Tausende den Orakeltempeln zutrieb, oft schon mit verbrecherschweren Gedanken, dies oder jenes zu thun, um sich Hülfe zu verschaffen, von einem drohenden Uebel zu befreien. Diesem Seelenzustande mussten die Orakelpriester Rechnung tragen. Das warnende Orakel durfte die Macht der Versuchung nicht erhöhn, durfte die criminelle Spontaneïtät im Menschen nicht anregen. Angst treibt sehr oft zur Verwegenheit, lässt die böse That nur zu leicht als Nothwendigkeitsschwere erscheinen. Daher mussten die Aussprüche der Apollopriester oft drohend gefasst sein, auch wenn es sich um eine irdische Fügung handelte, die abzuwehren es nur einer Warnung bedurft hätte. Die Orakelpriester gingen von dem bestimmten Grundsatz aus: dass, wenn selbst der Accord zwischen dem göttlichen und menschlichen Willen fehlte, dennoch ein fortwährender Schöpfungsakt zwischen der absolut göttlichen und relativ endlichen Vernunft bestehen, Homogeneïtät der Vernunft herrschen musste. Die Vernunft war nicht blos die Fähigkeit, Alles durch Vernunftschlüsse zu prüfen, sondern das göttlich in uns geschriebne Gesetz: immer das Richtige zu wählen, immer das Rechte zu thun. Dass das Untere das Obere erregt, war Grundlehre der Cabbala. Die Thaten der Menschen wirken auf die Gottheit zurück; ihrer magischen Kraft nach zeichnen sie sich ein in den oberen Urbildern, so dass das äussere Leben mit seinem Thun und Wirken sich in der Ewigkeit reflektirt. Gott präsidirt und der Mensch wählt den Fakultäten seiner Seele entsprechend die That. So lange keine Abweichung vom Princip des Guten stattfindet, so lange die vier praktischen Tugenden

der Seele: Klugheit, Kühnheit, Mässigkeit und Gerechtigkeit vorwalten, findet kein Eingriff statt, behält der Mensch die volle Freiheit, sein eignes Schicksal zu gestalten. Wenn die Gottheit jedoch durch die vier Hauptunschönheiten der Seele: durch Thorheit, Feigheit, Masslosigkeit und Ungerechtigkeit erregt und sollicitirt wird, so tritt ein anderes Verhältniss ein; Gott nimmt den irdischen Schicksalsfaden mehr und mehr in die Hand, der Mensch büsst den grössten Theil seiner Freiheit und autonomischen Kraft ein, behält nur noch die Macht, durch sein ferneres sittliches Verhalten einen Theil des Verlornen wiederzugewinnen oder Alles zu verlieren. Ist letzteres der Fall, häuft der Mensch Thorheit auf Thorheit, Schwäche auf Schwäche, Schuld auf Schuld, so tritt der Moment ein, wo Gott den irdischen Schicksalsfaden gänzlich in die Hand nimmt, das Verhängniss mehr und mehr heranreift, bis es mit dem unabwendbaren Dekret der Gottheit zusammenfällt. Für solche Fälle musste der Orakelspruch derartig ertheilt werden, dass die Warnung als Drohung gefasst werden konnte, wenn der Fragende die Warnung verschmähte, gewaltsam in die Bahn des Guten und sittlich Schönen einzulenken versäumte.

Das Orakelwesen der Urzeit beruhte vor Allem auf grosser Menschenkenntniss; darum wurden, ausgenommen in Rom, wo es schon keine eigentlichen Orakelpriester mehr gab, die Antworten nicht sofort ertheilt, sondern man suchte durch Vorbereitungen, Riten und Ceremonien immer erst zu einem Urtheil über den Fragenden zu gelangen. Es gab in der antiken Zeit sehr viel Menschen, welche die Haupt-Seelenkräfte: Klugheit, Kühnheit, Mässigkeit und Gerechtigkeit besassen; doch es gab ausserordentlich Wenige, in denen diese Eigenschaften im harmonischen Gleichmass standen. Mehr Kühnheit als Klugheit besitzen, kann schon in die Verwegenheit hineintreiben; mehr Klugheit als Kühnheit kann schon die Energie zur That lähmen. Die zwei grössten Klippen, an denen die Idealität des Menschen scheitert, sind: Schwäche zum Guten und Spontaneïtät zum Bösen. Kühnheit, welche sich in einer dunklen That concentrirt, ist dem Menschen viel mehr eigen, als eine stete, ruhig sich gleich bleibende Energie, die die Forderung jeder Minute bewältigt. Pythagoras nannte Menschen, die sich in harmonische Uebereinstimmung mit dem Göttlichen zu setzen verstanden, ein Bild der Totalität repräsentirten: irdische Dämonen, stellte sie den Heroen vollständig gleich. Solche Menschen voll ideeller Kraft, die den Stempel der Freiheit und Persönlichkeit an sich trugen, consultirten die Orakel äusserst selten;

sie selbst besassen die Gabe der Erleuchtung in dem Grade, welcher zum umfassenden Verständniss der Begebenheiten führt.

Darum giebt es so wenig prägnante Antworten im Orakelwesen, weil die absolut Guten und die absolut Bösen in den seltensten Fällen im Unklaren waren, was sie zu thun oder zu lassen hatten; die Hauptfragensteller in sich selbst schwankende, durch begangene Thorheiten und Sünden schon halb gebrochene Naturen waren.

Der Schicksalsbegriff des Pythagoras trug neben dem ethischen Element das Gepräge einer reinen, ewigen Vernunftwahrheit so sehr in sich, dass die Orakelpriester ihn zum kosmischen Gesetz erhoben, aus welchem sie den Quell der Offenbarung schöpften, den sie zur Führung der Menschen nöthig hatten. So ist er auf die Nachwelt gekommen, doch ohne jeden Commentar. Der kürzeste, den er selbst in sich trägt, ist dieser: Je mehr der Mensch nach Gotteserkenntniss strebt, desto höher steigert sich der Grad seiner autonomischen Kraft, wird er Herr seines irdischen Schicksals, wird all sein Thun und Wirken zur Freiheit verklärt.

Kritische Betrachtungen über das Orakelwesen.

Im Orakelwesen spiegelt sich die Geschichte der Menschheit und spiegelt sich zugleich der complicirte Organismus des einzelnen Menschen ab. Dem Orakelwesen in antik reiner Form präsidirte vor allem Gott; später traten Orakelgötter und Dämonen auf: Jupiter Ammon in Lybien, Bakis in Creta, Asklepios in Epidauros, Amphiaraus in Theben, Trophonius in Böotien. In Dodona und Delphi beherrschten heilige Naturkräfte und Lichtmächte zum Wohl der Menschheit das Orakelthum. In den Todtenorakeln hingegen vertraten finstre, unheimliche Gewalten diese Stelle; in der Verfallzeit endlich vermischten sich all' diese Elemente; das Orakelthum wurde ein gedoppeltes Zwitterwesen, trat einmal absurd tragisch, das andere Mal criminell lächerlich auf; trug manchmal den Charakter des Religiös-Politischen, manchmal den des Diplomatisch-Verfänglichen. Die Urtheile über die Divination sind eben darum so falsch und abweichend von einander, weil erst am Schlusse, in den ersten Jahrhunderten des Christenthums, über die Orakel am meisten geschrieben und disputirt wurde. Entschiedne Anhänger der Institution behaupten: der Aberglaube allein sei die Quelle alles orakulösen Unsinns und aller Verbrechen gewesen; stellen daher den Aberglauben noch unter den Atheïsmus, da letzterer zum Indifferentismus treibe, doch viel seltner zum Verbrechen als der herrschende Aberglaube. Dieser Ansicht wäre vor allem das Wort des Pythagoras entgegenzusetzen: Die Menschen, wenn sie sich den Göttern nähern, werden besser! Aberglaube und Unglaube entspringen beide aus einem Mangel an Glauben; der Aberglaube bleibt jedoch in einer sehr engen Verwandtschaft mit dem Glauben, kann zu einer Annäherung an das Göttliche führen; vom Unglauben jedoch ist der Glaube vollständig ausgeschlossen, der Aberglaube nicht. Stoïker erklären: nur der Weise sei frei, und haben, wie die Epikuräer und Cyniker, das Orakel aus Stolz nie consultirt. Atheïsten gehören jedoch nie zu den Weisen, selten zu den Philosophen; für sie bestand das innere Bedürfen: Aufschluss über diese oder jene wichtige Sache zu erhalten, die Zukunft

zu enträthseln ganz so wie für andere Menschen; dieses Bedürfen befriedigten sie jedoch niemals auf legitime Art, d. h. durch ein aus dem Glauben an die göttliche Kraft gewecktes Orakel, sondern durch finstere Vorgefühle getrieben, waren sie die Ersten, die zu theils lächerlichen, theils criminellen Mitteln und Institutionen griffen.

Aberglauben und Unglauben sind jedoch sekundäre Mächte im Orakelwesen; um zu einem richtigen Urtheil über dasselbe zu gelangen, entsteht vor Allem die Frage: In wie weit präsidirte Gott dem Orakelwesen und in wie weit kam die Gotteskraft im Menschen dabei zur Geltung?

Cicero, einer der grössten Gegner des Orakelwesens, behauptet: dass alle Weissagungen in unbestimmten, allgemein gehaltnen Ausdrücken abgefasst seien, ohne Bezeichnung des Ortes, der Zeit; es wären nur Worte und Phrasen, die in das Meer des Unbestimmten gestürzt, für die Begebenheiten aller Zeiten passten; ja wenn selbst das eintretende Ereigniss die Prophetie bewahrheitete, wäre sie dennoch falsch, weil sie dem Zufall allein ihre Erfüllung verdanke!

Ohne es zu wollen, spendet Cicero hier dem Orakelwesen der Alten das höchste Lob. Das Bleibende, den verschiedensten Situationen und Verhältnissen sich Anpassende in den Orakelsprüchen der Urzeit ist eben das Göttliche. Alles Dämonische und Infernale wie alles Menschliche ist ephemerer Natur; eine Geburt des Momentes, die auf die Gegenwart einen dominirenden Einfluss ausüben kann, wenn sie die nöthige Pressionskraft in sich trägt, doch dem Gesetze der Zeit sich nicht zu entziehen vermag. Alles Göttliche hingegen ist dauernd, unvergänglich, unvernichtbar! Wenn wir die Orakelsprüche der Urzeit noch besässen und besonders den Schlüssel nicht verloren hätten, sie zu consultiren, so würden wir noch heute aus ihnen Belehrung, heilsamen Rath, göttliche Warnungswinke schöpfen, noch heute den allweisen Gott in den für alle Zeiten gegebnen Sentenzen verehren! Die Orakel der Urzeit, worunter ich die Bakidischen aus Creta verstehe, ferner die des Jupiter Ammon in Lybien, von denen die meisten in den sibyllinischen Büchern enthalten waren, ferner die vom Priester Orpheus ertheilten, welche von seinem Schüler Musäus gesammelt und niedergeschrieben worden sind, so wie die ältesten zu Delphi und Dodona gefällten — all' diese Orakel hatten Bezug auf wichtige historische Begebenheiten, das Dunkel ferner Jahrhunderte mit göttlicher Leuchtkraft entschattend. Es war daher nöthig sie zu sammeln, sie niederzuschreiben, sie als wichtige Dokumente aufzubewahren, was auch geschehen ist. Diese Urorakel mussten den vier herrschenden Potenzen

unterhalb des Mondes: Gott, dem Schicksal, der freien Wahl des Menschen und dem Zufall Rechnung tragen, denn sie waren für Menschen bestimmt. Welche Macht bei so weithinfallenden Ereignissen die herrschende sein würde, vorauszusehen, war bei weitem unmöglicher, als das Ereigniss selbst vorherzubestimmen; es musste daher für diese vier Potenzen ein riesiger Rahmen geschaffen werden, in den sie Spielraum hatten hineinzufallen und da die Hauptpotenz die Gottheit selbst war, so musste die Unermesslichkeit des Raumes und der Zeit angenommen werden, um das Wirken der Gottheit in keiner Weise zu beschränken. Die Orakel mussten vieldeutig sein, weil sie grossartig waren und vermöge ihrer Vieldeutigkeit, welche keineswegs mit dem Begriff: Dunkelheit zusammenfällt, konnte man dieselbe Weissagung auf die verschiedensten Begebenheiten anwenden, was die späteren Chresmologen und Quindecemviren um so lieber thaten, da sie die orakulöse Kraft in sich verlöschen fühlten, sie alle dem Princip huldigten: dass dieselben Ursachen auch stets dieselben Wirkungen haben. Das Vieldeutige wurde zum bestimmten Charakter des Orakulösen erhoben, aus verschiednen Gründen: 1) Um die Orakel für alle Zeiten benutzen zu können, was besonders bei Schlachtorakeln, die den Ausgang eines Kampfes vorher zu bestimmen hatten, thunlich war. 2) Um dem Zorne mächtiger Herrscher und böswilliger Tyrannen zu entgehen, welche die Wahrheit hören wollten, ohne sie ohne Groll und Rachegefühle ertragen zu können. 3) Im Fall es drohende oder warnende Orakel waren, um den freien Willen der Menschen nicht zu binden, ihnen die Macht zu lassen, die Drohung in eine Warnung umzugestalten. 4) In Berücksichtigung der Schwäche der menschlichen Natur im Allgemeinen. 5) Dem Willen der Gottheit gemäss, welche schonend den Schleier des Nichtwissens über die Zeit und Art des Todes gebreitet hat.

Die Wahrheit des Gesagten wird am besten hervortreten durch die Anführung einzelner in der Urzeit gefällter Orakelsprüche.

Plutarch, im Leben des Demosthenes, führt ein Schlachtorakel an, welches vor der Niederlage der Athener bei Cheronea ertheilt wurde, die grösste Bestürzung im Heere erregte. Es lautete also: Könnte ich mich von der Schlacht des Thermodon entfernen! ein Adler werden, um aus der Wolkenhöhe diesen Kampf zu betrachten, wobei der Besiegte weinen, der Sieger seinen Untergang finden wird!

Die Niederlage der Athener bei der Schlacht war vollständig und Philipp der Macedonier, der Sieger, starb 2 Jahre später. Dennoch behaupteten griechische Autoren, das Orakel sei falsch, da die Schlacht

nicht am Flusse Thermodon geschlagen worden war, woselbst die Schlacht bei Platea stattgefunden hatte und weil Philipp nicht unmittelbar durch die Schlacht starb, sondern erst 2 Jahre später.

Zur Erklärung diene nun Folgendes: Das Orakel war ein in der Urzeit gefälltes, der sibyllinischen Sammlung entnommenes; in der Urzeit trugen die Flüsse, wie die Berge ganzer Ländergebiete einen und denselben Namen; in Phrygien z. B. hiessen damals alle Berge Dindyme und Kybele, die Bergmutter daher auch Dindymene; der Strom Thermodon floss in Cappadocien, zwischen dem schwarzen und kaspischen Meere im kaukasischen Hochland; nach ihm wurden kleinere Flüsse vielfach benannt; das Wort Thermodon ist also hier nur als Flussbezeichnung im Allgemeinen zu fassen; eine Flussverwechslung konnte gar nicht stattfinden, da das Orakel unmittelbar vor der Schlacht ertheilt wurde. Was den Tod des Philipp anbelangt, so muss derselbe in einen sehr grossartigen Zeitbegriff hineinversetzt werden; wie das Jahrhundert klein erscheint im Hinblick auf die Ewigkeit, so erscheinen zwei Jahre ein flüchtiger Moment, wenn man sie Jahrhunderte früher in's Auge fasst. Das Orakel war durchaus richtig; davon legt die Bestürzung der Athener vor der Schlacht ein eben so sicheres Zeugniss ab, als der tragische Ausgang des Kampfes. Es war ferner lebenswahr, in unausgesetzter Wiederholung seine Gotteskraft bewährend, unsterblich wie die platonischen Ideen. Wenn wir noch heutigen Tages Orakeltempel hätten, würde es als ein Gottesurtheil den Ausgang vieler Kämpfe charakterisiren; dazu dienen, die infernale Göttin Zwietracht zu verscheuchen; man könnte es den Thränen des Konfutse: des grossen Chinesen zur Seite stellen, die er jedesmal vergoss, wenn er von einem hohen Berge aus die sich untereinander bekämpfende, erbitterte und feindlich sich verwundende Menschheit betrachtete.

Ein einem mächtigen Herrscher gegebnes Orakel ist folgendes: Trajan, ehe er die Parther angriff, wünschte ein Orakel zu consultiren, doch ihm fehlte der Glaube an die göttliche Kraft der Divination im Menschen. Er sandte daher vorerst einen *Ballon d'essai* nach Heliopolis zu dem Orakel des Jupiter Ammon in der Form eines versiegelten, leeren Papiers, welches er jedoch sofort leer und uneröffnet zurückerhielt. Also überzeugt, dass es eine Wissenschaft des Nicht-Gewussten gebe, liess er jetzt direct anfragen, ob er nach dem Kriege nach Rom zurückkehren würde? Die Orakelpriester schickten ihm eine grünende Weinrebe in Stücke zerschnitten nach Rom, welche natürlich vertrock-

net ankam. Dennoch fasste Trajan diese allegorische Antwort günstig auf und unternahm den Krieg. Er starb dabei und nur seine Knochen wurden nach Rom zurückgebracht. Gegner des Orakelwesens behaupteten nun, eine so doppelsinnige, auf Leben und Tod bezügliche Antwort müsse naturgemäss immer eintreffen, denn die grünende Weinrebe sei ein Symbol des Lebens, das Zerstückeln derselben ein Symbol des Todes; das divinatorische Element sei also hier gar nicht vertreten. Auf diese Bemerkung lässt sich erwiedern, dass ausser Leben und Tod auch zwei andere Fälle möglich gewesen wären: die Gefangennahme des Trajan oder seine Verwundung, die ihm die Rückkehr unmöglich gemacht hätte. Todesorakel mussten zweideutig sein, nicht blos aus Furcht vor Gewaltigen, die sich Hofastrologen hielten, deren ungünstige Aussprüche sie oft mit dem Tode bestraften; sondern weil es feststehendes Princip im Orakelwesen war, in politische Thatsachen nur dann entscheidend einzugreifen, wenn die Interessen des eignen Landes auf dem Spiele standen. Der grösste Theil menschlicher Handlungen würde unterbleiben, wenn die Unternehmer ihren Tod mit Gewissheit voraussähen. Zeichen und Worte dienten im Allgemeinen dazu, den Ausgang einer Begebenheit anzudeuten, vor unglücklichen Schicksalsschlägen zu warnen; lähmend wirken durften sie nur in den Fällen, wo der Fragende gegen das göttliche Gesetz verstiess oder im Begriff stand, das Wohl und die Sicherheit des Vaterlandes zu gefährden. Selbst in derartigen Fällen trat die energische Drohung häufig an die Stelle des direkten Verbots, da der Gehorsam nicht erzwungen werden konnte; das Ansehn, die Würde der Orakelpriester sehr gelitten hätte, wenn ihren Befehlen nicht entsprochen worden wäre.

Ein aus politischen Rücksichten vieldeutig ertheiltes Orakel ist folgendes: Unter die cerealischen Gesetze des Triptolemus gehörte das Verbot: Verletze die arbeitenden Thiere nicht! In der frühsten Königsperiode in Athen beim Feste der Diipolien, welche dem Stadtgotte Zeus Polieus zu Ehren gefeiert wurden, frass ein Stier die Schaubrote vom Altar des Gottes, wurde des Frevels wegen von einem Priester, Thaulon mit Namen, todtgeschlagen. Der Uebertretung des Gesetzes schuldig, musste derselbe landesflüchtig werden und zog sich nach Creta zurück. Eine bald darauf eintretende Dürre, Misswachs und Hungersnoth brachten es den Athenern zum Bewusstsein, dass sie eine Ungerechtigkeit an Thaulon begangen hatten. Sie berichteten den Fall in Delphi und consultirten das Orakel, wie sie der Landesplage schleunigst

ein Ende machen könnten? Die Antwort lautete: der Flüchtling selber soll das Uebel lösen! Der zurückgerufne Thaulon, der inzwischen in die strengen Sühngesetze Cretas eingeweiht worden war, erklärte den Vertretern der Stadt: nicht er sei zu versöhnen, sondern der beleidigte Gott und schlage er daher vor, alle Jahre auf der Burg zu Athen einen Stier auf Kosten der Stadt zu opfern und wolle er selbst dies erste Sühnopfer verrichten. Die Athener befolgten seinen Rath, liessen ihn unter grossem Ceremoniell das erste autorisirte Stieropfer darbringen, welches den Grund zu den Buphonien, den einfachen Stieropfern, wie zu den Hekatomben, den feierlichen Staats-Stieropfern legte. Die Würde eines Stieropferpriesters blieb fortan im Priestergeschlechte der Thauloniden zu Athen eine erbliche Würde.

Das politisch Vieldeutige des Orakels wird erst dann verständlich, wenn man in's Auge fasst, dass die Athener seit lange mit dem cerealischen Gebot des Triptolemus: den Ackerstier nicht zu tödten, in Conflict gekommen waren. Je mehr die Stadt sich bevölkerte, desto dringender trat das Bedürfniss hervor, den Bedarf an Lebensmitteln zu erhöhen. Niemand jedoch durfte wagen, ein Gesetz zu widerrufen, welches unter die heilig gehaltenen Satzungen der Thesmophorien und der Eleusinien gehörte. Hier nun war ein Ausweg gefunden; der Stier hatte gegen den Schutzgott der Stadt gefrevelt, den Tod verdient. Der kurze Ausspruch: der Flüchtling selber soll das Uebel lösen! sanktionirt die That des Thaulon, zeigt ihm sowohl wie den Athenern den Weg zu dem, was geschehen muss, ohne gegen das herrschende Religionsgefühl des Volkes zu verstossen. Der Stier wird in einem Akt der Sühne hingeopfert und Alle essen von seinem Fleische; das Schlachten des Ackerstieres wird fortan unter religiöse Obhut gestellt, ein Stieropfer selbst nach der Ceresfeier zu Eleusis eingeführt. Der Ausweg war so glücklich, dass sich bald Gesetz gegen Gesetz erhob, nämlich: dass alle Thiere, welche vom Opfermahle zehren, als Opferthiere der beleidigten Gottheit zu betrachten seien. So wurde das Getreide fressende Schwein zum Opferthier des Dionysos und der Ceres gewählt, sein Fleisch zur Nahrung für das Volk benutzt, trotz des antiken Gebotes: man solle sich begnügen mit cerealischen Gaben.

Ein Orakel, welches dem Willen der Gottheit gemäss schonend den Schleier des Nichtwissens über einen bevorstehenden Todesfall breitet, ist folgendes von Apulejos erwähnte: Ein gewisser Rutilien frägt: welche Lehrer er seinem Sohne geben solle? Die Antwort der

Orakelpriester lautet: Pythagoras und Homer. Der Vater schaffte die Bücher des antiken Sängers, die von den Schülern des grossen Weltweisen verfassten Schriften an. Nach wenigen Tagen jedoch starb der Sohn und der Vater erkannte trauernd die dunkle Fassung einer scheinbar ganz harmlosen Antwort.

Dieses Orakel war jedoch auch in einem anderen Sinne vieldeutig für den, der die Lehrmethode des Pythagoras mit der Sokratischen vergleicht. Die weisen Orakelpriester würden sich gescheut haben, zu antworten: Sokrates und Homer oder Homer und Pythagoras. Sie antworteten: Pythagoras und Homer, obgleich der Chronologie nach Homer voranstehen sollte. Pythagoras war die grösste Lehrkraft des Alterthums; er fand das durchdringende Band alles Weltsinns in Gott und schlang es gewaltsam um die sich zersplitternde Welt; inmitten des Heidenthums lehrte er den strengsten Monotheïsmus — dennoch lautete der Eid der Pythagoräer, den Empedokles der Nachwelt erhalten hat:

Nein, bei dem, der gelehrt den Viersatz unsrem Geschlechte,
Urquell, ewiger Natur Verwurzelungen enthaltend!

Dieser Eid ist ein Beweis, dass seine Schüler jedes seiner Worte für heilig und unverbrüchlich wahr hielten, er ihrerseits vor Treulosigkeit und Verrath geschützt war, denn der ewig herrschende Gottgedanke ihres Meisters lebte und wirkte in ihnen fort. Sokrates hingegen ist von seinen Zuhörern angegeben worden und einem ungerechten Urtheilsspruche erlegen. Hinter diesem Urtheilsspruche jedoch blitzt ein Aristophanisches Wetterleuchten hervor und spielt in ferne Jahrhunderte hinüber. Sokrates, obgleich Monotheïst, hat eine Wolkenwelt zwischen Gott und die Menschen gelagert; Sokrates galt im Alterthume als der Prometheus en miniature, der ein zweites Mal die Fesseln des Menschengeistes sprengte, nicht um die titanische, sondern die disputirende Kraft desselben zu entfesseln. Innerhalb der Sokratischen Lehrmethode findet die Ironie, die Satyre, der Hohn, der Spott, der Parteigeist, jede menschliche Leidenschaft freien Spielraum. Man kann sokratisch lehren und doch ungöttlich lehren, wie einzelne italienische Humanisten es wohl bewiesen haben; ja das Geheimniss, die Wissenschaft ganz von Gott zu trennen, lag innerhalb der Sokratischen Lehrmethode. Sokrates führte die Geister durch Irrgänge hindurch zur Wahrheit; tauchte sie in Schatten, ehe sie zum Licht gelangten, leitete durch Widersprüche zur Erkenntniss. Das Lehrtalent des Pythagoras hingegen bestand in der Concentration. Vornweg schrieb er den Lehrsatz an die Tafel; der Satz an sich sandte Bannstrahlen aus, um die Geister an die in ihm enthaltne Wahrheit zu ketten, an das Correspondirende dieser Wahr-

heit mit dem Göttlichen. Alles Gegensätzliche, alles Disputiren, Erwägen des Falschen, alles Schattenhafte war ausgeschlossen. Nur die Logik, die Beweiskraft dominirte, nur unmittelbare Erkenntniss wurde erstrebt. Der Geist, der nur Licht athmet, steht höher als der Geist, der sich mühsam zum Lichte emporringt.

Das Orakel, so kurz und bündig es war, verleugnet seinen göttlichen Ursprung nicht, denn die Schüler des Pythagoras waren Ideale an sittlicher Reinheit, an Menschenwürde, an tiefem Wissen und Gotterkenntniss, wie kein zweiter Lehrer sie geschaffen. Pythagoras verdiente daher als bester Lehrer und Lehrer der Besten genannt zu werden.

Schonungslos hingegen waren die Orakelsprüche Verbrechern gegenüber, welche den Zorn der Götter herausgefordert hatten. Als Crius, König der Insel Euboea, sich das zweite Mal nahte, den Tempel zu Delphi zu berauben und auf den Doppelsinn des Orakels bauend, es vorher consultirte, um den Spruch nach seinem Wunsche deuten zu können, verkündet ihm die Pythia ganz unumwunden: Der fatale Moment nähert sich! Die cretensischen Priester beflecken ihre Hände nicht im menschlichen Blute! Apollo selbst wird seine Pfeile auf den Räuber des Parnassus lenken und das Gedächtniss dieser Strafe wird nie ersterben! Durch dieses Orakel nicht abgeschreckt, griff Crius mit seinen Schaaren dennoch den Tempel an und verlor im Kampfe mit den Delphiern sein Leben.

Auch Stolz und Hochmuth wurden in dem Schuldigen mit gleicher Strenge vernichtet. Ein Reicher errichtet dem Apollo eine prachtvolle Aedicula im heiligen Hain zu Delphi, bringt als Erstlingsopfer vor derselben eine Hekatombe dar und frägt, wie Apollo das Opfer empfangen habe? Die zurückweisende Antwort lautet: Ich wohne mit weniger Vergnügen im brillanten Olymp, als in den Seelen der Frommen; die einfache Gerste des berühmten Hermione ist vor meinen Augen angenehmer gewesen, als die Hekatombe, denn der Weise allein versteht zu opfern.

Wenn hier von einer Hekatombe die Rede ist, so muss man darunter nicht lebende Thiere verstehen, denn Brandopfer wurden dem Apollo nur von Schafen und Ziegen dargebracht, nie von Stieren. Es war Sittte, für die Hekatomben Thiere aus Teig zu bilden, welcher aus einem Gemisch von Weihrauch, Myrrhen und aromatischen Oelen bestand und den Körper dieser Thiere mit Honig zu füllen, der beim Heraus-

quellen statt des Blutes zu Libationen benutzt wurde. Solche Thieropfer hiessen Hostiae und standen im Gegensatze zu wirklichen Thieropfern — Victimae genannt. Dennoch war es nur den Reichen möglich, eine Hekatombe zu opfern, denn sie bedingte grosse Vorbereitungen und Ceremonien, an denen sich die höchsten Opferpriester betheiligen mussten.

Noch strenger wurde folgendes Orakel gefällt, welches Suidas erzählt und mehrere Jahrhunderte vor Christo der Zeit nach versetzt: Thulis, König von Aegypten, frägt das Orakel des Serapis: Du, der Herr des Feuers, der Du den Lauf des Himmels beherrschest, sage mir die Wahrheit: Gab es jemals, wird es jemals einen Mächtigeren geben als ich bin? Die hochpoetische Antwort auf diese verwegne Frage lautete: Erstens Gott, dann das Wort; der Geist mit ihnen, Alle sich in Einem vereinend, dessen Macht nicht endigen kann. Entferne Dich schnell, Sterblicher, dessen Leben immer ungewiss ist! Beim Herausgehen wurde Thulis ermordet.

Hier hat Thulis, im Machtdünkel schwelgend, den Zorn der Gottheit erregt; das Orakel wird gleichzeitig zur Nemesis, vorhomerisch gefasst, die ihre sittliche Entrüstung dem Sterblichen nicht verbirgt, der in menschlicher Natur erschaffen, sich höher dünkt, als Menschen ziemt. Das Ueberschreiten der menschlichen Schranken führt in's Verderben; Sittlichkeit sowohl als Schönheit hat ihre Bedingung im Mass und in der heiligen Scheu; wer Beides verletzt, lockt die Ate herbei, die Verderben bringende Macht, der die Keren, die Göttinnen der Todesgeschicke, auf dem Fusse folgen. Es giebt keine strengere Nemesis als das beleidigte Naturgesetz; dies war Hauptgrundsatz aller Orakelpriester, deren Wissenschaft auf genauer Kenntniss der Naturgesetze beruhte, die im sittlichen Cosmos als ethische Wahrheiten sich wiederfinden. Der König Thulis war dem beleidigten Naturgesetz wie der beleidigten Gottheit anheimgefallen, die den Uebermuth, die Hybris auf der Erde zu bändigen weiss; darum treiben ihn die Priester schnell aus dem Tempel, enthüllen ihm das richtende Wort, verweigern ihm den einzigen Trost, den sie ihm geben könnten — den Trost, das Nichtgewusste zu erleiden.

Schuldlosen Menschen und edlen Heroen wurde jedoch der Tod stets allegorisch, mit Berücksichtigung der menschlichen Natur, verkündet. So dem Herakles, dem Liebling der Götter. Er frug das Orakel zu Dodona, wann seine Dienstbarkeit unter der Omphale, der

Königin von Lydien, endigen würde? Die Peliaden versprachen ihm nach 15 Monaten Befreiung von allen Leiden. Es war dies die Zeit seines durch die Sklavin Jole und die Eifersucht der Dejanira herbeigeführten Todes, den ihr prophetischer Blick erschaut hatte, sie in priesterlicher Milde ihm wie ein fernes Hoffen tröstend verkündeten.

Heroen im Kampfe mit Menschen wurden immer als unter dem Schutze der Orakelgötter stehend betrachtet; fanden daher unter den Priestern eifrige Vertheidiger, in Zeiten der Gefahr auch Erretter. Davon legt folgendes Orakel Zeugniss ab:

Der Athlet Cleomedes von Astypaläa hatte bei öffentlichen Spielen im Faustkampfe seinen Gegner: den Iccus, besiegt, ihm bei der Vehemenz des Kampfes den Leib aufgeschlitzt, ohne es zu wollen. Die vorsitzenden Preisrichter versagen ihm des unbeabsichtigten Mordes wegen den Preis. Darüber verfällt Cleomedes in Schwermuth und Wahnsinn, reisst in einem krankhaften Wuthanfalle einen Pfeiler um, der einer Schule als Stütze diente, so dass 60 Knaben der Stadt unter den Ruinen desselben begraben werden. Die darüber empörten Bürger wollen ihn steinigen, nöthigen ihn zu seiner Rettung in den Tempel der Athene zu flüchten, wo ein herbeieilender Priester ihm schnell ein sicheres Versteck anweist, damit das rachedürstig eindringende Volk ihn nicht zu entdecken vermag, obgleich es Tempelgeräthe und Kasten zerschlägt, um ihn zu finden. Endlich wird das Orakel zu Delphi consultirt: Wo der Aufenthalt des Verschwundenen sei? Die Antwort lautete entschieden: Die Astypaläer möchten abstehen von jeder weiteren Verfolgung, den Cleomedes fortan als den letzten der Heroen verehren.

Man ersieht aus diesem Orakel, dass die Vieldeutigkeit wegfiel, wo kein Grund war, sie festzuhalten; derartige Fälle standen jedoch als Exception da, im Allgemeinen gehörte Vieldeutigkeit zum Wesen des Orakulösen. Es gehörte überdies ein sehr grosser Muth dazu, bei wichtigen Dingen Orakel zu consultiren; ein Muth, der in der Römerzeit in so weit abgenommen hatte, dass Privatpersonen die kleinlich-häuslichen Sorgen, welche sie vor ihren Hausaltären in Form des Gebetes kleideten, in die Orakeltempel übertrugen, als Fragen an die Götter ein zweites Mal emporsandten; während der Staat allein das Orakel noch bei grossen historischen Ereignissen consultirte. Wären die Aussprüche in Form einer plumpen Eröffnung ertheilt worden, hätten sie den Charakter einer niederschmetternden Wahrheit getragen, so hätte man eben so wohl

daran gethan, die Orakeltempel zu schliessen, denn der Menschheit hätte die Kraft total gefehlt, sie zu besuchen. Man ertrug die unheimlichen Schlundorakel des Trophonius, weil die Prophezeihung gewöhnlich ein Lichtbild war im Vergleich zu den Schattenbildern, die man in der unterirdischen Höhle geschaut hatte; man ertrug das unheimlich Gespenstische der Todtenorakel; man ertrug die im nächtlichen Taumeltanz von Rasereien begleiteten bakidischen Orakel — die nackte Wahrheit hätte man jedoch nicht ertragen. Die menschliche Natur empört sich leider gegen nichts so sehr, als gegen die Wahrheit, darum konnte dieses stets in der Flucht begriffene Götterkind auch in den Orakeltempeln nicht heimisch werden. Um dies zu verstehen, ist der Unterschied zwischen selbsständig auftretenden Propheten und angestellten Orakelpriestern festzuhalten. Hellsehende Propheten wurden nicht gefragt; sie durften das Wort der Wahrheit ungeschwächt verkünden in seiner Göttlichkeit, auch in seiner Furchtbarkeit, wenn der Geist der Prophetie ihnen wichtige Begebenheiten oder Strafgerichte Gottes enthüllte; es gab dafür verschiedne Gründe. Erstens ertragen Menschen in der Gesammtheit schwere Schicksalskatastrophen leichter als der Einzelne ein verschuldet oder unverschuldet tragisches Geschick; zweitens: konnte man ihnen nach Belieben Glauben schenken oder nicht, waren sie daher weniger der Gefahr ausgesetzt, zur Rechenschaft gezogen zu werden und ihr eignes Gewissen mit dem Effekt eines niederschmetternden Wortes zu belasten. Die Orakelpriester hingegen standen als Menscheu dem Menschen gegenüber; ein unmittelbar geistiger Rapport fand statt, dem sie den Charakter des Göttlichen in den meisten Fällen benommen haben würden, wenn sie Antworten gleich Todespfeilen in die Herzen gesenkt hätten. In der Urzeit gotterfüllte Priester, später feuerraubende Prometheusgestalten, die in künstlicher Ekstase das göttliche Licht der Divination stahlen, mussten sie gleichzeitig grossartige Diplomaten sein, denn die Orakeltempel waren ebensowohl social-politische als religiöse Institutionen. Als Diplomaten erfanden sie das strahlenförmige Wort, welches in die verschiedensten Regionen hinüberspielend, sie selbst niemals Lügen strafte; als Diplomaten erfanden sie das wuchtig schwerfallende Wort, welches die unheilige Neugier stillt, inopportunen Fragen ein Ende macht; als Diplomaten schöpften sie tief aus dem Schoosse der Allegorie, der Beziehung des Bildes auf die Idee, so zwar, dass wie bei der Sonnenbarke der Isis oft 20 verschiedne Ideen sich mit einem Bilde verknüpften; als Diplomaten verstanden sie, dass das Mysterium des Schweigens nicht in dem beruht, was man nicht sagt, sondern in dem, was man zu viel oder zu wenig

sagt. Die Orakeltempel späterer Zeit waren Ursitze der Diplomatie; dort ersetzten die aus allen Weltgegenden herbeiströmenden Pilger die fehlenden Zeitungen und Telegramme. Dort wurde das politische Geheimwissen betrieben und studirt, orakulös jedoch nur halb entschleiert. Die Schleier der Urzeit waren nicht gewebt, um zu entschleiern, sondern um zu verschleiern; dieser antike Schleierbegriff ist tief mit den Gesetzen des Orakelwesens und der Diplomatie verwebt; ewig ungelüftete Schleier erregen immer heilige Scheu bei den Menschen; wie man die Orakel consultirte, um Alles zu wissen, nur die unbedingte Wahrheit nicht, so sprach man von jeher über die Politik, um Alles zu erfahren, nur die absolute Wahrheit nicht. Das diplomatische Wissen verdrängte das religiöse und naturphilosophische Wissen mehr und mehr aus den Orakeltempeln, bis endlich die Institution erlosch, die Orakelpriester fehlten, die Diplomaten allein das von ihnen eingeführte System der Vieldeutigkeit beibehielten und entwickelten. Niemand wirft ihnen dieses vor, denn es beruht auf gründlicher Sach- und Menschenkenntniss; eben so wenig darf man es den Orakelpriestern vorwerfen, die das Organ der Weltsympathie in sich trugen, vollendete Menschenkenner sein mussten.

Das Ansehn aller Tempel und Institutionen beruht auf dem Andrang der Menge, der Art, wie einem praktischen Bedürfniss entsprochen wird. Orakeltempel galten als Heilstempel; sie durften daher nicht einem Gerichtshof oder einer Strafanstalt gleichstehen, wo Urtheilssprüche kalt und schonungslos verkündet werden. Das Wort der Divination an sich, besonders wenn es das Wort der sich enthüllenden Gottheit ist, klingt ernst, grossartig, trifft elektrisch. Der Magnet der Orakelpriester, um die Nationen heranzuziehn, lag nicht in der unmittelbaren Verkündigung dieses gewaltigen Wortes, sondern in der Kunst es zu vermenschlichen, es ertragungsfähig zu machen und so entstand die Vieldeutigkeit der Orakel.

Dämonische Kräfte.

Als der Parteienkampf gegen das Orakelwesen begann, wurde von den Gegnern desselben die Behauptung aufgestellt, es sei eine Institution des Teufels; das Unbegreifliche in der Divination sei nur auf Rechnung böser Geister und Dämonen zu setzen. Diese Ansicht ist so sehr die herrschende geblieben, dass Niemand bisher gewagt hat, sie gründlich zu widerlegen, dass man den Zorn vieler Culturhistoriker erregen würde, wenn man sie gänzlich läugnen wollte; sie ist so oft wiederholt worden, dass dieser Ansicht auch eine Scheinwahrheit zu Grunde liegen muss, für welche sich die Menschen bekanntlich am meisten enthusiasmiren, viel mehr als für die absolute Wahrheit selbst. Der grösste Feind der Wahrheit ist nicht die Lüge, sondern die individuelle Meinung, der leidenschaftliche Aufschrei halb unterrichteter, mit Vorurtheilen genährter Seelen. Wissenschaft ist in diesem Falle das einzige Gegengift aller falschen Raisonnements, Philosophie die einzige Macht, welche den Grundfaden der Wahrheit aus dem verwirrten Knäuel von Halbwahrheiten, Irrthümern und Scheinwahrheiten loszulösen vermag.

Das ganze Alterthum ist von der Heiligkeit der Dreizahl beherrscht. Wie es drei Arten der Philosophie giebt, so giebt es auch drei Stufen der Wahrheit: die praktische oder politische Wahrheit, die das reale Leben regeln, vernünftige Menschen schaffen soll; die contemplative, höhere Wahrheit, welche zur Erkenntniss Gottes und der Weltgesetze führen soll; die der mystischen Philosophie entlehnte absolute Wahrheit, welche die Geheimnisse des Universums durch Intuition erschliessen, auf Gesetze der sichtbaren Welt gestützt, das Unaussprechliche zu sagen, das Unermessliche zu messen, das Unergründliche zu ergründen wissen soll.

Eine Fundgrube praktischer Wahrheiten liegt z. B. in volksthümlichen Sprüchwörtern. „Der Wein ist das Pferd des Reisenden“, sagten die Griechen. „Ein Stich zur rechten Zeit spart zehn andere“, sagen die Engländer, eingedenk der grossen Wahrheit: Zeit ist Geld. Wenn ich diese Sprüchwörter volksthümlich nenne, so unterscheide ich sie

Königin von Lydien, endigen würde? Die Peliaden versprachen ihm nach 15 Monaten Befreiung von allen Leiden. Es war dies die Zeit seines durch die Sklavin Jole und die Eifersucht der Dejanira herbeigeführten Todes, den ihr prophetischer Blick erschaut hatte, sie in priesterlicher Milde ihm wie ein fernes Hoffen tröstend verkündeten.

Heroen im Kampfe mit Menschen wurden immer als unter dem Schutze der Orakelgötter stehend betrachtet; fanden daher unter den Priestern eifrige Vertheidiger, in Zeiten der Gefahr auch Erretter. Davon legt folgendes Orakel Zeugniss ab:

Der Athlet Cleomedes von Astypaläa hatte bei öffentlichen Spielen im Faustkampfe seinen Gegner: den Iccus, besiegt, ihm bei der Vehemenz des Kampfes den Leib aufgeschlitzt, ohne es zu wollen. Die vorsitzenden Preisrichter versagen ihm des unbeabsichtigten Mordes wegen den Preis. Darüber verfällt Cleomedes in Schwermuth und Wahnsinn, reisst in einem krankhaften Wuthanfalle einen Pfeiler um, der einer Schule als Stütze diente, so dass 60 Knaben der Stadt unter den Ruinen desselben begraben werden. Die darüber empörten Bürger wollen ihn steinigen, nöthigen ihn zu seiner Rettung in den Tempel der Athene zu flüchten, wo ein herbeieilender Priester ihm schnell ein sicheres Versteck anweist, damit das rachedürstig eindringende Volk ihn nicht zu entdecken vermag, obgleich es Tempelgeräthe und Kasten zerschlägt, um ihn zu finden. Endlich wird das Orakel zu Delphi consultirt: Wo der Aufenthalt des Verschwundenen sei? Die Antwort lautete entschieden: Die Astypaläer möchten abstehen von jeder weiteren Verfolgung, den Cleomedes fortan als den letzten der Heroen verehren.

Man ersieht aus diesem Orakel, dass die Vieldeutigkeit wegfiel, wo kein Grund war, sie festzuhalten; derartige Fälle standen jedoch als Exception da, im Allgemeinen gehörte Vieldeutigkeit zum Wesen des Orakulösen. Es gehörte überdies ein sehr grosser Muth dazu, bei wichtigen Dingen Orakel zu consultiren; ein Muth, der in der Römerzeit in so weit abgenommen hatte, dass Privatpersonen die kleinlich-häuslichen Sorgen, welche sie vor ihren Hausaltären in Form des Gebetes kleideten, in die Orakeltempel übertrugen, als Fragen an die Götter ein zweites Mal emporsandten; während der Staat allein das Orakel noch bei grossen historischen Ereignissen consultirte. Wären die Aussprüche in Form einer plumpen Eröffnung ertheilt worden, hätten sie den Charakter einer niederschmetternden Wahrheit getragen, so hätte man eben so wohl

daran gethan, die Orakeltempel zu schliessen, denn der Menschheit hätte die Kraft total gefehlt, sie zu besuchen. Man ertrug die unheimlichen Schlundorakel des Trophonius, weil die Prophezeihung gewöhnlich ein Lichtbild war im Vergleich zu den Schattenbildern, die man in der unterirdischen Höhle geschaut hatte; man ertrug das unheimlich Gespenstische der Todtenorakel; man ertrug die im nächtlichen Taumeltanz von Rasereien begleiteten bakidischen Orakel — die nackte Wahrheit hätte man jedoch nicht ertragen. Die menschliche Natur empört sich leider gegen nichts so sehr, als gegen die Wahrheit, darum konnte dieses stets in der Flucht begriffene Götterkind auch in den Orakeltempeln nicht heimisch werden. Um dies zu verstehen, ist der Unterschied zwischen selbsständig auftretenden Propheten und angestellten Orakelpriestern festzuhalten. Hellsehende Propheten wurden nicht gefragt; sie durften das Wort der Wahrheit ungeschwächt verkünden in seiner Göttlichkeit, auch in seiner Furchtbarkeit, wenn der Geist der Prophetie ihnen wichtige Begebenheiten oder Strafgerichte Gottes enthüllte; es gab dafür verschiedne Gründe. Erstens ertragen Menschen in der Gesammtheit schwere Schicksalskatastrophen leichter als der Einzelne ein verschuldet oder unverschuldet tragisches Geschick; zweitens: konnte man ihnen nach Belieben Glauben schenken oder nicht, waren sie daher weniger der Gefahr ausgesetzt, zur Rechenschaft gezogen zu werden und ihr eignes Gewissen mit dem Effekt eines niederschmetternden Wortes zu belasten. Die Orakelpriester hingegen standen als Menscheu dem Menschen gegenüber; ein unmittelbar geistiger Rapport fand statt, dem sie den Charakter des Göttlichen in den meisten Fällen benommen haben würden, wenn sie Antworten gleich Todespfeilen in die Herzen gesenkt hätten. In der Urzeit gotterfüllte Priester, später feuerraubende Prometheusgestalten, die in künstlicher Ekstase das göttliche Licht der Divination stahlen, mussten sie gleichzeitig grossartige Diplomaten sein, denn die Orakeltempel waren ebensowohl social-politische als religiöse Institutionen. Als Diplomaten erfanden sie das strahlenförmige Wort, welches in die verschiedensten Regionen hinüberspielend, sie selbst niemals Lügen strafte; als Diplomaten erfanden sie das wuchtig schwerfallende Wort, welches die unheilige Neugier stillt, inopportunen Fragen ein Ende macht; als Diplomaten schöpften sie tief aus dem Schoosse der Allegorie, der Beziehung des Bildes auf die Idee, so zwar, dass wie bei der Sonnenbarke der Isis oft 20 verschiedne Ideen sich mit einem Bilde verknüpften; als Diplomaten verstanden sie, dass das Mysterium des Schweigens nicht in dem beruht, was man nicht sagt, sondern in dem, was man zu viel oder zu wenig

sagt. Die Orakeltempel späterer Zeit waren Ursitze der Diplomatie; dort ersetzten die aus allen Weltgegenden herbeiströmenden Pilger die fehlenden Zeitungen und Telegramme. Dort wurde das politische Geheimwissen betrieben und studirt, orakulös jedoch nur halb entschleiert. Die Schleier der Urzeit waren nicht gewebt, um zu entschleiern, sondern um zu verschleiern; dieser antike Schleierbegriff ist tief mit den Gesetzen des Orakelwesens und der Diplomatie verwebt; ewig ungelüftete Schleier erregen immer heilige Scheu bei den Menschen; wie man die Orakel consultirte, um Alles zu wissen, nur die unbedingte Wahrheit nicht, so sprach man von jeher über die Politik, um Alles zu erfahren, nur die absolute Wahrheit nicht. Das diplomatische Wissen verdrängte das religiöse und naturphilosophische Wissen mehr und mehr aus den Orakeltempeln, bis endlich die Institution erlosch, die Orakelpriester fehlten, die Diplomaten allein das von ihnen eingeführte System der Vieldeutigkeit beibehielten und entwickelten. Niemand wirft ihnen dieses vor, denn es beruht auf gründlicher Sach- und Menschenkenntniss; eben so wenig darf man es den Orakelpriestern vorwerfen, die das Organ der Weltsympathie in sich trugen, vollendete Menschenkenner sein mussten.

Das Ansehn aller Tempel und Institutionen beruht auf dem Andrang der Menge, der Art, wie einem praktischen Bedürfniss entsprochen wird. Orakeltempel galten als Heilstempel; sie durften daher nicht einem Gerichtshof oder einer Strafanstalt gleichstehen, wo Urtheilssprüche kalt und schonungslos verkündet werden. Das Wort der Divination an sich, besonders wenn es das Wort der sich enthüllenden Gottheit ist, klingt ernst, grossartig, trifft elektrisch. Der Magnet der Orakelpriester, um die Nationen heranzuziehn, lag nicht in der unmittelbaren Verkündigung dieses gewaltigen Wortes, sondern in der Kunst es zu vermenschlichen, es ertragungsfähig zu machen und so entstand die Vieldeutigkeit der Orakel.

Dämonische Kräfte.

Als der Parteienkampf gegen das Orakelwesen begann, wurde von den Gegnern desselben die Behauptung aufgestellt, es sei eine Institution des Teufels; das Unbegreifliche in der Divination sei nur auf Rechnung böser Geister und Dämonen zu setzen. Diese Ansicht ist so sehr die herrschende geblieben, dass Niemand bisher gewagt hat, sie gründlich zu widerlegen, dass man den Zorn vieler Culturhistoriker erregen würde, wenn man sie gänzlich läugnen wollte; sie ist so oft wiederholt worden, dass dieser Ansicht auch eine Scheinwahrheit zu Grunde liegen muss, für welche sich die Menschen bekanntlich am meisten enthusiasmiren, viel mehr als für die absolute Wahrheit selbst. Der grösste Feind der Wahrheit ist nicht die Lüge, sondern die individuelle Meinung, der leidenschaftliche Aufschrei halb unterrichteter, mit Vorurtheilen genährter Seelen. Wissenschaft ist in diesem Falle das einzige Gegengift aller falschen Raisonnements, Philosophie die einzige Macht, welche den Grundfaden der Wahrheit aus dem verwirrten Knäuel von Halbwahrheiten, Irrthümern und Scheinwahrheiten loszulösen vermag.

Das ganze Alterthum ist von der Heiligkeit der Dreizahl beherrscht. Wie es drei Arten der Philosophie giebt, so giebt es auch drei Stufen der Wahrheit: die praktische oder politische Wahrheit, die das reale Leben regeln, vernünftige Menschen schaffen soll; die contemplative, höhere Wahrheit, welche zur Erkenntniss Gottes und der Weltgesetze führen soll; die der mystischen Philosophie entlehnte absolute Wahrheit, welche die Geheimnisse des Universums durch Intuition erschliessen, auf Gesetze der sichtbaren Welt gestützt, das Unaussprechliche zu sagen, das Unermessliche zu messen, das Unergründliche zu ergründen wissen soll.

Eine Fundgrube praktischer Wahrheiten liegt z. B. in volksthümlichen Sprüchwörtern. „Der Wein ist das Pferd des Reisenden“, sagten die Griechen. „Ein Stich zur rechten Zeit spart zehn andere“, sagen die Engländer, eingedenk der grossen Wahrheit: Zeit ist Geld. Wenn ich diese Sprüchwörter volksthümlich nenne, so unterscheide ich sie

von allegorischen Sprüchwörtern, die statt der Wahrheit die Beziehung auf die nicht ausgesprochene Idee enthalten. „Die Keule des Herakles zerbrechen“, heisst noch in der Jetztzeit: das Unmögliche thun wollen.

Unter die der contemplativen Philosophie entlehnten höheren Wahrheiten gehören diejenigen, welche zu allen Zeiten, unter allen Umständen wahr sind, ihre bildende Mission der Menschheit gegenüber stets erfüllen. Die Lehrsätze des Pythagoras wurden eben desshalb Orakel genannt, weil sie diesen göttlichen Stempel der Unsterblichkeit an sich trugen. Wenn er z. B. sagt: „Wirf lieber einen Stein dem Zufall hin, als ein müssiges, unnützes Wort; die Zunge soll nur das Instrument der Vernunft sein“; so ist diese Warnung, nie masslos zu sprechen, für uns noch eben so wichtig, als sie es für seine Schüler war.

Oder: „Der Rede die Freiheit benehmen, heisst dem Absynth die Bitterkeit benehmen, so dass er nur noch weggeschleudert zu werden verdient“; so ist der Vergleich nicht nur für den Tyrannen Phalaris von Creta berechnet, sondern gegen die Tyrannei aller Zeiten gerichtet; Pythagoras erklärt jede Philosophie, die die Uebel der Welt oder der Seele nicht heilt, für unnütz. Wahrheiten, welche nur relativ oder nur temporär wahr sind, hätten inmitten der antiken Weltweisheit gar keinen Platz gefunden. Wenn Oken z. B. in seiner Naturphilosophie den Satz aufstellt: „Es giebt keine andre Wissenschaft, als von einem Nichts das Nichts allein ist erkennbar, weil es nur eine einzige Eigenschaft hat, nämlich die: keine zu haben, — und an einer anderen Stelle fortfährt: Die Linie ist ein langes Nichts, die Fläche ein hohles Nichts, die Sphäre ein dickes Nichts“ etc. — so würden ihm diese Wahrheiten nicht nur vom empedokleischen, sondern von jedem Standpunkt aus bestritten worden sein, da sie den Anspruch, als höhere Wahrheiten zu gelten, nicht machen können.

Die der mystischen Philosophie entlehnte absolute Wahrheit gehört in das Gebiet der Metaphysik. Metaphysik war in der Urzeit die in das Mysterienwesen hineingedrängte Mystik, die nur durch Symbole gelehrt wurde, deren geistvollster Interpret Orpheus der Priester war. Seine Nachfolger, die Exegeten und Ordenspriester, liehen den Schlüssel zum Verständniss dieser mystischen Wahrheiten nur periodisch, nur den Eingeweihten nach dem Grade der erhaltnen Weihe. Es gab keine discursive Lehrmethode für Ideenwahrheiten, die mehr einer Deutung als einer Erklärung fähig waren. Es gab jedoch Ideenwahrheiten, die tief im Bewusstsein der Urlehrer der Menschheit ruhten, mit ihrem Glauben an Gott, Untergötter und Dämonen, der Beziehung des Menschen zu diesen Lichtpotenzen und Mittelwesen zusammenfielen. Dahin ge-

hörte vor Allem der Glaube an den Demiurgos und die ihm entlehnte dämonische Kraft im Menschen. Durch diesen Glauben war für die Gegner des Orakelwesens der Stützpunkt gefunden, es als eine Institution des Teufels zu bezeichnen, wobei nur mit dämonischen Kräften agirt würde, Gutes und Böses geschähe, welches in keiner Weise auf Gott zurückzuführen wäre. Wahr ist an dieser Scheinwahrheit nur dieses: dass die dämonische Kraft im Menschen als eine übermenschliche, dem Göttlichen entgegengesetzte Kraft von jeher betrachtet wurde und zu betrachten ist. Es entsteht also vorerst die Frage: Was nannten die antiken Völker dämonische Kraft? Und ferner die zweite: In wie weit kam die dämonische Kraft beim Orakelwesen zur Geltung? Wer jedoch die Beantwortung dieser Fragen übernehmen und über dämonische Kräfte sprechen will, der muss einen Theil jener ungesagten Ideenwahrheiten enthüllen, welche instinktartig unter den antiken Völkern pulsirten, nach denen gehandelt, mit denen gesiegt und triumphirt wurde, denen Niemand jedoch die plastische Wortform zu geben wagte, da es für Profanation gehalten wurde. Alles Wissen ist mit der Theorie des Wissens verknüpft. Die Nacht der Ignoranz gebiert Schattenbilder, Schreckgestalten, furchterregende Phantome, Irrthümer, die auf's Neue Irrthümer erzeugen. Die erkannte Wahrheit, selbst die kühnste, scheinbar gefährlichste, ist immer eine Leuchte, die zum Verständniss unsrer selbst, des Weltgetriebes, der Stellung Gottes zu der Welt verhilft. Jede Wahrheit ist höheren Ursprungs. Ob wir dieselbe glauben oder nicht, sie aussprechen oder nicht, wir Menschen haben keine Macht über dieselbe; sie bricht sich Bahn in Thaten, wenn nicht in Worten und zwingt uns durch das Gesetz des Seins, ihr dennoch zu huldigen. Plato sagt: Die Wahrheit suchen und kennen heisst nicht in die Seele eine Sache einführen, welche früher nicht darin gewesen ist, sondern es heisst: zum Bewusstsein bringen, was in der Intelligenz ruht — es ist Erinnerung. Dieser Auffassung zufolge giebt es weder gefährliche noch unheilige Wahrheiten; es giebt jedoch dunkle Begriffe, welche von einer übernatürlichen Welt erleuchtet werden müssen. Diese übernatürliche Welt ist das Intellektuelle im Menschen, welches aus dunklen Begriffen die Wahrheit oder Ideen hervortreten lässt.

Gott.

Für die antiken Völker gab es drei Hauptmysterien: Gott, die Unsterblichkeit der Seele und das Mysterium der schöpferischen Kraft. Das Wesen eines Mysteriums liegt nicht allein in seiner Unergründlich-

keit, sondern in der Anziehungskraft die es ausübt, um ergründet zu werden. Ein Mysterium, welches nicht magnetisch anzuziehen weiss, ist überhaupt kein Mysterium mehr, sondern ein Ungewusstes, welches verdient in der Dunkelheit sich zu verdunkeln. Das Mysterium unterscheidet sich vom Dogma dadurch, dass es dem Flug des suchenden Gedankens ewig neue Flugkraft verleiht, während das Dogma den Flug des suchenden Gedankens hemmt. Darin liegt der Unterschied in der Gotterkenntniss der Orientalen und der Christen. Ihnen war die Gottheit ewig unerschöpflich und unerschöpft, ewig unerforschlich und unerforscht, ein Mysterium des Lichtes, aus dem sie unaufhörlich Strahlen sogen. Was den Charakter des Lichtes nicht an sich trug, das verknüpften sie zwar mit dem Gottbewusstsein, doch nicht mit der Gottheit selbst. Daher der riesige Apparat mythologischer Erscheinungen, welchen sie aufstellten, um das Nichtvollkommne, das nur Halbleuchtende, welches sie als Emanation der Gottheit anerkannten und doch streng von der Gottheit schieden, zu verdeutlichen und zu verkörpern. Gott war und blieb ihnen ein Mysterium des Lichtes, über welches sie keinen Schattenschleier zu werfen und zu weben wagten; der Urquell des Lichtes, dem sie göttliches Wissen, göttliche Kraft und göttliche Liebe entnahmen. Das Forschen im Mysterium der Gottheit, das stille Verweilen bei der Gottheit war ihnen Seligkeit, denn es spielte ihnen den Schlüssel zu allen Räthseln des Weltalls in die Hand. Die Orientalen und antiken Völker sprachen und lehrten ausserordentlich wenig über die Gottheit; sie brachten ihr Hymnen und Lobgesänge dar, die begeistertste Hymne jedoch schlugen sie an durch das lautlose Ausdenken der Gottheit, das geistige Versunkensein in dies höchste Mysterium des Lichtes. Hermes Trismegiste, der grosse Priesterkönig von Aegypten, kleidet die Definition der Gottheit in die aphoristischen Worte: Gott, als Princip gedacht, ist ein überwesentlich Transcendentes! Sonst erwähnt er der Gottheit nur, um Gegensätze zu verdeutlichen. Der Fortschritt im Gottesbewusstsein der Menschen hängt daher auf das Innigste zusammen mit dem Verweilen bei der Gottheit. Wenn ich dem Lichtstrom, der in unberührter Heiligkeit dahinfliesst, mich nähere, so werde ich selbst heilig und skrupulös aufmerksam auf die verschwiegen ertheilten Befehle der Gottheit; wenn ich von ihm mich entferne, so gelange ich in die Tiefenräume des Universums, wo die beschränkte Intelligenz, das Ungeordnete, das Mittelmässige mir begegnet, die Hefe der Materie wohnt. Leicht ist es daher zu verstehen, was göttliche Kräfte sind. Göttliche Kräfte sind Gott entlehnte Kräfte, Göttliche Kräfte sind Lichtkräfte, in höchster Reinheit nur das Göttliche

erzeugend. Das Gute, das Wahre, das Schöne, was wir so im Allgemeinen als das Göttliche bezeichnen, können auch andere Potenzen hervorbringen. Ich kann in höchster Wahrheit dämonisch wahr sein und bin doch nicht göttlich. Göttlich wahr bin ich nur dann, wenn ich in höchster Wahrheit auch das Göttliche fördre und erzeuge. Gott ist göttlich und nur das rein Göttliche lässt sich mit ihm verknüpfen — das ist die tiefste Lösung des Gottgeheimnisses, welche die asiatischen Völker gefunden haben; darüber sind auch wir nicht einen Schritt weiter gekommen. Gott ist ein Mysterium des Lichtes; je mehr wir Licht in uns schaffen, sei es durch Liebe, sei es durch Intelligenz, sei es durch Wahrheit, Seelenschönheit und Güte, desto mehr sind wir göttlich, Gott verwandte und erkennende Wesen; Freude, Friede und Furchtlosigkeit in uns tragend und um uns verbreitend.

Der Demiurgos im Verhältniss zu Gott.

Wir Menschen sind durch tausend Bande mit dem Alterthume verknüpft. Je mehr wir diese Verknüpfung anerkennen, desto grossartiger werden wir sein, desto richtigere und einfachere Begriffe werden wir von den Dingen haben. Gott, von allen Weltweisen gekannt, doch in das Mysterienwesen hineingedrängt, bedingte eine zweite herrschende, das kleinliche Weltgetriebe beherrschende Macht. Diese Macht war der Demiurgos, der Gott der Dämonenwelt. Diese Macht ist in der christlichen Weltanschauung untergegangen, ihr ist durch Christus der Scepter zerbrochen worden. Wenn wir jedoch verstehen wollen, was dämonische Kräfte sind, so müssen wir an den Demiurgos anknüpfen. Die Aegypter nannten ihn: den Gewaltigen, den Fürsten der Materie, den Weltgestalter. Der Demiurgos ist ein Götterdämon, ein zusammengesetztes Wesen, nur zu verdeutlichen, wenn wir seine Stellung zu Gott, zur Dämonenwelt und zu den Menschen genau in's Auge fassen. Hermes, König von Aegypten, lehrt über sein Verhältniss zu Gott Folgendes: Der Demiurgos ist als zweite Weltursache diejenige, welche im Gegensatze zur ersten Gestalt gewinnt, handelnd auftritt und dem Menschen darum näher steht, weil die Geber einzelner Güter nicht Götter sind, welche stets universell wirken, sondern Dämonen. Gott und der Demiurgos bilden daher einen Gegensatz, doch auch eine untrennbare Einheit durch ihre Wesensgleichheit und ihre Machtstellung. Beide stehen nicht unter dem Fatum, sondern sind schicksalbeherrschende und schicksallösende Mächte. Gott thront wie eine Lichterscheinung

über dem Gewirr der intelligiblen Götter; der Demiurgos thront als wahrnehmbarer Gott sowohl über der intelligiblen als über der sinnenfälligen Welt. Gott ist von den Menschen nur schweigend, mit reinen und heiligen Gedanken zu verehren; während als letzter Zielpunkt alles menschlichen Strebens die Wiedervereinigung der Seele mit dem obersten demiurgischen Principe gilt. Harpokrates, der Gott des Schweigens, wurde in der ägyptischen Kunst bekanntlich mit dem Zeigefinger am Munde dargestellt. Die Aegypter betrachteten den Harpokrates als einen pantheïstischen Gott, den sie jedem Götterkreise anschlossen, um anzuzeigen, dass alle Götter, welche man anbetete, in einem Einzigen aufgingen, der ihnen Schweigen auferlegte. Die Wiedervereinigung der Seele mit dem demiurgischen Principe entsprach daher vollkommen der Emanationslehre des Orients.

Wenn wir den Gegensatz zwischen Gott und dem Demiurgos in's Auge fassen, so geht deutlich daraus hervor, dass göttliche Kräfte im gegensetzlichen Verhältniss zu dämonischen Kräften stehen. Wenn wir hingegen die Wesensgleichheit, die untrennbare Einheit der zwei Mächte: Gottes und des Demiurgos, klar erkennen, so ergiebt sich daraus der Beweis, dass dämonische Kräfte gottverwandte Kräfte sein können, obgleich sie es nicht immer sind. Es entsteht die Frage: wann ist die dämonische Kraft eine gottverwandte Kraft? Die dämonische Kraft ist eine gottverwandte Kraft, wenn sie sich in der Verfolgung sittlicher und edler Zwecke selbständig zur schicksalbeherrschenden und schicksallösenden Macht aufwirft, das heisst: einen Dämon höherer Ordnung zu ihrem Führer wählt.

Es entsteht ferner die schwierigere Frage: wie ist die göttliche Kraft von der gottverwandten dämonischen Kraft zu unterscheiden? Dies ist in vielen Fällen leicht, in vielen sehr schwer. Die göttliche Kraft äussert sich oft in der Resignation; in diesem Falle ist es sehr leicht, sie von der dämonischen Kraft zu unterscheiden, welche sich immer als eine zu Thaten treibende Triebkraft dokumentirt. Christus und Muhamed als historische Persönlichkeiten gefasst, illustriren den Unterschied. Wenn jedoch die göttliche Kraft handelnd vorschreitet, dann ist es sehr schwer, den Unterschied zwischen ihr und der gottverwandten dämonischen Kraft in sich selbst oder bei Anderen mit Sicherheit herauszufinden. Fassen wir z. B. Rafael und Michel Angelo in's Auge. Beide sind überaus religiös gebildete Naturen. Michel Angelo steht in seinem Privatleben sittlich reiner und vollkommener da, als Rafael. Dennoch ist Rafael als ausübender Künstler ein Vertreter der göttlichen Kraft; Michel Angelo bei seinem grandiosen Formgefühl, bei

seiner energischen Klarheit ein Vertreter der gottverwandten, dämonischen Kraft. Michel Angelo ist sich dessen so sehr bewusst, dass er bei all seinen Kunstwerken den Ausdruck der titanischen Kraft hoch über den Ausdruck der Schönheit stellt. Er erreicht die Schönheit oft, ohne es zu wollen; den Ausdruck der Kraft erreicht er jedoch immer, weil er das Gepräge seines Innern ist. Michel Angelo hat uns in seinen biblischen und christlichen Compositionen: dem Weltgericht, der ehernen Schlange, der Sündfluth, der Marter des hl. Petrus, der berühmten Kreuzabnahme gezeigt, wie kein anderer Künstler, dass die dämonische Kraft im Dienste Gottes und der Religion stehen, auf das Göttliche gerichtete Zwecke verfolgen kann. Doch sagen wollen, dass Michel Angelo mit göttlichen Kräften agirt habe, das hiesse den aus den Quellen der Antike schöpfenden, Hades-Mächten ihre dunkelsten Geheimnisse ablauschenden Künstler sehr verkennen. Es hiesse ebenso den Charakter der göttlichen Kraft verkennen, denn das Furchtbare kann nicht mit göttlichen, sondern nur mit dämonischen Kräften geschaffen werden. Die dämonische Kraft, welche sich nicht bis in's Furchtbare steigert, ist überhaupt keine dämonische, die Schwäche in das Nichts zurückstürzende Kraft. Das Charakteristische der dämonischen Kraft ist das Grenzenlose, die Verwirklichung des Niegewesenen, die Ausführung des scheinbar Unmöglichen. Die dämonische Kraft ist in sich gebrochen, wenn sie zweifelt; sie muss glauben — nicht an den Beistand Gottes und der Menschen, sondern an sich selbst und ihre eigene Uebermacht. Wäre die dämonische Kraft im Menschen nicht durch Momente des Zweifels gebrochen, so würden wir eine Welt verkörperter Dämonen besitzen. So aber stehen sie vereinzelt da, denn der Mensch ist an das Geheimniss seiner Schwäche viel mächtiger gebannt, viel dringender gemahnt, als an das Geheimniss seiner gottverwandten dämonischen Kraft.

Der Demiurgos im Verhältniss zur Dämonenwelt.

Der menschliche Geist war nach der Vorstellung der Orientalen in der primordialen Welt, das heisst: vor dem Sündenfalle, eine ungetheilte Einheit von Seelenkräften. Dieser Zustand hatte nach dem Sündenfalle aufgehört. Der menschliche Geist sowohl wie die Natur zerfiel in ein Gewirr sich spaltender, sich widerstrebender, sich ineinander verwickelnder Kräfte. Aus diesem Zustande war die allgemeine Völkerannahme von dem Dasein und dem Einfluss guter und böser Gewalten, welche fortan Macht über den Menschen besitzen würden, hervorgegangen.

Selbst der intellektuell Gebildete schlug den Ausweg ein, die schwer aufzufassende Weltregierung innerhalb dieses chaotischen Treibens und Kräftegewirrs durch Mittelwesen auf Erde und Menschen wirken zu lassen. Der Demiurgos war das Hauptmittelwesen an der Spitze anderer Dämonen, der Heroen, der Astral- und Elementargeister. So entstand die Dämonenlehre bei allen Völkern und unter allen Himmelsstrichen. In der Mythologie traten all' diese Wesen verkörpert auf als Götter, Geister und Untergeister, als höhere und niedere Dämonen. Durch fortlaufende Tradition waren Dämonen in das System von Geistern aufgenommen, die vom Scheitelpunkt des Himmels bis in die Eingeweide der Erde Alles regierten, die Seelen hüteten. Dämonen waren die Hebel, wodurch alle Erscheinungen in der Körper- und der Geisterwelt bewirkt wurden, namentlich die aussergewöhnlichen.

Das Verhältniss des Demiurgos zur Dämonenwelt wird durch Hermes meisterhaft bezeichnet, wenn er sagt: die Dämonen sind ein Geschlecht, das in der Einheit zur Vielheit wird und ohne Mischung sich mischt!

Diesem Ausspruch gemäss war das Auftreten des Demiurgos im Mysterienwesen der Aegypter. Er war stets von einem fast unerträglichen Gewühl von weltlichen Bildern umschwärmt, von einem dämonischen Hofstaat umgeben, in welchem selbst grausenerregende, blutsaugende Thiere ihren Platz fanden, um ihn als Herrscher über böse Mächte zu charakterisiren. Da im Mysterienwesen die Grösse und Beschaffenheit der Erscheinungen sich stets nach der Grösse der Kräfte oder Gewalten richtete, welche sie repräsentirten, so liessen die Aegypter dem Auftreten des Demiurgos immer eine Veränderung des Luftraumes vorangehen, einen künstlichen Lichteffekt, der ihm jedoch weder Glanz noch Strahlen lieh; er selbst erschien in schattenhafter Feuergestalt, an der einen Seite von Rächerdämonen umgeben, welche Strafbilder vorführten, wie wir sie später im griechischen Orkus wiederfinden; auf der anderen Seite von Künstlern, welche Statuen trugen, herrliche Gefässe verfertigten, Pflanzen und Blumen aus der Tiefe zauberten, die todte Materie auf jegliche Weise schmückten, belebten; die Lust des Werdeprozesses vergegenwärtigten und die Begier nach vergänglichen Werken erweckten. Sein ganzes Auftreten war voll Unruhe, voll unsymmetrischer Schönheit; Staunen, Verwirrung und Schrecken durch ein Gefolge verbreitend, welches sich unstät und schrankenlos wider die Bewegung der Welt verhielt, das trunkene, ekstatische Element verkörperte.

Diesem Auftreten des Osiris, des ägyptischen Demiurgos in den Mysterien, ist das Auftreten des griechischen Dionysos mit seinem Bac-

chantenzuge entlehnt. Der chthonische Gott] Dionysos, identisch mit dem antiken Bacchos, ist der Demiurgos der Griechen. Die intime Verwandtschaft des ägyptischen Osiris mit dem phrygisch-arabischen Bacchos und griechischen Dionysos trat im Mysterienwesen am deutlichsten hervor. Der mit dem Stierkopf abgebildete Osiris, Herrscher der unterweltlichen Amenthi, übertrug auf den Bacchos die Stierwürde und die Stierhörner. Die Beinamen: Tauricornus, Taurifronte, Tauriforme begleiteten ihn durch alle Mysterien; von den Frauen von Eleusis wurde er angeredet: Würdiger Stier! Die Römer, wenn sie Bacchanalien feierten, erkannten sich untereinander als Eingeweihte an einem Stirnzeichen; sie fassten sich gewissermassen an die Hörner — ein Geheimzeichen, welches eine schweigende Anrufung des Gottes bedeutete. Die Nachwelt hat sich ausserordentlich viel Mühe gegeben, diese Bacchoshörner zu erklären; sie nahm an, er trüge sie, weil er zuerst die Ochsen an den Pflug gespannt habe; weil man in der Urzeit sich der Hörner zum Trinken bediente; weil die bacchische Trunkenheit Wuth- und Gewaltausbrüche errege. Diese bacchischen Stierhörner sind ganz einfach das Zeichen einer demiurgischen Kraft; der Stier war in der Urzeit das Symbol der unüberwindlichen Kraft, ein heiliges, gottverwandtes Thier. Nur die Götter, in welchen die Sonnennatur und die Stiernatur verkörpert war, gehörten zu den universellen, pantheïstischen Göttern. Ein derartiger Gott war Bacchos, welcher als Demiurgos das ganze Mysterienwesen der Griechen beherrschte. In den curetischen und lernäischen Weihen, wie in den Lenäen zu Athen wurde er selbst im Stande der Erniedrigung und endlichen Erhöhung vorgeführt. Der ganze Lebenslauf des Bacchos erscheint in diesen Mysterien als ein Vorbild der Heilsordnung; er selbst ein Führer zur Vollendung, Psychagog der Seele und Mystagog des Lebens. Mystagog heisst: Führer zum Lichte; jedem Menschen war nach griechischer Auffassung von Geburt an sein Genius als Mystagog beigegeben. Dieser Genius ist der Dämon der erlösenden Kraft; sich in die Mysterien einweihen lassen, hiess den Gott der Kraft, den Demiurgos selbst zu seinem Führer wählen, es hiess sich mit dem Gott der Kraft identificiren. Es galt für eine Ehre, welche die vornehmsten, hochstehendsten und edelsten Geister nachsuchten. Man lernte in diesen Mysterien Schmerzverachtung, Todesmuth; man schöpfte aus diesen Mysterien Zuversicht auf die Unsterblichkeit der Seele; man fand in diesen Mysterien nach langem ruhelosen Suchen den Begriff der Seligkeit wieder. Diese Seligkeit bestand in einem Anhauch übernatürlicher Kraft. Nebensächlich waren die harmonischen Chöre, die in gedämpften Tönen durch den Raum vibrirten;

der Erguss eines hellen, sanften Lichtes; die ersichtlichen, von feenhaften Traumgestalten durchzognen Visionen. Die vom göttlichen Geiste Ergriffnen schwelgten nicht länger wie die Bacchanten in einem Rausche ekstatischer Freude. — Das Ideal der Vollendung bestand in den ägyptischen wie in den griechischen Mysterien in dem ruhigen Gefühl einer demiurgischen, sich selbst erlösenden Kraft.

Der Demiurgos im Verhältniss zur Menschenwelt.

Der Demiurgos herrscht als schicksallösende und schicksalbeherrschende Macht über Gute und Böse, ohne dass es gelingt, die Grenze zu bestimmen, wo das Reich der Einen anfängt und das der Andern aufhört. Der Mensch ist an das demiurgische Princip gefesselt, weil er im Kampfe mit dem Bösen und der Schöpfer des Bösen ist. Das Böse geht niemals von der Gottheit aus, sondern es hängt mit dämonischen Gegensätzen und Spaltungen zusammen, an welchen die Gottheit keinen Theil hat; es kommt von ausgearteten Kräften im Menschen, welcher die einzelnen natürlichen und körperlichen Potenzen zu Zwecken gebraucht, die der Harmonie des Ganzen entgegengesetzt sind. Das demiurgische Princip ist das das Böse beherrschende Princip; die höchste dämonische Kraft im Menschen daher auch die demiurgische, schicksallösende und schicksalbeherrschende Kraft. Diese dämonische Kraft ist jedoch eine zwiefach gegliederte Kraft, wie auch der Demiurgos als Mittelglied zwischen Gott, der Menschheit und dem in ihr waltenden Bösen dasteht. Ich sagte schon: die dämonische Kraft ist eine gottverwandte Kraft, wenn sie in der Verfolgung sittlicher und edler Zwecke sich selbständig zur schicksalbeherrschenden und schicksallösenden Macht aufwirft. Die dämonische Kraft hingegen ist eine gottentfremdete Kraft, wenn sie das Böse sucht, einen Dämon niedrer Ordnung zu ihrem Führer wählt und das Schicksal auf eine Weise beherrscht, welche den Dekreten der göttlichen Vorsehung widerstrebt. Es ist sehr leicht, diesen Unterschied zu begreifen und ganz entschieden, dass es höchste Aufgabe des Menschen ist, die das Böse wollende dämonische Kraft in sich zu ersticken und höheren Kräften die Herrschaft einzuräumen.

Dazu besitzt der Mensch vorerst die göttliche Kraft, auf deren Entwickelung die Erziehung hauptsächlich berechnet ist. Wäre die göttliche Kraft im Menschen eine unbegrenzte, das Böse stets überwältigende Kraft, so bedürfte der Mensch der dämonischen Kräfte gar

nicht. Die göttliche Kraft im Menschen ist jedoch eine begrenzte Kraft, erstens: Weil die ungetheilte Einheit von Seelenkräften nach dem Sündenfalle in ihm untergegangen ist und zweitens: weil die göttliche Kraft identisch ist mit göttlicher Liebe, göttlicher Ruhe und göttlichem Geiste. Wir sind arm selbst an irdischer Liebe und irdischem Geiste und nie reich genug an göttlicher Liebe und göttlichem Geiste, um das aus inneren Impulsen hervorbrechende und von Aussen auf uns einstürmende Böse überwältigen zu können. In dieser Armuth liegt für uns die Nothwendigkeit zu einer unbegrenzten, das schwach Göttliche in uns überwiegenden Kraft zu greifen und diese höchste, übernatürliche Kraft — das ist die dämonische Kraft, deren sich der Mensch durch fortgesetzte Thatkraft, oft auch erst in entscheidenden, grossen Momenten, bewusst wird.

Warum werden so viele Dichter, Schriftsteller, Componisten bei der Verfolgung ihres Künstlerberufes wahnsinnig? Weil sie von ihren begrenzten Kräften verlangen, was sie von unbegrenzten, dämonischen Kräften allein zu fordern berechtigt wären. Ein Beispiel davon ist Robert Schumann. Wer seine Kreisleriana kennt, hört darin die Zuckungen eines Genies heraus, welches Disharmonien mit orpheïstischen Sphärenklängen verwebt. Liszt und Richard Wagner sind beide auf ihr dämonisches Genie vertrauende Naturen, in welchen jeder innere Zwiespalt geschlichtet ist. Robert Schumann jedoch weiss das Göttliche und das Dämonische in sich weder zu vereinigen, noch zu trennen; dieser heraufbeschworne Conflikt, dies fortgesetzte Schwanken rächt sich schliesslich und stürzt ihn, den Meister nie gehörter Töne, in das Bereich des Wahnsinns!

Ein harmonisch gebildeter Mensch muss sich seiner göttlichen, dämonischen und physischen Kräfte vollständig bewusst sein; nur dann kann er ohne Nachtheil seiner selbst und Anderer damit agiren, das Ideal der dämonischen Schönheit in sich und bei all' seinen Schöpfungen erreichen. Die Orientalen wie die Griechen hatten die bestimmtesten Gesetze über das Wesen der dämonischen Schönheit, welche sie im Gegensatz zur göttlichen Schönheit aufstellten. Die dämonische Schönheit beruht nicht auf der Symmetrie, sondern auf der idealen Einheit bei der grössten Mannigfaltigkeit von Stoffen, Materialen und Farben. Die dämonische Schönheit besteht in der Bewältigung des Dunklen durch das Licht, des Unschönen durch das Originelle, des Gestaltlosen durch das Gestaltgebende. Sie besteht in einer geschickten Benutzung der grellsten Contraste, durch welche die in die Erscheinung tretende Harmonie des Ganzen in keiner Weise gestört werden darf. Sie besteht in der Vergeistigung des Körperlich-Unvollkommnen,

in der Flucht aus dem Gewöhnlichen in das Bereich des absolut Neuen, in der unruhigsten Bewegung neben der vollendetsten Ruhe. Wer die Gesetze der dämonischen Schönheit nicht kennt, ist total unfähig, einzelne Kunstwerke: die Wandgemälde von Pompeji und Herkulanum z. B., richtig zu beurtheilen. Der stets nach Symmetrie Suchende und alles auf Symmetrie basirende Vitruv entdeckt darin die grössten Formfehler und Geschmacklosigkeiten, während sie in Wahrheit unschätzbare Reliquien sind, da der architektonische Theil derselben uns den richtigsten Begriff von der orientalisch-phantastischen Architektur der Urvölker giebt, die gewaltsam zerstörte Kunst der Mysterientempel in die Erinnerung zaubert. Die meisten dieser Tempelskizzen beziehen sich in ihrer Symbolik auf den Cult der grossen Göttermutter Kybele, der Isis, Demeter und des Bacchos, worin Alles seine tiefe und schöne Bedeutung hat. Andere rufen die fast untergangne Bauknnst der Perser und Babylonier zurück, der Inder und Chinesen, als diese noch Welttempel bauten. All diese Urvölker entlehnten ihre Baubegriffe der Vorstellung von dem Naturleben einer primordialen Welt, wo die Menschen nicht arbeiteten, sondern ein ideales Waldleben führten. Die Schönheit eines Waldes besteht in der Unregelmässigkeit, in der Abwechslung von Höhen- und Tiefenverhältnissen, von hohen Blätterdomen mit Moosgrotten, Wiesengründen, Steinbildungen und Waldverstecken. All diese Urtempel waren Säulenwälder inmitten natürlicher Gehölze; selbst die Aegypter dekorirten die riesig offnen Atrien ihrer Tempel mit Palmenbäumen und begrenzten sie durch eine üppige Tropenvegetation. Wie innig der Tempelbau mit dem Waldleben verschwistert war, davon zeugen auch in der griechisch-römischen Zeit die heiligen Haine; die Gewohnheit einzelne Bäume in die offnen Hypäthraltempel zu pflanzen oder beschattend vor den Eingang zu setzen; diese Bäume mit Bändern, Votivtafeln, Instrumenten und anderen Symbolen derartig zu dekoriren, dass ein Strahl der Heiligkeit sich auf die Bäume selbst ergoss, sie zu Cultussitzen wurden, wie bei den Chaldäern des Alterthums. Das verschlingende Element, welches wir in den Pompejanischen Wandgemälden durch eine Fülle von Arabesken, flatternden Tänien, herabhängenden Diskusscheiben, Draperieen aller Art vertreten sehen, ist ganz der orientalischen Kunst entnommen und diente dazu, die Tempel wie die einzelnen Altäre mit den Göttern der Fruchtbarkeit, des Lebens und des Lichtes in Beziehung zu bringen, den Urbegriff der urthümlichen Naturtempel nicht untergehen zu lassen. Die orientalische Baukunst ist nicht, wie die griechisch-römische aus der Reflexion hervorgegangen, sondern aus der Imitation, das heisst: sie war die Nachbildung eines

transcendental gesehenen, in der Vorstellung deutlich lebenden Ideals, welches die asiatischen Völker je nach ihrer Eigenthümlichkeit mit verschwenderischer Pracht und den grossartigsten Anstrengungen zu erreichen strebten und zu erreichen wussten. Diese Urtempel wurden mit dämonischen Kräften gebaut und beruhten daher auch auf den Gesetzen der dämonischen Schönheit.

Plotinus, der am tiefsten in das orientalische Alterthum zurückgreifende Philosoph, nennt den Dämon in uns die Kraft, die unmittelbar höher ist, als die, welche wir ausüben; sittlich-ideal denjenigen, der durch die höchste Kraft seiner Seele wirkt. Ihn trug der Fittig seines inneren Dämons zu der Gottverwandtschaft empor, die er in so hohem Grade besass, dass er von seinen Schülern stets der Göttliche genannt wurde. Ihm gab das Gottgeheimniss Aufschluss über die Tragweite, die erlösende Gewalt der demiurgischen Kraft. Wir Menschen sind der Gottheit gegenüber in einem ungeheuren Nachtheil. Jeder fühlt das — es wäre thöricht, es beweisen zu wollen! Nur wenn wir das demiurgische Princip in uns tragen, gestützt von dem Princip der göttlichen Liebe und dem Bewusstsein der geistigen Kraft, können wir selbst zu Demiurgen werden, das heisst: zu einer schicksallösenden und schicksalbeherrschenden Macht, die auf der Höhenleiter sittlicher Idealität der Gottheit sich nähert. Wer diese Wahrheit nicht anerkennt, sein Göttertheil und sein Dämonentheil in sich verleugnet, der wird im Kampf des Lebens gedoppelt unterliegen, im Schmerz gedoppelt leiden und im Tod gedoppelt sterben!

Die dämonische Kraft im Orakelwesen.

Wie das Orakel zu Delphi Centrum des hellenischen Staatenbundes war, so waren alle übrigen Orakelsitze Mittelpunkte der Cultur, der Wissenschaft, der Philosophie, der Politik, der Religion. Die grosse, idealistische Ansicht von einem gotterleuchteten, Alles vermögenden, Alles durchschauenden Priestergeschlechte war mit den Orakeltempeln verknüpft; die heiligsten Bücher, als ein fortwachsendes Erbgut der antiken Hermesweisheit, wurden daselbst verwahrt und benutzt; der Begriff eines Weltspiegels, in welchem alle Naturen und Creaturen sich reflektiren; der Begriff einer magischen Weltleuchte, welche Licht über alle Lebenskreise ausströmt, die Idee des geistigen Schauens und Erkennens repräsentirt, wurde mit ihnen verbunden. Das Ansehn, in dem sie standen, ward noch erhöht durch die fortdauernde Verbindung aller Orakeltempel untereinander, in welchen Verband selbst die ägyptischen Orakelsitze, das Ammonium in Lybien z. B., selbst das Orakel des Aesculap zu Epidaurus, wo ausschliesslich medizinische Erfahrungen verwehrtet und niedergeschrieben wurden, Mitaufnahme fanden. Macht, Ansehn und Einfluss war das ihnen gewordne Theil; ein gewaltiges Schicksalsnetz wurde in ihnen gewebt, in welchem Herrscher, Völker und Staaten, ja fast jeder einzelne Mensch ein unsichtbar waltendes Weltgericht anerkennen musste. Selbst die nicht Fragenden wurden von ihm berührt, im Fall der Schuld getroffen, obgleich das Asylrecht sich auf die heil. Haine aller Orakeltempel erstreckte, Hemmung der Blutrache Religionspflicht der Priester war. Ja nicht nur der Mensch, die ganze Natur, das Thier- und das Pflanzenreich in seinen originellsten Erscheinungen und seltensten Exemplaren wurde mit in die Tempelsymbolik, in das Bereich der orakulösen Wissenschaft verflochten, damit die antike Satzung sich bewähre, nach welcher der Mensch beide Welten mit einander verbinden soll, damit das Leibliche durch das Geistige beseelt und gehoben werde, der Naturgeist nicht verstumme, sondern ihm entlehnte Gesetze das ethische Verhalten des Menschen regle. So existirten die Orakeltempel Jahrtausende lang als Ursitze der divi-

natorischen und der theurgischen Kraft; die originellsten, die furchtbarsten, die wunderbarsten Erscheinungen wurden in das Orakelwesen hineingedrängt, der Begriff der demiurgischen Kraft von jeher mit ihm und den Orakelpriestern verknüpft.

Die Griechen nahmen vier dem Demiurgos verwandte Mittelwesen an: Engel, Dämonen, Helden und irdische Dämonen. Erstere zwei waren ungeboren, erzeugt aus der uniformen Ursache, wie das Licht aus der Essenz luminöser Körper kommt; Helden und irdische Dämonen hingegen waren geboren, ursprünglich Menschen, die nicht das reine Licht an sich trugen, sondern eine Farbe; der Mensch jedoch, der das Schattenhafte und Schattenwerfende von sich abstreifte, seine ätherischen Flügel wiederfand, Leiter und Organ der reinen Lichtkräfte im Dienste Gottes wurde, ward zum Heros und irdischen Dämon erhoben. Die Orakelpriester galten von jeher für irdische Dämonen, für wohlthuende Geister, gelehrt in göttlichen Dingen und eingeweiht in das Wesen der Heilsgesetze; daher wagte zur Blüthenzeit des Orakelwesens Niemand es als eine Institution des Teufels zu bezeichnen, als Ankläger aufzutreten. Selbst wenn die Tempel unter dem Einfluss finsterer Kräfte standen, wie die Todtenorakel und die Trophoniushöhle das Schauerliche, das aussermenschlich Unheimliche zum vollendetsten Ausdruck brachten, in vielen Stücken die göttliche Ordnung bekämpften, bestanden sie Jahrhunderte lang und erst in der Verfallzeit fielen auch sie der grossen Beschuldigung anheim, Institutionen des Teufels zu sein. Nicht ihr System ins Besondere wurde verdammt, sondern das Orakelwesen im Allgemeinen. Die demiurgische, schicksallösende und schicksalbeherrschende Macht, welche die Priester von jeher ausgeübt hatten, fing plötzlich an, den grössten Theil der Menschheit mit Furcht und Schrecken zu erfüllen; demgemäss wurde alles Böse, was in der Welt geschah, den Orakelpriestern zur Last gelegt, die Uebereinstimmung zwischen den gefällten Schicksalssprüchen und den Dekreten der Gottheit mehr und mehr vermisst, endlich die Behauptung aufgestellt: die Orakelpriester seien Dämonen niedrer Ordnung, die das Verderben der Menschen bezweckten, nur Unheil stifteten, der Bestechung, der Parteileidenschaften, Ungerechtigkeiten aller Art fähig seien.

Dennoch kann man diesen furchtbaren, mitunter auf Erfahrungen begründeten Beschuldigungen gegenüber behaupten, dass der geistige Verfall besonders der griechischen Orakelpriester kein so gewaltiger war, als der Verfall der heidnischen Menschheit im Allgemeinen; dass sie im Durchschnitt festhielten an den ihnen überlieferten grossen Principien des Alterthums; in so weit Priester blieben, um die ihnen anver-

traute Macht bei der Führung der Menschen nicht missbrauchen zu wollen, die Absicht, das Böse zu thun, nie in ihnen lag.

Die Metamorphose, welche stattgefunden hatte, lag hauptsächlich in dem Erlöschen der orakulösen Gotteskraft und in dem Bemühen der Priester, die demiurgische Kraft als allein herrschende Potenz einzuführen, das orakulöse Element ihr gänzlich unterzuordnen.

In diesem Bemühen lag ein grosses Verkennen der demiurgischen Kraft. Die demiurgische Kraft ist eine zwiefach gegliederte Kraft; sie ist eine gottverwandte Kraft, wenn sie in der Verfolgung sittlicher und edler Zwecke sich selbstständig zur Schicksal-beherrschenden und Schicksal lösenden Macht aufwirft. Die demiurgische Kraft hingegen ist eine gottentfremdete Kraft, wenn sie das Böse sucht oder zulässt, einen Dämon niederer Ordnung zu ihrem Führer wählt und das Schicksal auf eine Weise beherrscht, welche den Dekreten der göttlichen Vorsehung widerstrebt.

Dieser zweite Satz bedarf einer Erweiterung. Die Klippe für den Menschen wie für den Priester liegt nicht darin, dass er das Böse sucht, dem Bösen applaudirt, sich zum Schöpfer des Bösen aufwirft, sondern darin: dass er bewusst oder unbewusst einen Dämon niederer Ordnung zu seinem Führer wählt, von ihm geleitet seine sittliche Freiheit einbüsst und auf diese Weise in die zwingende Nothwendigkeit hineingeräth, das Schicksal auf eine Weise zu beherrschen, welche den Dekreten der göttlichen Vorsehung widerstrebt, zur Gottentfremdung und zum Verbrechen führen kann. Dies war der Fall bei den Orakelpriestern.

So lange die Orakelsitze in hervorragender Weise Heilstempel waren, ihre Hauptaufgabe darin lag, das ethische Gesetz aufrecht, das Gottesbewusstsein durch die Leuchte der Wahrheit und Gerechtigkeit inmitten der Menschheit wach zu erhalten; so lange in den Orakeltempeln Weltpolitik getrieben, das heisst: Alles nach kosmischen Gesetzen geregelt wurde; das Interesse der Menschheit im Allgemeinen hoch über dem speciellen Interesse einzelner Staaten und Individuen stand, die Sonder-Politik ausgeschlossen wurde, so lange fand kein Zwiespalt statt; so lange konnte die politische Tugend, ein sehr schwer definirbares Etwas, auch in den Orakeltempeln zur Geltung gelangen, konnten die Orakelpriester in grossartigster Weise Einfluss auf die Politik ausüben und auf der Höhe sittlicher Vollkommenheit stehen bleiben.

Je mehr und mehr jedoch der Weltchoral verstummte, Einzelstaaten und Einzelinteressen in den Vordergrund traten, je mehr wurde auch das Böse wie ein finsteres Verhängniss in das Bereich der Politik mit

aufgenommen. Der grosse Lehrsatz des Magiersystems: „Zwiespalt giebt den Dingen Dasein“, fand in der Politik eine furchtbare Verwirklichung.

Bisher hatte der Geist des Pythagoras, der Gleichheit und Gerechtigkeit als das Fundament aller Politik betrachtete, unter den Orakelpriestern geherrscht, hatten seine symbolischen Vorschriften als politische Geheimlehren gegolten. Salz z. B. war im Alterthume das Emblem der Gerechtigkeit. Die symbolische Vorschrift: „Stelle immer Salz auf den Tisch“, heisst in ihrer figürlichen Bedeutung: Sei gerecht — wie das Salz Fäulniss hindert, so erhält die Gerechtigkeit dich rein und unverdorben! heisst ihrer geheim-politischen Bedeutung nach: Wie das Salz die Würze des Mahles, so macht Schuldlosigkeit die Würze beim Gastmahl des Lebens aus, wobei ein Jeder seine Politik befolgt.

Symbole im Allgemeinen ertheilten Vorschriften unter einer Hülle, die durchsichtig genug war, um sie hervorschimmern zu lassen und dicht genug, um sie nicht der Allgemeinheit Preis zu geben. Symbole bedurften nothgedrungen einer Schattenenveloppe, um das heilige Licht der Wahrheit vor plumpen Angriffen und falschen Auffassungen zu schützen.

Die Spruchweisheit des Orients gehörte unter die aphonische Symbolik, die für das Auge und hauptsächlich für den Geist berechnet war, einen Gegensatz zu der phonetischen Symbolik bildete. Der Grundcharakter dieser Spruchweisheit war: imposante Kürze, Einfachheit, Naturwahrheit. Diese dem sinnlichen Leben entnommene Spruchweisheit forderte: Deutung, Offenbarung, schöpferische Productionskraft vom Exegeten. Wie das Licht in sieben farbige Strahlen zerfällt, so musste das einfache, dem Buche der Natur entlehnte Wort in das Geahnte, Unendliche, Visionäre, Unergründliche und Unermessliche, Schatten- und Räthselhafte hinüberschweifen, endlich die Idee oder den Erfahrungssatz in göttlicher Klarheit aus sich gebären. Dies war die orphische Lehrmethode, die orphische Thallophorie, gänzlich zu unterscheiden von der Tempelsymbolik zu Samothrake, wozu Orpheus den bestimmten Geheimschlüssel den Hierophanten hinterliess, um die Eingeweihten in den Mysterien zu unterrichten. Orphisch ist jedoch nur der Vortrag, der durch Symbolik das Göttliche verkündet, geheime Beziehungen zwischen Göttlichem und Menschlichem offenbart.

Pythagoras modificirte diese ganz dem Orient entlehnte Lehrweise, wozu den Griechen die Ueberfülle der Offenbarung, das traumbildnerische, überschwängliche Talent zu fehlen begann und knüpfte die symbolische Spruchweisheit an die Heiligkeit der Dreizahl. Der eigentliche Sinn

des Symbols sollte zum Figürlichen, der figürliche zum theosophischen oder geheim-politischen hinleiten; das reale, contemplative und mystische Leben sollte sich in ihm reflektiren; das praktische, exoterische und esoterische Wissen in ihm vertreten sein. Pythagoras trennte die Politik nicht von dem Göttlichen. Treu dem von ihm aufgestellten Grundsatz: „Politische Aktionen müssen der leitenden Intelligenz conform sein und heilige Aktionen der Politik entsprechen", nahm er an, dass es auch in der Politik ein esoterisches Wissen gebe, eine Geheimklugheit, die den grossen Kampf des Lebens erleichtere, zur Befreiung von irdischen Sorgen beitrage, daher gelehrt und gekannt werden müsse. „Lerne Alles, was du wissen musst", sagt er zu seinen Schülern; dass er darunter die Politik mit verstand, sie für etwas überaus Wissenswerthes hielt, beweisen seine goldenen Verse eben so wohl, als die von ihm hinterlassene Spruchweisheit. Politische Kenntnisse heilen von der Thorheit und schützen vor Thorheit — darum athmet der politische Geist in der Philosophie des Pythagoras lebendig wie der contemplative und gab es für ihn eine mystische Praxis der Politik.

Es ist das eben Gesagte durch einige seiner Symbole zu veranschaulichen. „Berühre nicht leicht die Hand eines Anderen", haben die Interpreten des Pythagoras: Jamblichus, Porphyr und Andere, die Biographien über ihn verfassten, dahin gedeutet: Schliesse nicht leichtsinnig Freundschaft, ehe dein Urtheil über Persönlichkeiten feststeht! Der Satz enthält jedoch in höchster Steigerung auch die politische Maxime: Vermeide den Parteigeist! Halte dich in isolirter Grösse über den Parteien, nur dann wirst du dir die Freiheit des Urtheils bewahren! Die Willkür der Interpretation wird durch die Bedingung beschränkt, dass die drei Vorschriften des Symbols im intimsten Zusammenhange zu einander stehen müssen, die folgende stets die Steigerung der vorhergehenden enthalten, zur höheren Maxime werden soll; denn nur das Bedeutende, schwer in's Gewicht Fallende, Gewaltige entspricht der Würde eines Symbols. Dies bewährt sich auch in folgendem Satze: „Opfere zu ungleichen Zahlen den himmlischen Göttern, zu gleichen Zahlen den chthonischen Göttern." Zur näheren Erklärung muss hinzugefügt werden, dass die ungleiche Zahl durchweg als ein Emblem der Concordia betrachtet wurde, weil sie nicht getheilt werden kann; die gleiche Zahl hingegen ein Emblem des Theilbaren war. Unter himmlischen Göttern und chthonischen Göttern versteht Pythagoras hier jedenfalls einen Gegensatz und zwar den der oberen und unteren Region. Chthonische Götter waren im Alterthume die höchsten Götter zweiter Ordnung, die in's Weltgewühl thätiger und mittelbarer eingriffen, als die ferner stehen-

den himmlischen Götter. Da Pythagoras sehr oft den wahren Gottbegriff unter dem Ausdruck: himmlische Götter verbarg, so lässt ein richtiger Vernunftschluss die Annahme zu, dass er unter chthonischen Göttern: irdische Machthaber im Allgemeinen habe bezeichnen wollen, denn das Wort chthonisch wurde durchweg im Sinne von terrestris gefasst und angewendet. Der Satz: „Opfere zu ungleichen Zahlen den himmlischen Göttern, zu gleichen Zahlen den chthonischen Göttern", fällt somit in seiner figürlichen Deutung gänzlich mit dem Ausspruch des Heilandes zusammen: „Gieb Gott, was Gottes ist und irdischen Machthabern, was ihnen zukommt." Was ihnen zukommt, das sind: theilbare Güter, materielle Opfer, Ehrfurcht, Anerkennung gesetzlicher Vorschriften etc. Was Gott hingegen zukommt, das sind untheilbare Güter: die Seele, der Geist, die Hingebung des ganzen Menschen, der Concordia, die er in sich trägt, die seine Wesensgleichheit mit dem Göttlichen ausmacht.

Der in Rede stehende Satz zu einer geheim-politischen Sentenz entfaltet, würde also lauten: Hüte dich vor Ehrgeiz! Bewahre deine Selbstständigkeit irdischen Machthabern gegenüber, denn sie sind Geber wie Empfänger theilbarer Güter; was sie dir heute geben, das können sie dir morgen wieder nehmen. Dein höchstes Theil liegt in der Hand der Gottheit!

Diese Vorschrift war dem Pythagoras so wichtig, dass er sie ein zweites Mal und zwar in imposanter Kürze wiederholt: Unum, Duo — heisst in seiner figürlichen Deutung: Gott vor Allem, dann die Natur. Die Zwei war dem Pythagoras: Stoff, Materie, Natur; der Unterschied zwischen: Unum, Duo — der Unterschied zwischen der unsichtbaren und sichtbaren Welt. Hauptlehre seiner ganzen Philosophie war die Kenntniss der I, die Kenntniss Gottes. Denn wer die I nicht vorher kennt, der erkennt auch das Wesen der II nicht, nämlich: die Natur der Dinge. In seinen goldenen Versen erweitert er diese Grundlehre also: „Beginne nichts, ohne zu Gott gebetet zu haben, dass er es vollende. Durch diese Gewohnheit wirst du die Constitution der unsterblichen Götter erkennen, die den Menschen zeigen, bis wohin sich die verschiedenen Wesen erstrecken, was sie verbindet. Du wirst erkennen, dass die Natur dieses Universums überall gleich ist; so dass du nicht hoffen wirst, was man nicht hoffen soll, dass nichts dir in der Welt verborgen sein wird."

Theologie und Physik erschlossen dem Pythagoras alle Geheimnisse der Welt und diesen höchten Isisschlüssel des Geheimwissens legt er nieder in der Aphorisme: Unum, Duo. Er erschloss ihm auch das po-

traute Macht bei der Führung der Menschen nicht missbrauchen zu wollen, die Absicht, das Böse zu thun, nie in ihnen lag.

Die Metamorphose, welche stattgefunden hatte, lag hauptsächlich in dem Erlöschen der orakulösen Gotteskraft und in dem Bemühen der Priester, die demiurgische Kraft als allein herrschende Potenz einzuführen, das orakulöse Element ihr gänzlich unterzuordnen.

In diesem Bemühen lag ein grosses Verkennen der demiurgischen Kraft. Die demiurgische Kraft ist eine zwiefach gegliederte Kraft; sie ist eine gottverwandte Kraft, wenn sie in der Verfolgung sittlicher und edler Zwecke sich selbstständig zur Schicksal-beherrschenden und Schicksal lösenden Macht aufwirft. Die demiurgische Kraft hingegen ist eine gottentfremdete Kraft, wenn sie das Böse sucht oder zulässt, einen Dämon niederer Ordnung zu ihrem Führer wählt und das Schicksal auf eine Weise beherrscht, welche den Dekreten der göttlichen Vorsehung widerstrebt.

Dieser zweite Satz bedarf einer Erweiterung. Die Klippe für den Menschen wie für den Priester liegt nicht darin, dass er das Böse sucht, dem Bösen applaudirt, sich zum Schöpfer des Bösen aufwirft, sondern darin: dass er bewusst oder unbewusst einen Dämon niederer Ordnung zu seinem Führer wählt, von ihm geleitet seine sittliche Freiheit einbüsst und auf diese Weise in die zwingende Nothwendigkeit hineingeräth, das Schicksal auf eine Weise zu beherrschen, welche den Dekreten der göttlichen Vorsehung widerstrebt, zur Gottentfremdung und zum Verbrechen führen kann. Dies war der Fall bei den Orakelpriestern.

So lange die Orakelsitze in hervorragender Weise Heilstempel waren, ihre Hauptaufgabe darin lag, das ethische Gesetz aufrecht, das Gottesbewusstsein durch die Leuchte der Wahrheit und Gerechtigkeit inmitten der Menschheit wach zu erhalten; so lange in den Orakeltempeln Weltpolitik getrieben, das heisst: Alles nach kosmischen Gesetzen geregelt wurde; das Interesse der Menschheit im Allgemeinen hoch über dem speciellen Interesse einzelner Staaten und Individuen stand, die Sonder-Politik ausgeschlossen wurde, so lange fand kein Zwiespalt statt; so lange konnte die politische Tugend, ein sehr schwer definirbares Etwas, auch in den Orakeltempeln zur Geltung gelangen, konnten die Orakelpriester in grossartigster Weise Einfluss auf die Politik ausüben und auf der Höhe sittlicher Vollkommenheit stehen bleiben.

Je mehr und mehr jedoch der Weltchoral verstummte, Einzelstaaten und Einzelinteressen in den Vordergrund traten, je mehr wurde auch das Böse wie ein finsteres Verhängniss in das Bereich der Politik mit

aufgenommen. Der grosse Lehrsatz des Magiersystems: „Zwiespalt giebt den Dingen Dasein“, fand in der Politik eine furchtbare Verwirklichung.

Bisher hatte der Geist des Pythagoras, der Gleichheit und Gerechtigkeit als das Fundament aller Politik betrachtete, unter den Orakelpriestern geherrscht, hatten seine symbolischen Vorschriften als politische Geheimlehren gegolten. Salz z. B. war im Alterthume das Emblem der Gerechtigkeit. Die symbolische Vorschrift: „Stelle immer Salz auf den Tisch“, heisst in ihrer figürlichen Bedeutung: Sei gerecht — wie das Salz Fäulniss hindert, so erhält die Gerechtigkeit dich rein und unverdorben! heisst ihrer geheim-politischen Bedeutung nach: Wie das Salz die Würze des Mahles, so macht Schuldlosigkeit die Würze beim Gastmahl des Lebens aus, wobei ein Jeder seine Politik befolgt.

Symbole im Allgemeinen ertheilten Vorschriften unter einer Hülle, die durchsichtig genug war, um sie hervorschimmern zu lassen und dicht genug, um sie nicht der Allgemeinheit Preis zu geben. Symbole bedurften nothgedrungen einer Schattenenveloppe, um das heilige Licht der Wahrheit vor plumpen Angriffen und falschen Auffassungen zu schützen.

Die Spruchweisheit des Orients gehörte unter die aphonische Symbolik, die für das Auge und hauptsächlich für den Geist berechnet war, einen Gegensatz zu der phonetischen Symbolik bildete. Der Grundcharakter dieser Spruchweisheit war: imposante Kürze, Einfachheit, Naturwahrheit. Diese dem sinnlichen Leben entnommene Spruchweisheit forderte: Deutung, Offenbarung, schöpferische Productionskraft vom Exegeten. Wie das Licht in sieben farbige Strahlen zerfällt, so musste das einfache, dem Buche der Natur entlehnte Wort in das Geahnte, Unendliche, Visionäre, Unergründliche und Unermessliche, Schatten- und Räthselhafte hinüberschweifen, endlich die Idee oder den Erfahrungssatz in göttlicher Klarheit aus sich gebären. Dies war die orphische Lehrmethode, die orphische Thallophorie, gänzlich zu unterscheiden von der Tempelsymbolik zu Samothrake, wozu Orpheus den bestimmten Geheimschlüssel den Hierophanten hinterliess, um die Eingeweihten in den Mysterien zu unterrichten. Orphisch ist jedoch nur der Vortrag, der durch Symbolik das Göttliche verkündet, geheime Beziehungen zwischen Göttlichem und Menschlichem offenbart.

Pythagoras modificirte diese ganz dem Orient entlehnte Lehrweise, wozu den Griechen die Ueberfülle der Offenbarung, das traumbildnerische, überschwängliche Talent zu fehlen begann und knüpfte die symbolische Spruchweisheit an die Heiligkeit der Dreizahl. Der eigentliche Sinn

des Symbols sollte zum Figürlichen, der figürliche zum theosophischen oder geheim-politischen hinleiten; das reale, contemplative und mystische Leben sollte sich in ihm reflektiren; das praktische, exoterische und esoterische Wissen in ihm vertreten sein. Pythagoras trennte die Politik nicht von dem Göttlichen. Treu dem von ihm aufgestellten Grundsatz: „Politische Aktionen müssen der leitenden Intelligenz conform sein und heilige Aktionen der Politik entsprechen“, nahm er an, dass es auch in der Politik ein esoterisches Wissen gebe, eine Geheimklugheit, die den grossen Kampf des Lebens erleichtere, zur Befreiung von irdischen Sorgen beitrage, daher gelehrt und gekannt werden müsse. „Lerne Alles, was du wissen musst“, sagt er zu seinen Schülern; dass er darunter die Politik mit verstand, sie für etwas überaus Wissenswerthes hielt, beweisen seine goldenen Verse eben so wohl, als die von ihm hinterlassene Spruchweisheit. Politische Kenntnisse heilen von der Thorheit und schützen vor Thorheit — darum athmet der politische Geist in der Philosophie des Pythagoras lebendig wie der contemplative und gab es für ihn eine mystische Praxis der Politik.

Es ist das eben Gesagte durch einige seiner Symbole zu veranschaulichen. „Berühre nicht leicht die Hand eines Anderen“, haben die Interpreten des Pythagoras: Jamblichus, Porphyr und Andere, die Biographien über ihn verfassten, dahin gedeutet: Schliesse nicht leichtsinnig Freundschaft, ehe dein Urtheil über Persönlichkeiten feststeht! Der Satz enthält jedoch in höchster Steigerung auch die politische Maxime: Vermeide den Parteigeist! Halte dich in isolirter Grösse über den Parteien, nur dann wirst du dir die Freiheit des Urtheils bewahren! Die Willkür der Interpretation wird durch die Bedingung beschränkt, dass die drei Vorschriften des Symbols im intimsten Zusammenhange zu einander stehen müssen, die folgende stets die Steigerung der vorhergehenden enthalten, zur höheren Maxime werden soll; denn nur das Bedeutende, schwer in's Gewicht Fallende, Gewaltige entspricht der Würde eines Symbols. Dies bewährt sich auch in folgendem Satze: „Opfere zu ungleichen Zahlen den himmlischen Göttern, zu gleichen Zahlen den chthonischen Göttern.“ Zur näheren Erklärung muss hinzugefügt werden, dass die ungleiche Zahl durchweg als ein Emblem der Concordia betrachtet wurde, weil sie nicht getheilt werden kann; die gleiche Zahl hingegen ein Emblem des Theilbaren war. Unter himmlischen Göttern und chthonischen Göttern versteht Pythagoras hier jedenfalls einen Gegensatz und zwar den der oberen und unteren Region. Chthonische Götter waren im Alterthume die höchsten Götter zweiter Ordnung, die in's Weltgewühl thätiger und mittelbarer eingriffen, als die ferner stehen-

den himmlischen Götter. Da Pythagoras sehr oft den wahren Gottbegriff unter dem Ausdruck: himmlische Götter verbarg, so lässt ein richtiger Vernunftschluss die Annahme zu, dass er unter chthonischen Göttern: irdische Machthaber im Allgemeinen habe bezeichnen wollen, denn das Wort chthonisch wurde durchweg im Sinne von terrestris gefasst und angewendet. Der Satz: „Opfere zu ungleichen Zahlen den himmlischen Göttern, zu gleichen Zahlen den chthonischen Göttern“, fällt somit in seiner figürlichen Deutung gänzlich mit dem Ausspruch des Heilandes zusammen: „Gieb Gott, was Gottes ist und irdischen Machthabern, was ihnen zukommt.“ Was ihnen zukommt, das sind: theilbare Güter, materielle Opfer, Ehrfurcht, Anerkennung gesetzlicher Vorschriften etc. Was Gott hingegen zukommt, das sind untheilbare Güter: die Seele, der Geist, die Hingebung des ganzen Menschen, der Concordia, die er in sich trägt, die seine Wesensgleichheit mit dem Göttlichen ausmacht.

Der in Rede stehende Satz zu einer geheim-politischen Sentenz entfaltet, würde also lauten: Hüte dich vor Ehrgeiz! Bewahre deine Selbstständigkeit irdischen Machthabern gegenüber, denn sie sind Geber wie Empfänger theilbarer Güter; was sie dir heute geben, das können sie dir morgen wieder nehmen. Dein höchstes Theil liegt in der Hand der Gottheit!

Diese Vorschrift war dem Pythagoras so wichtig, dass er sie ein zweites Mal und zwar in imposanter Kürze wiederholt: Unum, Duo — heisst in seiner figürlichen Deutung: Gott vor Allem, dann die Natur. Die Zwei war dem Pythagoras: Stoff, Materie, Natur; der Unterschied zwischen: Unum, Duo — der Unterschied zwischen der unsichtbaren und sichtbaren Welt. Hauptlehre seiner ganzen Philosophie war die Kenntniss der I, die Kenntniss Gottes. Denn wer die I nicht vorher kennt, der erkennt auch das Wesen der II nicht, nämlich: die Natur der Dinge. In seinen goldenen Versen erweitert er diese Grundlehre also: „Beginne nichts, ohne zu Gott gebetet zu haben, dass er es vollende. Durch diese Gewohnheit wirst du die Constitution der unsterblichen Götter erkennen, die den Menschen zeigen, bis wohin sich die verschiedenen Wesen erstrecken, was sie verbindet. Du wirst erkennen, dass die Natur dieses Universums überall gleich ist; so dass du nicht hoffen wirst, was man nicht hoffen soll, dass nichts dir in der Welt verborgen sein wird.“

Theologie und Physik erschlossen dem Pythagoras alle Geheimnisse der Welt und diesen höchten Isisschlüssel des Geheimwissens legt er nieder in der Aphorisme: Unum, Duo. Er erschloss ihm auch das po-

litische Geheimwissen. Politisch gefasst heisst Unum, Duo: Gott ist Schöpfer des historischen Gesetzes; der Mensch derjenige des politischen Rechtes; wenn das politische Recht das historische Gesetz umstösst, so entsteht chaotische Verwirrung, denn Duo Unum ist das Chaos. Politisch gefasst ist Unum, Duo: die Sphynx mit dem Rade, die das verborgene Walten der die sittliche Harmonie wiederherstellenden Nemesis veranschaulicht. Politisch gefasst ist Unum, Duo — die höchste Mahnung an das Weltgericht; ein Hinweis auf Höhen- und Tiefenverhältnisse, wie ihn der Himmelsaufschwung der Gerechten und der Sturz der Verworfenen nicht gewaltiger symbolisiren kann.

Unum, Duo leiht sich einer unendlichen, alle Lebensgebiete umfassenden Interpretation, ist das erhabenste Symbol der Politik, wie sie sein soll — all ihrer praktischen und mystischen Lehren. Dagegen sind alle Symbole des Pythagoras, welche direkte politische Vorschriften enthalten, wie derartige: Drohe nicht den Sternen! Weiche einer vorübergehenden Heerde aus! Bleibe nicht an der Grenze stehn! u. a. — untergeordneter Natur und leicht verständlich.

Die Orakelpriester kannten all' diese Symbole, betrachteten sie als geheiligte, für alle Zeiten geltende Orakel, schöpften aus ihnen klare Erkenntniss der Dinge. interpretirten sie nach allen Richtungen hin, um sie in ihrer Vieldeutigkeit bei ihren Aussprüchen auch wieder zu benutzen. So waren sie ihnen Jahrhunderte lang ein treuer Führer; der Osirisstab in ihrer Hand, der ihnen ein drittes Auge lieh, das Wahre zu sehen, das Richtige zu treffen, das Gute, Menschenwohl befördernde zu thun.

Als jedoch das Römerthum sich mehr und mehr entfaltete, seine Eroberungsschwingen über den Erdball spannte, die zarte Mystik göttlicher Gesetze verdrängte und die Macht der politischen Nothwendigkeit zum dominirenden Weltgesetz erhob, da fanden auch die Orakelpriester, deren Aufgabe es war, im Drange der Weltgeschichte den Ereignissen entgegenzutreten, die Zügel der Regierung nicht aus der Hand zu verlieren — sämmtliche geheiligte Axiome des Pythagoras unzulänglich; da entdeckten sie plötzlich eine unausfüllbare Kluft zwischen dem pythagoräischen Geiste und der herrschenden Praxis der Politik. Der Dämon niedrer Ordnung, dem die Orakelpriester ihr Göttertheil dahingaben, den sie fortan zu ihrem Führer wählten, das war die Macht der politischen Nothwendigkeit. Der Priester, der sie anerkennt, hört auf, Priester zu sein; wer sie zur Richtschnur seines Thuns macht, muss nothgedrungen zu den Höllengesetzen des Rhadamantis greifen, Dank ihnen die tragische Kunst erlernen: das Böse durch das Böse zu er-

sticken, Gift durch Gift zu vertreiben, grosse Verbrechen durch kleinere oder grössere zu verhindern.

Die Höllengesetze des Rhadamantis waren ursprünglich weise und strenge, auf das jus taliones gegründete Gesetze, wie sie ein wildes, in blutfordernden Gebräuchen versenktes Volk erheischte. Sie waren unumstösslich; Rhadamantis, ihr Vertreter auf Creta und später seiner Gerechtigkeit wegen als Richter der Unterwelt anerkannt, gehörte zu den unerbittlichen Potenzen. Wie die ägyptische Priesterweisheit in fortschreitender Entwickelung stets zu der hermetischen Säulenweisheit gerechnet wurde, so erweiterte sich auch der unterirdische Code durch all' die Gesetze, welche den Charakter des Unsagbaren, tief in den Lebensnerv der Moral Einschneidenden, infernal Mystischen an sich trugen. Dieser, durch menschliches Gebahren entstellte, niegeschriebne, unverkündbare Code enthielt in der Verfallzeit Roms fast alle Gesetze der praktischen Politik, nach denen gehandelt, mitunter gesiegt, mitunter triumphirt wurde. Unter dem Einfluss dieser Gesetze vollzog sich der ethische Verfall des Römerthums, der den historischen bekanntlich nach sich zog. Unter dem Einfluss dieser Gesetze büsste die politische Wahrheit ihre Flügel ein, sie durfte fortan zum Himmel nicht mehr emporsteigen, sondern musste wie ein unwohlgefälliges Opfer für immer todtgeschwiegen werden. Unter dem Einfluss dieser Gesetze fing die Machtentwicklung der geheimen Intrigue, der schlangenartig leisen Procedur an, der herrschenden Tagespolitik ein furchtbares Gegengewicht zu bieten. Unter dem Einfluss dieser Gesetze musste das Orakelwesen zu Grunde gehn, die gottverwandte demiurgische Kraft im Priesterthume ersterben. Das Böse wirkt trotz scheinbarer Siege in unausgesetzter Folge nur wiederum das Böse; wenn es an einer Stelle scheinbar triumphirt, vollzieht sich ein geheimer Akt der Sühne, ein Prozess des Verwelkens und Hinsterbens oft unbeobachtet und ungesehn an einer anderen. So will es das Weltgesetz und gegen das Weltgesetz verstossen, das politische Recht über das Universalgesetz stellen wollen, heisst eben: einen Dämon niedrer Ordnung zu seinem Führer wählen, die gottentfremdete, dämonische Kraft sich aneignen.

Das heidnische Priesterthum war an einem Scheidewege angekommen. So lange es sich um den Kampf zwischen göttlichen und menschlichen Principien handelte, war es als Vertreter des göttlich-orakulösen Princips Sieger und Herrscher geblieben. Die Menschheit jedoch war zum Bewusstsein ihrer dämonischen Kraft herangereift, das heisst: das politische Selbstbewusstsein war an die Stelle des Gottesbewusstseins getreten. In diesem gesteigerten Selbstbewusstsein lag Rettung und

Fall zu gleicher Zeit. Der Anker des Heils lag in der gottverwandten demiurgischen Kraft, lag in der schicksallösenden und schicksalbeherrschenden Macht, die sie in sich trug; lag im demiurgischen Kampfe gegen das Böse, gegen die Macht der politischen Nothwendigkeit. Hätte das Priesterthum diesen Anker des Heils ergriffen, der entgötterten Menschheit gegenüber sich demiurgisch gottverwandt zu behaupten verstanden, so hätte sich ein langer gewaltiger Kampf zwischen Dämonen erster und Dämonen niedrer Ordnung entsponnen, aus welchem die Einen triumphirend, die Andern gerettet hervorgegangen wären. Statt dessen ergriffen die Priester die magische Hermesleuchte, das Bild der Welt, und schütteten das heilige Oel daraus als Trankopfer zur Erde, die es langsam verschlang; da verfinsterten sich die hellen Scheiben der Weissagung; da trübte sich der Spiegel, in dem sie sonst die Bilder des Universums geschaut hatten; da verloren sie die Kraft des geistigen wie des aktiven Schauens, nur die Idee des Schaffens blieb in ihnen rege. Thatkraft allein jedoch ist eine materielle Kraft. Thatkraft allein im Kampfe mit dem Verbrechen wählt schliesslich die Macht der politischen Nothwendigkeit zu ihrem Führer. So entsteht der Sieg des Materialismus, der das Ersterben jedes höheren Principes mit sich führt. Der Materialismus an sich ist schon der Triumph des Bösen, der einen Akt der Sühne fordert, mit Todeslüften um sich wirft. Unter diesem todtgeschwängerten Hauche erstarb die letzte Spur der orakulösen Kraft in den Orakelpriestern und in unvermeidlicher Consequenz das Orakelwesen selbst.

Die gottverwandte demiurgische Kraft schafft in ununterbrochener Reihenfolge das Gute, bekämpft und vernichtet das Böse; ihr gegenüber bleibt das Dekret der Gottheit suspendirt. Die gottentfremdete dämonische Kraft hingegen schafft Gutes und Böses in chaotischer Reihenfolge, bekämpft das Böse durch das Böse und wirft sich dadurch, scheinbar das Gute bezweckend, zum Schöpfer des Bösen auf. Dies heisst: das Schicksal auf eine Weise beherrschen, welche den Dekreten der göttlichen Vorsehung widerstrebt; es heisst jedoch auch das Dekret der Gottheit auf sich herabziehn, je nachdem: in schlichtender, richtender oder strafender Weise. Wenn das Princip der Vernichtung, welches die dämonisch gottentfremdete Kraft schon in sich trägt, innerhalb einer Institution wirkt, zusammenfällt mit dem vernichtenden Dekret, welches die Gottheit darüber ausspricht, so ist der Untergang dieser Institution unvermeidlich. So geschah es mit dem Orakelthum und inmitten dieses

welthistorischen Prozesses ertönte plötzlich der bis heut noch nicht verhallte Wuth- und Verzweiflungsschrei: das Orakelwesen sei eine Institution des Teufels, die Priester seien Dämonen, die das Verderben der Menschen als letztes Ziel verfolgten! Die Schuld des Verfalles lag ursprünglieh im Verfall der heidnischen Menschheit selbst; die Schuld der Orakelpriester lässt sich auf einen historischen Missgriff zurückführen, der gerade in energischen Naturen zur persönlichen Schuld führen konnte und führte. In dem Verkennen des Richtigen liegt schon der Keim der Schuld; darum sind auch die Orakelpriester von der Mitschuld an dem Verfall des Orakelwesens nicht freizusprechen, doch kein unparteiischer Geschichtsforscher wird in den Vorwurf mit einstimmen: sie hätten in böser Absicht das Böse gewollt, eine Institution des Teufels geschaffen, um das Verderben der Menschen herbeizuführen. Diese Ansicht wird durch den Ursprung und die Blüthenzeit des Orakelwesens vollständig widerlegt. Der antike, Gott zugewandte Mensch besass ein inneres Organ für die Geisterwelt, ein magisches Wirkungsvermögen, die Gabe des reflexionslosen Schauens, um die innere typische Form, das Wesen und den Verlauf der Dinge weithin zu erkennen. Diese prophetische, tief in ihm wohnende Gotteskraft hatte sich bis in die Verfallzeit Rom's hinein in Einzelnen, besonders in Astrologen und Sibyllen erhalten. Im wildentbrannten Parteienkampfe jedoch erstarb diese urthümliche Kraft gänzlich; die Klarheit der inneren Anschauung verlor sich, der äussere Zwiespalt reflektirte sich in einem Innern, erweiterte die schon gehöhlte Kluft zwischen Wissen und Glauben. Inmitten dieses Parteikampfes, in welchem Hohn, Spott, Hass, Zwietracht und Vernichtungswuth blitzartig aufzuckten, alle Mängel und Nachtheile, alle Missbräuche und Verkehrtheiten des Orakelwesens enthüllten, welche Aberglauben und Unglauben ihm zugesellt hatten, wurde eben Alles erleuchtet, nur die Urwahrheit nicht. Diese kann nicht hervortreten im elektrischen Wurfspiel sich kreuzender Blitze, sie reift nur im milden Sonnenschein ruhiger Ueberlegung.

Gieb die Waage nicht aus der Hand! ruft Pythagoras an einer anderen Stelle symbolisch aus, um die Menschen noch eindringlicher an die Gerechtigkeit zu mahnen, die er als höchste Seelentugend, als Prüfstein des Göttlichen im Menschen anerkennt. Es heisst: Verletze nicht die Gerechtigkeit! Es heisst in höherer Steigerung: Lege keinen anderen Maassstab an deinen Nächsten, als den, mit dem du dich selbst missest; dann wirst du immer gerecht sein!

Aberglaube und Unglaube.

Plutarch, Opferpriester zu Delphi, mitten in der Verfallzeit der Orakel lebend, doch als Historiker aufrichtig und fähig, ein richtiges Urtheil über eine Institution zu fällen, in deren Dienst er sein Leben zugebracht, die er in all' ihren Mysterien durchschaute, deren Untergang er mit Sicherheit voraussah, behauptete: die Antworten zu Delphi seien eben so wohl von Dämonen als von Gott ausgegangen. Nachdem er diese Behauptung in einem grösseren, jetzt verlornen Werke: „Ueber den Verfall der Orakel“ zu motiviren verstanden, verblieb ihm die Aufgabe, die Ursachen des Verfalls anzugeben und historisch zu begründen. Sein Blick fiel dabei natürlich auf Rom, die daselbst herrschenden Missbräuche etc., was ihn bewog, unter anderen subtilen Gründen den Aberglauben als den Urgrund des untergehenden Orakelwesens aufzustellen. Für diese Ansicht fand er sofort eine nach Tausenden zählende Partei, welche sich kurz damit abfand, alles Abnorme, Lächerliche, Dämonische und Verbrecherische im Orakelwesen auf Rechnung des Aberglaubens zu setzen. Plutarch sowohl, wie seine Anhänger, fassten jedoch den Begriff Aberglauben hier viel zu weit, schrieben vieles dem Aberglauben zu, wobei ganz andere Gewalten thätig waren. Wenn z. B. Akte thierischer Grausamkeit und Menschenopfer als Consequenzen hingestellt werden, welche den falschen Principien des Aberglaubens entsprangen, so ist dies eine total falsche Auffassung. Plutarch erzählt, dass man ohne Bewilligung des Magistrats fremde Culte in Rom einführte, fremden Göttern heimliche Sühnopfer darbrachte, zu welchem Zweck man den Müttern ihre Kinder abkaufte, sie selbst zu der Opferfeierlichkeit einlud, mit Tambourinen und Schlaginstrumenten aller Art einen so furchtbaren Lärm erhob, dass die Lamentationen des Kindes und der Mutter darin erstarben; dass die Mutter jedoch des Kaufpreises verlustig erklärt wurde, wenn sie ihre Thränen nicht zurückhalten konnte, einen Schrei oder einen Seufzer des Schmerzes ausstiess. Dies nennt Plutarch: Aberglauben!

Ein anderes Faktum ist folgendes: In den zwei ersten punischen

Kriegen, 227 und 217 vor Christus, hatten die Decemviren in Rom aus den sibyllinischen Büchern gelesen, dass Gallier und Griechen sich der Stadt bemächtigen würden. Um den Effekt dieser Weissagung zu schwächen, dem Volke die Angst zu benehmen, bedienten sie sich einer perfiden Interpretation. Sie lockten zwei Männer und zwei Frauen aus Gallien und Griechenland nach Rom, begruben sie lebendig unter Sühnungsceremonien auf einem öffentlichen Platze und liessen durch angeschlagne Tafeln erklären, die zwei Nationen hätten also Besitz von der Stadt genommen.

Der Gegner des Orakelwesens, der dies berichtet, fügt hinzu: die Grundsätze der divinatorischen Kunst hätten derartige Arrangements mit dem Fatum zugelassen. Akte schnöder Grausamkeit und perfide Interpretation gehören jedoch weder in das Gebiet des Aberglaubens und des Orakelwesens, noch in das Gebiet der Politik. Ihre Quelle ist ganz einfach im Unglauben und der Irreligiosität zu suchen. Je mehr das Gottesbewusstsein in der Menschheit erstirbt, desto intensiver regen sich in energisch ungebändigten Naturen unheimliche Triebe, finstre und furchtbare Leidenschaften, die wie aus der Tiefe erschallende Todtenorakel ihnen die Mysterien der Grausamkeit und der Perfidie zuflüstern; desto greller treten in kleinlich angelegten Naturen Zwittergefühle hervor, so in einander verzweigter Art, dass alle einfach schönen Principien in ihnen ersterben, Motive sowohl als Consequenzen ihres Handelns sich jeder Analyse wie jeder Beurtheilung entziehen. Wo das Gottesbewusstsein in der Menschheit fehlt, schleichen sich naturgemäss die Elemente der Grausamkeit, der Perfidie, der tyrannischen Verachtung aller Menschenrechte und Menschenliebe in das Gerichtswesen und andere staatliche Institutionen ein, wie früher in das Orakelwesen zu Rom.

Es entsteht die Frage: was ist Aberglaube? Aberglaube ist Selbstqual; wenn der Aberglaube Qualen für Andere schafft, hört er auf Aberglaube zu sein und wird Verbrechen. Plutarch entwirft ein sehr richtiges Bild vom Aberglauben, wenn er sagt: Der Abergläubische gleicht einem Menschen, über dessen Kopfe ein schwerer, hängender Stein angebracht ist, von dessen Gewicht er in jedem Augenblicke zerschmettert zu werden fürchtet. Der Aberglaube ist ein Uebel für den Menschen selbst und eine Beleidigung der Gottheit, zu der der Blick des gläubigen Vertrauens nicht mehr emporreicht; die mit geheimem Hass, scheuer Furcht, dem Verlangen ihr auszuweichen betrachtet wird. Der Schlaf befreit den Sklaven, doch den Abergläubischen nicht; wie bei dem zum Tode Verurtheilten ist sein Schlaf voll schrecklicher Ge-

spenster, infernaler Visionen, durch welche die Ruhe des Schlafes wie von Furiengöttinnen verscheucht wird. Er bleibt gequält von eignen Ideen, legt sich tausend zwingende Verpflichtungen auf, geht zu Interpreten, zu Simpuviatricen, die ihn mit Meerwasser reinigen, wirft sein Gesicht zur Erde, steht stundenlang unbeweglich vor dem Altar der Götter. Er unterwirft sich übertriebnen Demüthigungen, knechtischen Devotionen; ist untröstlich in der Betrübniss, dem Excess des Schmerzes hingegeben und strengen Reflexionen, die ihm Trost und Hoffnung rauben!

In dem nur zum Theil erhaltnen Fragment geht Plutarch alsdann zu den unnatürlichen Sühnungen über, denen sich der Abergläubische unterwarf; ist seine Schilderung durchaus wahr, so lange er bei der Selbstqual stehen bleibt. Unrecht hat er hingegen, wenn er die Grausamkeit als eine Consequenz des Aberglaubens hinstellt. Der Aberglaube ist der verkehrte Glaube, doch leider von dem Glauben nie ganz zu trennen. Im heidnischen Rom z. B. war wenig Glauben herrschend; die Römer, welche trotzdem die Religion als den mächtigsten Nerv der Politik anerkannten, mussten sich bei ihrer politisch-religiösen Staatsverfassung des Aberglaubens sehr oft bedienen, um die Ziele zu erreichen, die hochgestellte Nationen durch die Triebfeder des echten Gottesglaubens verfolgen und erstreben. Selbst an die höchste Magistratswürde: die Diktatur knüpften sich abergläubische Vorstellungen. Es war ursprünglich eine weltliche Würde, hervorgegangen aus langen Kämpfen, bei welchen die Volkstribunen die Autorität der Consuln schwächten und welche damit endeten, dass im Jahre 390 der Stadt Rom Plebejer zur Ehre des Consulats zugelassen wurden. Der römische Senat schuf daher bei aussergewöhnlichen Ereignissen eine Magistratur mit imposanten Aeusserlichkeiten, welche selbst bei friedlichen Unternehmungen von einem Ehrfurcht einflössenden Kriegsapparat begleitet war. Dazu gehörten 24 Lictoren, die Stäbe mit Streitäxten bewaffnet trugen, dem Dictator stets voranschritten; ferner ein General der Kavallerie, der an der Spitze bewaffneter Truppen in alle Städte, ja bis in das Herz Roms dringen durfte.

Es währte nicht lange, so nahm der Aberglaube des Volkes an, dass derjenige, der den Staat retten, die Feindseligkeit der Menschen unterdrücken könne, auch den Zorn der Götter zu entwaffnen fähig sein würde. Der Senat nöthigte daher die zwei curulischen Aedilen auch bei öffentlichen Calamitäten, wo irdische Hülfe unzureichend schien, einen Dictator zu ernennen, um den Beistand des Himmels zu erflehen; ein politischer Akt, welcher keineswegs aus der Annahme hervorging, dass

die Gottheit diesem ausserordentlichen Magistrat geneigter sein würde, als einem hohen Priester, sondern um den Muth des gebeugten Volkes mit neuer Hoffnung zu beleben. Wir finden auf den Capitulinischen Tafeln ein derartiges Ereigniss verzeichnet, wo der Aberglaube siegreich die Stelle des Glaubens vertrat, das heisst: die Geister des verzweifelten Volkes zu einem gläubigen Gebet vereinigte. Es war eine so verheerende Pest ausgebrochen, dass ein allgemeines Aussterben der Bevölkerung Roms zu fürchten stand. Die Götter schienen taub, trotz kostbar arrangirter Lectisternien, scenisch-dramatischer Spiele, Opfern und Ceremonien, durch welche man versuchte, ihren Zorn zu beschwichtigen.

Lectisternien wurden nur bei feierlichsten Gelegenheiten abgehalten; die Tempel, in denen sie stattfanden, hiessen Pulvinaren. Die Statue des präsidirenden Gottes, des Herakles z. B., ruhte dabei auf einem Polster: lectus oder pulvinar genannt; vor ihr stand ein Altar mit einem Speiseopfer und waren Triclinien im Halbkreise aufgestellt, auf welchen die Römer das griechische Zwölfgöttersystem durch zwei Geschlechter repräsentirten. Alle vereinigt als die Zusammenberathenden hiessen: dii consentes; die sich durch Klugheit und Urtheilsfähigkeit Auszeichnenden wurden schliesslich als dii selecti gewählt, um den Beschluss zu fassen. Es waren stets mit grossem Pomp arrangirte und schwelgerische Feste, wobei Hermaphroditen als Götterboten gekleidet aufwarteten und die Dithyramben und Hymnen intonirten, welche die Berathenden dem gefeierten Gotte zu Ehren anstimmten.

Während der Pest, dieser grossen Calamität, trat ein Greis auf und berichtete: als er Kind gewesen wäre, hätte bei einer herrschenden Pest der höchste Magistrat feierlich einen bronzenen Nagel in die Mauer des dem Jupiter Capitolinus gewidmeten Tempels eingeschlagen, auf diese Weise das Uebel beschworen. Die Senatoren und Volksvertreter erkannten natürlich, dass zwischen dem herrschenden Uebel und dem Gegenmittel auch nicht die geringste Beziehung bestand; dennoch verwarfen sie es nicht, sondern schlugen in alten Traditionen, Priesterregistern und Magistratsbüchern nach, um dem Volke die Fabel glaubwürdiger zu machen. Sie fanden in letzteren die einfache Bemerkung, dass die alten Römer statt der Chronologie zu den Annalen Nägel benutzten, welche sie in die Mauer eines Tempels schlugen, um die Zahl der Jahre zu bezeichnen; eine Sitte, welche von den antiken Bewohnern Latiums und Etruriens nachgeahmt wurde. Titus Livius berichtet zwar, dass dieser Gebrauch erst nach der verheerenden Pest stattfand; da jedoch keine andere Notiz angegeben ist, welche mit den bronzenen Tempelnägeln in Beziehung gebracht werden kann, so lässt sich schliessen:

dass diese Zeitrechnung schon in den ersten 4 Jahrhunderten nach der Gründung Roms stattfand, über welche Periode Priestermemoiren, die Gesetze der 12 Tafeln und Akten-Recueille mehr Licht verbreiten, als die erst mit dem Kriege des Pyrrhus beginnende Wahrheit der Geschichte.

Anciennität imponirt durch sich selbst; erst als der Glaube an die Anciennität des Gebrauches geweckt war, beorderten die Senatoren den bereits gewählten Diktator: Manlius Capitolinus, den Nagel auf die Seite des Tempels einzuschlagen, welche gegen den Minervatempel gerichtet war. Es ist selbstverständlich, dass die Ceremonie unter Beisein der Pontifexe und aller Priester, der Vestalinnen, des Senats wie des Volkes stattfand, Gebet und Opferflammen dabei zum Himmel emporschlugen. Dass die Wirkung eine dem Flehen des Volkes entsprechende war, geht aus dem geschriebenen Bericht hervor, nach welchem der geheimnissvolle Nagel fortan als Gegengift für alle Uebel benutzt wurde, zu deren Beseitigung die Inspirationen der Vernunft, der Erfahrung nicht ausreichten. Ferner aus der Bemerkung, dass Manlius Capitolinus bald darauf den Purpur niederlegte, die Lictoren und Truppen zurückschickte, sich wieder mit der Menge vermischte. Die Diktatur war eine vorübergehende Ehrenstellung, die jedoch ihre Endschaft erst dann erreichte, wenn die öffentliche Calamität gehoben war.

Ich will hier keineswegs dem Aberglauben das Wort reden und derartige politische Manipulationen der Römer anempfehlen; es handelt sich hier nur darum, das Ereigniss verständlich zu machen. Der Aberglaube kann in seiner Wirkung mit dem Glauben zusammenfallen. Die helfende Gottheit sieht in solchen Fällen nur die Grösse der Gefahr, nur das aus gesteigertem Gefühl hervorgehende Gebet. Der Urgrund: der Aberglaube als etwas total Ungöttliches reicht an die Gottheit nicht heran. Ich halte das Ereigniss nicht für Fabel, nicht für Lüge und am wenigsten für ein Wunder; es ist für mich ein Seitenstück zu dem Gebet, welches der englische Dichter Sheridan Knowles dem Tyrannen Gessler in den Mund legt, wenn er diesen in Lebensgefahr also beten lässt: Gott, sieh nicht auf die Farbe der Hände, die ich zu Dir erhebe! Damit will er sagen: Gott, sieh nichts Anderes als die Hände, die ich zu Dir erhebe! Gott hat bei den meisten Gebeten, die zu ihm emporsteigen, Vieles zu übersehen und zu überhören, oder richtiger gesagt: der Erdenstaub, der an unserem Beten haftet, reicht nicht empor, verliert sich wie Atome in der Luft. Selbst an dem gläubigen Gebet der Römer klebte sehr viel Wildes, Unheiliges, ächt Heidnisches. Wenn sie z. B. vor dem Kriege die Götter anriefen, eine Stadt zu verlassen,

weil sie dieselbe belagern wollten; vor der Schlacht vom Kriegsgott Mars erflehten, die feindliche Armee durch Verwünschungen zu schlagen, für welche Gebete alte Formeln in den Ritualbüchern standen, so ist kaum anzunehmen, dass diese Gebete zu der über dem Weltgewühl thronenden Gottheit gedrungen sind, da sie ihrer nicht würdig waren. Nur der geistige Hauch des Gebetes bleibt und erreicht die Gottheit, selbst wenn er der Brust des Verbrechers entstiegen wäre. Der Aberglaube, wenn er sich wie hier bei grosser Noth in ein naturgemässes, inbrünstiges Gebet verwandelt, kann Schöpfer lebentragender und reiner Gefühle sein; der Unglaube niemals — er ist wie ein verwelkter Blumenkelch, dem weder Duft noch Farbe mehr entsteigen.

Ein zweites Beispiel, wo die Römer es verstanden, die Ehre der Republik durch eine politisch-religiöse Vorstellung zu retten, welche sehr stark an Aberglauben streift, ist folgendes: Das Volk nahm jedes eintretende Wunder für ein warnendes oder drohendes Götterzeichen; zu diesen Wundern gehörte z. B. das Herniederfallen feuriger Steine; Flusswasser, welches, scheinbar mit Blut gemischt, einherfloss; Idole, welche ihren Platz wechselten, ohne dass Jemand sie berührt hatte; Donner bei heitrer Luft und Verfinsterungen am Tage. Das bestürzte Volk verlangte alsdann nach den Orakeln der sibyllinischen Bücher, nach Opfern und Sühnungen. Diesem Gefühl Rechnung tragend, war der Senat nach dem gehörten Bericht der Decemviren schon in der Urzeit Roms der Ansicht, öffentliche Feste einzusetzen, bei welchen alle römischen Stämme sich betheiligen mussten. Sie unterschieden drei Arten solcher Feste: die Stativae, welche an bestimmten Tagen und Monaten stattfanden; die Conceptivae, die nicht stabilen Feste, zu deren Abhaltung der Pontifex oder der Magistrat einen passenden Tag wählte; endlich die Imperatives, welche nur vom Befehl hoher Machthaber ausgingen. Zu Letzteren gehörten die Supplicationes, die nach den Wundern stattfindenden Sühnfeste mit riesigen Prozessionen, an welchen Kinder mit Blumen und Lorbeerzweigen in den Händen sich betheiligten, Pontifexe und niedere Priesterkasten, Magistrate, Senatoren, Cavaliere, Plebejer; Alle weiss und festlich gekleidet, dem Rangunterschiede nach geordnet. Diese Supplicationen wurden für Gutes und Böses angeordnet, waren von Dank- und Sühnopfern begleitet, von den feierlichsten Gelübden. Helden nach erfochtenen Siegen schrieben an den Senat und baten ihn, derartige festliche Dankopfer darzubringen. Für Julius Cäsar wurden deren 15 abgehalten während seiner Kämpfe mit den Galliern; 50 für Brutus, der den Mark Antonius besiegt; 2 für Cicero, nachdem er die Verschwörung des Catilina erstickt hatte. Die

berühmtesten dieser Feste waren jedoch die lateinischen, welche die Consuln alljährlich feiern mussten, durch deren Unterlassung sie die Erbitterung des Volkes derartig erregten, dass jedes eintretende Unglück ihnen zugeschrieben wurde. Die lateinischen Feste waren von Tarquinius dem Stolzen eingesetzt worden. Nachdem er Turnus, den Chef der Lateiner, besiegt hatte, schickte er Gesandte nach allen Richtungen, um Allianzen mit den benachbarten Völkern zu bilden. Diese Conföderation, welche einer späteren Unterwerfung voranging, befestigte er mit dem Siegel der Religion. Auf hohem Berge in der Nähe der Stadt Alba wurde ein gemeinsames Fest begangen, während dessen Dauer allgemeiner Waffenstillstand stattfinden musste, zu welchem alle Städte Thieropfer und Nahrungsmittel beizusteuern hatten, denn es herrschte Gütergemeinschaft während desselben. Es war dem Jupiter Latiaris zu Ehren eingesetzt, dem Beschützer Latiums; der Wohlstand aller Völker wurde dabei herabgefleht, ein aufgesetztes Ritual skrupulös beobachtet, wie die Gleichheit aller Rechte. Der Präsident des Festes war stets ein römischer Consul, der lange vorher die Tage des Festes publiciren liess.

Unter dem Consul Flaminius fand das Ereigniss statt, welches die Ehre der Republik sehr stark gefährdete. Er verlor im Jahre 536 eine entscheidende Schlacht bei Cortona gegen Hannibal, bei der er selbst getödtet wurde, 15000 Mann ihr Leben verloren. Nur einzelne Ueberreste der Legionen brachten die Nachricht davon nach Rom; es waren deren so Wenige, dass zwei Mütter vor Freude starben, ihre Söhne darunter zu sehen. Das verzweifelte Volk musste beruhigt werden; man ernannte daher schnell einen Prodictator an Stelle des Dictators, der nicht gewählt werden konnte, da der eine Wahlkonsul todt, der zweite im Kriege gegen die Gallier beschäftigt war. Dieser Prodictator versammelte sofort Senat und Volk und erklärte öffentlich, dass die verlorne Schlacht nicht der Unfähigkeit des Flaminius zuzuschreiben wäre, sondern durch Verachtung religiöser Institutionen der Republik die Wunde geschlagen worden sei. Flaminius hätte auf dem Berge Alba weder die lateinischen Feste gefeiert, noch die üblichen Gelübde auf dem Capitol geleistet. Desshalb habe er den Zorn der Götter verwirkt, Unglück auf das Land herabgezogen; man müsse der nöthigen Reparationen wegen die sibyllinischen Bücher consultiren. Nach der Inspection der geheiligten Bücher lautete der Senatsbeschluss also: man solle Alles opfern, was in den Heerden zwischen dem 1. März und dem 30. April geboren würde; Lectisternien mit doppeltem Prunke feiern; Gebete, Ceremonien und Festlichkeiten vier Tage lang fort-

setzen. Das Hauptfest auf dem Capitol bestand in einem Wettlauf von Quadrigen, wobei der Sieger zur Belohnung nichts Anderes erhielt, als eine Schale voll Absynthsaft, welchen er zur Stärkung seiner Gesundheit trinken musste, denn Gesundheit galt als höchste Belohnung des Verdienstes.

Durch derlei politische Manöver, welche in die Mysterien der Staatskunst einschlugen, übten die Römer verschiedene Wirkungen aus: sie brachten das Volk auf andere Gedanken, sie leiteten die Siegesgewissheit in die Herzen der Legionen zurück, sie verwischten die Trauer wie die Schmach der gehabten Niederlage und was Hauptsache war die Würdenträger blieben mit dem Volke im patriotischen Verbande, sie ketteten es fest an die Geschicke des Vaterlandes. Kurz: die Römer bedienten sich selbst des Aberglaubens als eines Mittels zur Volkserziehung und es war, wenn es in einem Religionsakte gipfelte, das Schlechteste nicht; es beruhte wenigstens immer auf richtigen Voraussetzungen, wenngleich auf falschen Principien.

In Staaten, wo das religiöse Element auf das engste mit der Politik verschwistert ist, fällt Aberglaube und Glaube oft in Eins zusammen. Dies tritt am klarsten bei der gerichtlichen Zeugenaussage der Griechen hervor. Neben dem Areopagus in Athen stand ein Furientempel, den Orestes hatte errichten lassen, als es ihm durch den Beistand Apollos gelungen war, die Wuth einflössenden Erynnien durch Opfer zu besänftigen, in wohlthuende Eumeniden zu verwandeln. Die Priester dieses Tempels hiessen Hesychiden, bildeten gleichzeitig ein Tribunal, vor welches Ankläger, Zeugen so wie Schuldige, alle diejenigen gezogen wurden, die später vor weltlichen Richtern zu erscheinen hatten. Alle mussten vorher hier ein blutiges Opfer darbringen, wozu schwarze Schafe und schwarze Tauben benutzt wurden und auf dem Altar der Furien schwören, dass sie bereit wären, die Wahrheit zu sagen. Mit diesem Altar verband sich nicht der spätere Begriff der strafenden Erynnien, denen die Eumeniden als versöhnte Göttinnen gegenüber standen, sondern der antike Furienbegriff. Er hatte seinen Ursprung in der Unterwelt, wo man das Fortwalten der drei durch Gerechtigkeit berühmten cretensischen Gesetzeswächter: Minos, Rhadamantys und des Aekos annahm. Der Eid des Rhadamantys war ein furchtbarer Schwur bei Thieren; der Begriff von nemesischen Höllenhunden wurde daher auch mit den Furien verknüpft. Sie galten als Minister von Höllenrichtern, deren über Bösewichter gefällte Sentenzen sie auszuführen hatten.

Diese Ansicht war nicht eine Folge der natürlichen Idee von Belohnungen und Strafen nach dem Tode, sondern die hoch-sittliche Idee, welche die Griechen mit der Unterwelt verbanden, war die: dass das Treiben der Menschen oberwärts im Hades von Höllenrichtern beurtheilt und bestraft wurde, da es zu allen Zeiten vorgekommen ist, dass der durch irdische Einflüsse getrübte Menschenblick die Schuldigen nicht von den Unschuldigen zu unterscheiden wusste, Schuldlose litten und Verbrecher triumphirten. Die Furien waren nemesische Naturen, da sie die fehlende Gerechtigkeit auf Erden wiederherzustellen hatten; Exekutoren unterirdisch gesprochener Sentenzen, lag ihre Hauptaufgabe auf der Oberfläche der Erde, wo sie als Personificationen von Gewissensbissen auftraten, sich unsichtbar an die Schritte des Schuldigen hefteten, ihm durch Excesse von Wuth und Pein den Verstand verrückten. In der Urzeit herrschte die Dreizahl, man nahm daher auch nur drei Furien an. Sie hiessen: Tisiphone, Megäre, Alecto, und die Furienleidenschaften, denen sie als Minister der göttlichen Rache präsidirten, waren: Zorn, Rache, Geldgier und Neid. Diese vier Leidenschaften führen naturgemäss zum Morde, zum Diebstahl, zur Wollust und anderen Verbrechen, an welche ewige Qual sich heftet, denn der Gewissensbiss hört mit dem Tode nicht auf. Ihre so zwischen zwei Welten getheilte Mission machte sie zu nie ruhenden Jagdgöttinnen, die ihre schaurigen Pfade sich selber fackeltragend beleuchteten; so sehr gefürchtet waren, dass man ihren Namen nicht zu nennen wagte, ihren Tempeln und Altären in hl. Hainen nur mit Narzissenkränzen in den Händen zu nahen den Muth hatte, der Lieblingspflanze infernaler Gottheiten, deren Duft sie betäubte. In der Stadt Ajacha stand ein Furientempel, wo sie selbst mit schrecklichen Mienen, Schlangenpeitschen, schwarzblutigen Kleidern so entsetzlich dargestellt waren, dass eintretende Verbrecher plötzliche Wuth erfasste, verzweifelnd den Verstand verloren, so dass man genöthigt war, den Tempel zu schliessen. Diese Darstellungsweise war dem Aeschylus entlehnt; auf antiken Vasenbildern jedoch, wo wir die Furien im Tempel zu Delphi neben Orestes erblicken, sind sie als kurze Gewänder tragende, mit kostbarem Gürtel, elegant sitzenden Endromyden gezierte Jagdnymphen dargestellt, deren originelle Schönheit durch zwei grosse Flügel erhöht wird, welche nicht aus ihren Schultern herauswachsen, sondern mit kreuzweis über der Brust befestigten Riemen nur angeheftet sind, um ihr ewiges Fluchtleben zu charakterisiren. Ihr Gesicht ist medusenartig-melancholisch, nemesisch-ernst, von innerer Agitation entlichtet, doch nicht entstellt. Das Entsetzliche lag in ihrer düstern Mission, nicht in ihnen selbst; das haben die griechischen Künstler besser zum Verständ-

niss gebracht, als die Poeten; denn der menschliche Organismus, besonders der durch Verbrechen entgötterte, ist nicht im Stande, schauerliche Formen mit schauerlicher Bedeutung zu ertragen, wovon der Tempel zu Achaja ein Beispiel liefert. Furienfurcht war bei den Griechen ein Gefühl, welches die Götterfurcht bei weitem überragte, da es leichter war, die Götter umzustimmen, als die Furien zu versöhnen, die zu den unnahbaren Gottheiten gehörten, so dass man Finsterniss auf die ihnen geweihten Handlungen herabflehte. Den Gerichtseid auf dem Altar der Furien schwören lassen, war daher ein hochpolitischer und hochsittlicher Akt bei den Griechen. Es hiess sie mit der Heiligkeit des Wortes, sie mit der Heiligkeit der Wahrheit erfüllen, es hiess: Furienleidenschaften in ihnen dämpfen, Achtung vor Menschenrechten und Menschengeschicken in ihnen erwecken. Das Wort der Wahrheit und der Schwur sind eins. Für den gotterfüllten Menschen, der das Wort der Wahrheit spricht, ist der Eid überflüssig; für den gottentfremdeten Menschen, dem der Geistesblick für die Wahrheit fehlt, ist ein der Wahrheit gemässer Eid unmöglich, denn die Wahrheit ruht tief und einzig im Göttlichen. Bei den Griechen steigerte die Furienfurcht die Gottesfurcht; die infernal lauschenden Unterweltsgötter waren den Griechen imponirender, als ihre ideal gestalteten, sie vertraut umgebenden Götter; sie wussten, dass sie den Rachegeistern Racheakte bereiteten, wenn sie falsch schworen; dass sie die Sendboten der Höllenrichter an ihre Fersen bannten, wenn sie falsch schworen und darum gab es bei ihnen eher Gottesläugner als falsche Zeugen. Ein falsch geschworner Gerichtseid kann Furienleidenschaften im Angeklagten wecken, kann Richter zu Verbrechern stempeln, unendliches Elend über den Schuldlosen verhängen. Die Römer verwarfen den düstern Furienkult fast gänzlich; sie erkannten nur eine weissgekleidete Furie an, die in der vierzehnten Region einen heiligen Hain und Tempel besass, an welchen das Asylrecht geknüpft war und der zu Ehren sie das Fest der Furinalien feierten. Da sie das Staatsgewissen über das Gottgewissen stellten, mussten sie nothgedrungen den streng antiken Furienkult mildern; dennoch bestraften sie den falschen Zeugen mit dem Tode, stürzten ihn vom tarpejanischen Felsen herab. Die Römer entnahmen dem kretensischen Gesetzgeber Rhadamantys zwei Gesetze, die tief auf der Kenntniss der menschlichen Natur beruhten, den Charakter des Unterweltlichen mehr an sich trugen, als den des Göttlichen. Erstens: das jus taliones, das Vergeltungsrecht; zweitens: das frei von Strafe ist, wer an einem ungerecht Beleidigenden Rache nimmt; das Staatsgewissen kann solche Gesetze in den seltensten Fällen sanktioniren, das Gottgewissen niemals; mehr Unheil jedoch, als diese

zwei Gesetze möglicherweise stiften können, stiftet der gedungene, aus stumpfsinniger Verthierung, oder aus böser Leidenschaft handelnde falsche Zeuge — darüber war das Staatsgewissen wie das Gottgewissen der Römer vollständig einig.

Die römischen Gesetze waren streng; die Gesetze der zwölf Tafeln, ausgegangen von der königlichen Macht, durch welche Romulus die Stadt vertheidigte, Numa das Reich regelte, blieben bis in die spätesten Zeiten der Republik in Kraft. Sie wurden als die Quelle des öffentlichen Rechtes betrachtet, alle richterlichen Decisionen wurden auf sie gestützt. Diese feststehenden Regeln der Rechtspflege erfüllten die Nation mit einem schönen Gefühl der Sicherheit. Die Römer liebten ihre Gesetze, was bei den Völkern nicht der Fall sein kann, bei denen die Gesetze nur Zuchtmittel sind, mit denen es für Schande gilt in Berührung zu kommen oder was noch schlimmer ist, nur Stützen schnöder Tyrannei. Als die Gallier durch eine Feuersbrunst Rom zerstörten, Todesfurcht und Schrecken herrschte, da trat dieses Gefühl hervor; da erinnerten sich die Römer, dass die Zukunft des Reiches in ihren Gesetzestafeln ruhte; da trugen sie die Monumente der römischen Jurisprudenz aus den öffentlichen Archiven nach dem Tempel des Jupiter Capitolinus. Dieselben wurden wie die Religionsbücher als sacra publica betrachtet. Daher war bei den Römern eine Verschmelzung der Religion und Politik überhaupt möglich. Durch diese Verschmelzung wurde der religiöse Aberglaube bei ihnen zum politischen Glauben. Sie glaubten an die Ewigkeit und Grösse Roms; so tief, so unauslöschlich wurzelte dieser Glaube in ihnen, dass sie die ganze Menschheit damit zu durchdringen verstanden, er den Verfall des römischen Reiches ungeschwächt überlebte. Jeder wahre Glaube ist ewig und jeder Glaube, der nicht ewig ist, ist Aberglaube. Da neben dem wahren Glauben zu allen Zeiten viel periodischer, falscher Glaube existirt, so muss in jedem Staate dem Aberglauben eine Stelle mit eingeräumt werden. Je weniger dies eine Machtstellung ist, desto besser; doch gänzlich trennen lässt sich der Aberglaube vom Glauben nicht, im niedern Volke jedenfalls nicht. Wer dieses politische Wunder dem niedern Volke gegenüber erzwingen will, der stürzt es in den Unglauben hinein; denn beim Volke folgt dem wenig Wissen nicht das höchste Wissen, sondern das Nichtwissen.

Es heisst: das Orakelwesen habe dem Aberglauben Vorschub geleistet und darum habe man es abschaffen müssen. Die Institution ist gefallen, doch der Aberglaube ist geblieben — darüber täuschen wir uns nicht; nur mit dem Unterschiede, dass im Orakelwesen Furcht vor

den Göttern den Aberglauben erzeugte, Furcht vor dem Nichtgewussten — während später der Mensch den Menschen abergläubisch zu fürchten anfing, auch vor dem Gewussten erzitterte.

Das Mittelalter und die Hexenprozesse geben darüber furchtbare Aufschlüsse. Ich erwähne dies, damit wir anfangen Institutionen gänzlich von dem zu trennen, was gottentfremdete Menschen hineinzutragen vermögen. Der Areopagus war seiner Zeit das erhabenste Tribunal, doch auch für ihn gab es eine Epoche des Verfalls, wo die Bestechung bei ihm Eingang fand. Jede Institution kann durch gotterfüllte Menschen zu einer göttlichen erhoben, durch infernale Menschen zu einer infernalen herabgewürdigt werden. Der Mensch ist nicht nur Schöpfer, sondern auch Träger der Institution; als Träger derselben ist er gleichzeitig der grosse Eris-Träger, der den Zwiespalt seines Ichs, die Elemente des Kampfes mit hineinträgt. Der menschliche Organismus ist ein bei weitem mehr ungöttlich complicirter, als göttlich einfacher. Idealität jedoch ist Einfachheit — ist Erkenntniss des Maasses, ist heilige Scheu vor dem Zuviel. Wer sich nicht zur Einfachheit emporzuringen vermag, der erstrebt auch das Göttliche nicht, denn Gott ist die Einheit des Wahren, des Guten und Schönen. In der griechischen Kunst herrschte der Grundsatz: es giebt kein Gutes und Wahres ohne die Schönheit, die Schönheit macht erst das Gute zum Guten und das Wahre zum Wahren. Dasselbe gilt von der Seelenschönheit; Seelenschönheit schliesst das Gute und Wahre in sich; Seelenschönheit schöpft man nur aus der Gotteserkenntniss; Seelenschönheit concentrirt alles irdische Wissen zum unauslöschlichen Gottesbewusstsein. Ideale Einfachheit sollte daher das Gepräge aller Menschen, aller Institutionen sein, da sie ihnen Dauer verspricht und Bestand leiht. Das complicirte Element hingegen führt zur Tiefe, zum Verfalle, zur Entfernung von Gott. Darum ist die Geschichte der Orakel die Geschichte der Menschheit wie des einzelnen Menschen, weil sie uns diese Wahrheit ergreifend enthüllt, zur Rückkehr mahnt zu dem Ideal-Einfachen, zur Rückkehr mahnt zu dem Ideal-Göttlichen.

Schluss.

Die Regierung der Griechen und Römer autorisirte und begünstigte das Orakelsystem hauptsächlich, um dadurch einen sehr entscheidenden Einfluss auf die ganze Nation und besonders auf das niedere Volk ausüben zu können. Zum Wissen einer Begebenheit gehört nicht blos das Wissen, sondern das Vor- und das Nachwissen. Dem Volke, das nicht nachdenkt, auch nicht Zeit zum Nachdenken hat, fehlt dieses höhere Wissen gänzlich. Herrscher und Staatsminister entscheiden sich oft einen Krieg zu führen und sind über die Consequenzen dieses Krieges durch eine richtige Erwägung günstiger und ungünstiger Chancen, Alliancen etc. schon vorher beruhigt. Das Volk jedoch, gänzlich unfähig, die geheimen Fäden der Politik zu entwirren, erschrickt bei dem Worte: Krieg — es ist oft paralysirt vor Schrecken. In diesem Falle benutzte der staatskluge, immer politische Zwecke verfolgende Römer die sibyllinischen Bücher. Das Hauptaugenmerk der Kaiser und Lenker des Staates war daher darauf gerichtet, diesen Büchern Respekt zu verschaffen, sie als herrschende Autorität hinzustellen. Die ersten drei sibyllinischen Bücher, 366 vor Christo in Rom eingeführt, wurden in einem Steinkoffer im Tempel der Juno auf dem Capitole aufbewahrt und zwei Magistrate unter dem Titel: Duumviri sacris faciundis zu ihrer Bewachung beim Tempel angestellt. Ihnen wurde streng verboten, sie mitzutheilen, denn nur auf Befehl des Königs oder des Senates durften sie consultirt werden. Die Stellung war lebenslänglich und galt für eine heilige Magistratur.

Als die Plebejer die Verwaltung der Aemter mit den Patriziern theilten, bildeten 10 Magistrate ein Collegium, dessen Hauptbeschäftigung in der Lectüre der heiligen Bücher bestand. Die Decemviri wurden später zu Quindecemviri, welche bei aussergewöhnlichen Fällen sich

heiligen Ceremonien unterwerfen, festlich geschmückt im Tempel die Lorbeerzweige erneuern mussten, nur mit geweihten Händen die Bücher öffnen durften, um das Schicksal des Reiches zu erfahren. Sie publicirten alsdann vor dem Senat und dem versammelten Volke nicht den Text der Weissagungen, sondern nur das Substrat dessen, was sie aus dem Orakel herausgelesen hatten. Gewöhnlich bezog sich dasselbe auf die Einführung eines neuen Cultus und die Details neuer religiöser Uebungen, Feste und Opfer, um Götter zu versöhnen. Das Simulacrum der Göttermutter Kybele z. B. in einem schwarzen figurativen Muschelsteine bestehend, wurde in Rom eingeführt im Jahre 548 der Stadt, um die Vertreibung des Hannibal an der Spitze der Karthager aus Italien zu bewirken. Der Bericht der Quindecemviri wurde alsdann ohne Examen angenommen und der Senat befahl, was ihm gut dünkte, um unheilvolle Zeichen zu paralysiren, drohende Gefahren vom Reiche abzuwenden. Das Volk wurde beruhigt, durch den erhaltnen Götterwink zu neuer Thatkraft beseelt, das Reich zu schützen, die Machtstellung Roms zu begründen. Bedeutende Männer, wie Cornelius Tacitus, verschmähten es nicht, eine Würde zu bekleiden, bei welcher historische Bildung, politisches Verständniss, klare Erkenntniss der Weltlage mit dem Glauben an eine herrschende, rächende und strafende Gottheit zusammenfallen musste. Die Quindecemviren betrachteten sich als Vertreter der Gottheit in der Regierung der Menschen, fassten Politik und Religion als eine unzertrennbare Einheit und versuchten durch die Allgewalt dieser zwei ineinandergreifenden Potenzen ein Weltreich zu gründen, das Römerthum als weltbezwingende Macht hinzustellen.

Rom war gross, so lange der Ehrfurcht vor dem Gesetze die Ehrfurcht vor dem göttlich gefällten Ausspruch zur Seite stand; das conservative Recht die altehrwürdige Sitte nicht verdrängte! Rom sank, als die mit älterer Geistesschicht behafteten sibyllinischen Bücher der modernen Zauberei und Zaubelei weichen mussten, Unglaube und Verbrechen den letzten vernünftigen Gottesglauben ertödteten!

Rom sank und innerhalb des sinkenden Roms war der Untergang des Orakelwesens unvermeidlich, weil auch in ihm das ursprünglich Göttliche durch untergeordnete und verwerfliche Elemente überwuchert worden war. Wenn das durch Schuld heraufbeschworne Fatum zusammenfällt mit dem unabwendbaren Dekret der Gottheit, dann ist der Untergang eines Menschen, einer Institution oder eines Volkes unvermeidlich, naturgemäss, den Gesetzen der Nothwendigkeitsschwere entsprechend. Wo die Geschichte mit Feuerzungen spricht, wie hier, bedarf es daher keiner subtilen Gründe, den Fall zu motiviren; auch

keiner übernatürlichen, wie sich deren an den Sieg des Christenthums und den Triumph der Kirche knüpfen.

Der Kampf, der sich gleichzeitig zwischen dem emporstrebenden Christenthume, dem Heidenthume und den Gnostikern entspann, steht meiner Ansicht nach ausserhalb der antiken Welt und gehört daher nicht hierher. Ich erwähne ihn nur in Kürze, in so fern er das Orakelwesen betrifft.

Grosse Philologen behaupten: der Prozess zwischen dem Heidenthume und dem Christenthume sei ungeschlichtet geblieben. Damit wollten sie nicht sagen, dass das Heidenthum, welches hier als Collektivbegriff für Alterthum steht, mit seinen religiösen Institutionen dem Christenthume vorzuziehen sei, sondern sie wollten klar bezeichnen, dass das Christenthum zur herrschenden Staatsreligion erhoben wurde, als der Prozess stattfand und dadurch die noch nicht erschöpften Controversen zwischen Heiden und Christen ein naturgemässes Ende erreichten. Das Heidenthum wurde nach Asien zurückgedrängt, da die Gnostiker, die der Zahl nach die Anhänger des Christenthums bei weitem überstiegen, als Philosophensekten keine Kirche bildeten und keine Tempel besassen. Der Jahrhunderte lang geführte Kampf zwischen Heiden und Christen drehte sich hauptsächlich um das das ganze Alterthum beherrschende Mysterien- und Orakelwesen: zwei Institutionen, welche beide tief in der menschlichen Natur begründet waren. Was die Mysterien anbelangt, so standen sich Christen und Heiden als schroffe Gegner gegenüber, wovon die Vernichtung aller Mysterientempel und aller Mysterienschriften ein historisches Zeugniss ablegt. Was jedoch das Orakelwesen anbelangt, so trat der eigenthümliche Fall ein, dass heidnische Philosophen und Historiker dagegen mit schroffer Satyre auftraten, während grosse Apologisten des Christenthums sich alter Orakelschriften und sibyllinischer Aussprüche bedienten, um das Christenthum als eine geschichtliche Entwicklung, ein Jahrhunderte lang vorhergesehnes, durch den Fortschritt der Menschheit gebotnes Ereigniss hinzustellen. Das auf criminell-lächerlichen Annahmen beruhende Orakelwesen wurde natürlich verdammt; das Uebernatürliche der Orakel jedoch von den bedeutendsten Kirchenvätern nicht geleugnet, vielmehr als Waffe gegen die Heiden benutzt, um den Vorwurf der religiösen Neuerung zu widerlegen. Die Sibyllen, die letzten Vertreterinnen der göttlich-prophetischen Kraft, wurden als Vorläuferinnen des Christenthums in den Schooss der Kirche mit aufgenommen,

denn einen Hauptzweig des werdenden Christenthums bildeten die Sibyllisten, Anhänger und Verehrer sibyllinischer Weisheit.

Bei den philosophischen Controversen, welche sich für und gegen die Divination entspannen, kam es weniger darauf an, diese oder jene Form des Orakelthums zu vertheidigen oder zu verdammen, sondern die Principien, welche ihm zu Grunde lagen. Man unterschied deren zwei: ein religiöses und ein rein menschliches. Das erstere gipfelte in der Frage: Ist es in der menschlichen Natur begründet, den Willen der Gottheit bei allem irdischen Thun zu erforschen, durch Fragen und Zeichen mit der Gottheit in Verbindung zu bleiben?

Der erste Theil der Frage ist von Christen und Heiden fast durchgängig bejaht, der zweite: ob man durch Fragen und Zeichen mit der Gottheit in Verbindung bleiben kann? von den Kirchenvätern entschieden geläugnet worden. Sie erkannten das Gebet, den tief in uns wohnenden Gottgedanken, die heiligen Schriften als Mächte an, um den Verband mit der Gottheit festzuhalten; sie behaupteten, nicht Fragen und Zeichen, sondern die Dogmen des Christenthums, die Gesetze der Moral und der Ethik seien es, welche uns den geheimnissvollen Willen der Gottheit genugsam offenbarten. Dank der glühenden Begeisterung, dem ernsten Religionsgefühl der ersten Christen war es ihnen leicht, die Streitfrage zu entscheiden, dass Zeichen, Auspicien und Omina, durch innere Gottheitsstimmen, Dogmen und ethische Gesetze ersetzt werden können; zu beweisen, dass die Gottheit auch ungefragt in jedem Augenblicke zu dem spricht, der sie zu hören geneigt ist; dem die Antwort vorenthält, der ungöttliche Fragen stellt, Forderungen statt Gebeten emporsendet, Weltzwecke mit Ausschluss jedes göttlichen Motives verfolgt.

Von Seiten der Nichtchristen jedoch, bei denen religiöse Gleichgültigkeit an die Stelle der religiösen Begeisterung getreten war, wurde die Frage: ob das Orakelwesen des Alterthums die Berechtigung zu bestehen, in sich trug? von dem göttlichen Princip losgelöst und auf das rein menschliche übertragen. Die in den Vordergrund tretende Frage war diese: Ist es in der menschlichen Natur begründet, das durch Zeit und Raum Getrennte wissen und erforschen zu wollen? Der leidenschaftliche Hang, mit dem das orakulöse Element gepflegt und betrieben worden war, bejahte diese Frage auch ohne das Zuthun der streitenden Parteien und leitete zu den gewichtigen Zukunftsfragen hin: Welcher Ersatzmittel wird man sich für die verstummten Orakel bedienen? Wie

wird sich der Entwickelungsprocess der Menschheit gestalten, wenn ihr jeder kosmopolitische Ueberblick fehlt? Wie wird es vom Standpunkt der Politik aus möglich sein, das Volk zu beeinflussen, das Entfernte sich zu vergegenwärtigen, die geheimsten Triebfedern menschlicher Handlungen zu kennen, die Ereignisse vorauszusehen ohne das Hülfsmittel der orakulösen Kraft? Diese und ähnliche aus dem Streit der Parteien und der Natur der Sache hervorgehenden Fragen waren es, welche die Gemüther für und gegen eine Reform des Orakelwesens erhitzten, ungeschlichtet in der Schwebe blieben, bis das auch politisch zur Herrschaft erhobene Christenthum ihnen ein abruptes Ende bereitete, jede fernere Polemik ausschloss.

Für uns wäre es heute ein Leichtes, den grössten Theil der damals aufgeworfenen Fragen zu beantworten. Wenn wir die leidenschaftliche Gier betrachten, mit welcher sich die ganze Menschheit auf die Zeitungen stürzt, so liefert uns diese Zeitungsmanie den historischen Beweis, dass die Journalistik an die Stelle des Orakelthums getreten ist, dass die Sehnsucht nach verstummten Orakeln in den Völkern und Nationen fortlebt; der Mensch noch ganz wie damals von Befürchtungen, Neugier, gesundem und krankhaftem Wissensdrange getrieben, nicht existiren kann, ohne die Geister der Ferne zu consultiren.

Nicht uninteressant wäre es, den Vergleich anzustellen, in wie weit die Journalistik der Gegenwart die Klippen zu vermeiden weiss, an denen die Erhabenheit des Orakelthums dereinst scheiterte? Vor Allem: Ist sich die Journalistik der hohen ihr überkommenen Mission — der Führung der Menschen — bewusst? Sind die Zeitungen das Organ der Menschheit oder das Organ einzelner Menschen, der im Gegensatz zu einander verharrenden Staaten und Parteien? Gleicht jeder Zeitungsartikel einem olympischen Gotte, der zwei erhobene Fackeln in der Hand trägt, um die Wahrheit im reinsten Lichte neben dem flackernden Feuerschein des in Unwahrheit und in Halbwahrheit Getauchten hervortreten zu lassen? Oder thun wir Alle besser, die Wissenschaft des Unmöglichen zu studiren, um vollkommen instruirt über das, was unmöglich ist, endlich zu dem Resultate des Möglichen und durch das Mögliche zur Erkenntniss der Wahrheit zu gelangen? Die Beantwortung dieser Fragen gehört nicht in den Rahmen dieses Buches. Nur soviel sei gesagt: Von welcher Seite wir immer die Journalistik einer Prüfung unterziehen, das Resultat wird dieses sein: dass die Institution an sich, als eine grossartige, dem Fortschritt der Menschheit entsprechende,

praktische Zwecke, Wissenschaft und Cultur fördernde dasteht, daher auf Bestand und Dauer zu rechnen hat; dass jedoch auch hier Sonderinteressen und Sonderbestrebungen es sind, welche Missbräuche in die Institution einführen; dass der einzeln entlichtete Mensch zu der Verdunkelung des Ganzen beiträgt, das Ideal-Sittliche auch hier am complicirten Organismus der ganzen Menschheit, an diplomatischen und undiplomatischen Sünden scheitert. Wer daher über alles menschliche Wissen hinaus das Wissenswerthe wissen will, der zerstöre den Orakeltempel in seinem Innern nicht, der beobachte das Gesetz, welches gleichzeitig als die Quelle der erhabensten Politik, als die Quelle der göttlich-orakulösen Kraft zu betrachten ist: dies Gesetz heisst — ohne Sünde sein.

Hoffmann
Das orakelwesen im
alterthume.

572558

Hoffmann,
Das orakelwesen im
alterthume.